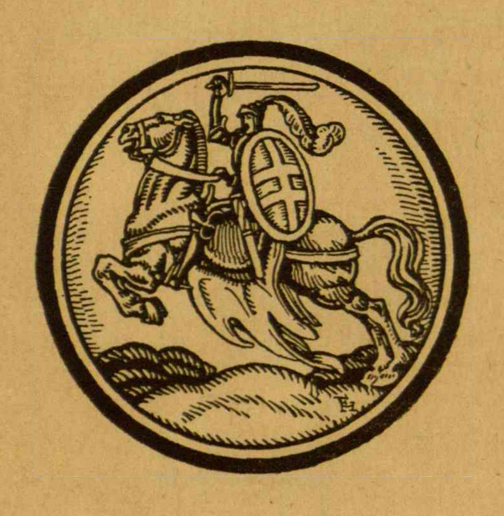
Das Litauen-Buch

eine Auslese aus der

Zeitung der 10. Armee



1918

Druck und Verlag: Zeitung der 10. Armee

Litauen

Ein geschichtlicher Ueberblick

Von H. von Revelstein

Ueber Litauen herrschen in Deutschland, selbst in gebildeten Kreisen, auch jetzt noch recht unklare und verschwommene Vorstellungen. Es muß hier deshalb zunächst festgestellt werden, daß die in Polen und Westeuropa nur auf geschichtlicher Grundlage meist zu Litauen gezählten Gouvernements Mohilew, Minsk und Witebsk von den Russen richtiger als Weißrußland bezeichnet werden. Das ethnographische Litauen umfaßt das ganze Gouvernement Kowno, das Gouvernement Suwalki mit Ausnahme der südlichen, von Masuren bewohnten Kreise Suwalki, Augustowo, ferner Teile der Gouvernements Grodno und Wilna und einige Bezirke im südlichen Kurland mit 23 000 litauischen Bewohnern. Die sogenannten eigentlichen Litauer im östlichen und die Schmuden oder Schamaiten im westlichen Teil des Gebiets, die sich mundartlich nur wenig unterscheiden, waren nach der letzten Volkszählung von 1897 in einer Zahl von 1 943 080 vertreten, während außerdem mindestens eine Million zerstreut und in weit entfernten Gegenden lebt.

Die Geschichte des ehemaligen mächtigen Großfürstentums Litauen, das seine Herrschaft im Mittelalter nach Osten und Südosten weit über seine ethnographischen Grenzen ausdehnte, gelegentlich sogar den russischen Republiken Groß-Nowgorod und Pskow Schutz gewährte und 1501 mit dem Königreich Polen in Personalunion vereinigt wurde, gehört nicht in den Rahmen dieser Besprechung. Es ist jedoch von Wichtigkeit, sich die glänzende Vergangenheit dieses kleinen, aber tapferen und tüchtigen Volkes vor Augen zu halten, um die furchtbare Härte, mit der die zarische Regierung jeden Versuch einer nationalen Entwicklung bei den Litauern niederzutreten pflegte, auch in ihren psychologischen Wirkungen richtig einzuschätzen. Denn dieses bedauernswerte Grenzgebiet hat unter allen Schrecken des russischen Absolutismus und der rohesten Beamtenwillkür ebenso wie das ganze unter polnischem Kultureinfluß stehende Westrußland besonders schwer leiden müssen.

Länger als zwei Jahrhunderte, von der Union zu Lublin im Jahre 1569 bis zur dritten Teilung Polens 1795, hat Litauen unter der unumschränkten Herrschaft Polens gestanden, die das Land im allgemeinen nicht sehr gefördert hat. Da bereits bis zum Ende des 16. Jahrhunderts Adel und Geistlichkeit völlig verpolt waren, so hat namentlich die nationale Entwicklung des litauischen Volkstums während der polnischen Herrschaft völlig stillgestanden. Bei dem Zusammenbruch des polnischen Staates erhielt Rußland 1795 den größten Teil des heutigen Litauens, während der westlich vom Memelflusse gelegene Teil Preußen zugesprochen wurde. Dieses auch Neu-Ostpreußen genannte Gebiet wurde 1807 mit dem Herzogtum Warschau vereinigt und 1815 mit diesem nach dem Wiener Kongreß dem russischen Reiche einverleibt.

Zu diesem Wechsel der Herrschaft verhielt sich das seinem längst verpolten Adel und der Geistlichkeit fremd gegenüberstehende Volk zunächst ganz gleichgültig. Seine heimatliche Sprache, die namentlich in der schamaitischen Mundart von der Wissenschaft als die älteste aller indogermanischen Sprachen erkannt worden ist, war zu jener Zeit schon längst zu einem Bauerndialekt herabgedrückt worden; das ganze geistige Leben des Landes war polnisch. Während der Regierung Alexanders I. wurde dieser unumschränkt herrschende polnische Kultureinfluß nicht nur nicht gehemmt, sondern im Gegenteil sogar noch gefördert. So wurde die 1578 von den Jesuiten in Wilna gegründete philosophisch-theologische Akademie, nachdem sie 1796 von den Russen zur Hauptschule von Wilna umgewandelt worden war, 1803 zur Universität erhoben. Diese polnische, fast gleichzeitig mit der Universität Dorpat gegründete Hochschule wurde jedoch unter der folgenden Regierung in den Stürmen der Revolution von 1830 wieder aufgehoben.

Ebenso wie in den Ostseeprovinzen begannen unter der Regierung Nikolaus' I. auch hier die ersten Bedrückungen auf kirchlichem Gebiet. Sie trugen zunächst den Charakter einer Vergeltung für den Aufstand von 1830, der ganz ausschließlich von den polnischen und verpolten Kreisen der Bevölkerung ausgegangen war, und richteten sich vor allem gegen das mächtige, die Verrussung in Polen und Litauen am meisten hindernde Bollwerk, gegen die römisch-katholische Kirche. Es hatte bald nach der Reformation eine Zeit gegeben, in der ganz Litauen nahe daran war, sich der protestantischen Kirche anzuschließen. Nur der tatkräftigen, gegen Ende des 16. Jahrhunderts einsetzenden Gegenreformation der Jesuiten, die bloß in Livland erfolglos blieb, war es damals gelungen, Polen und Litauen dem Katholizismus zu erhalten. So gibt es gegenwärtig nur etwa 37 bis 38 000 Litauer im Kownoschen Gebiet, die der re-

formierten Kirche angehören, während die überwiegende Mehrheit des sehr religiösen Volkes mit großer Hingebung an der katholischen Kirche hängt.

Bald nach der blutigen Unterdrückung der Revolution begann der Kampf gegen diese Kirche, die trotz der brutalen Vergewaltigungen in allen westlichen Grenzgebieten an ihrer inneren geistigen Kraft bis heute nichts eingebüßt hat. So wurden bereits 1832 die meisten der zahlreichen Klöster nebst den dazu gehörigen Klosterschulen aufgehoben. Diese wurden teils in russische Volksschulen umgewandelt, teils ganz geschlossen, während in den sehr spärlich vorhandenen litauischen Dorfschulen zu jener Zeit noch die litauische Unterrichtssprache erhalten blieb. Von den Nonnenklöstern wurden viele auf den Aussterbeplan gesetzt, d. h. sie sollten nach dem Tode der letzten Einwohnerin ganz geschlossen werden. Von einem Kloster der Ursulinerinnen erzählte mir vor einigen Jahren ein Litauer mit ironischem Lächeln, die ältesten Nonnen hätten dort infolge dieser Bestimmung ganz aufgehört, älter zu werden; erst am Ende des Jahrhunderts hätten die russischen Behörden die anscheinende ‚Unsterblichkeit‘ dieser Klosterjungfrauen entdeckt.

Unter der Regierung des humanen Zaren Alexanders II. waren die Zustände in Litauen und Polen zunächst ganz erträglich, namentlich seit der 1861 eingeleiteten ‚Versöhnungspolitik‘ des Marquis Wielopolski. Die zweite Revolution von 1863, die in Litauen wiederum ganz ausschließlich von dem Adel und dem verpolten städtischen Bürgertum ausging, hat aber leider alle Hoffnungen auf eine gesunde Entwicklung vernichtet. Das erst 1862 von der Leibeigenschaft befreite litauische Volk hatte jetzt schwer dafür zu büßen, daß es sich in völliger politischer Verblendung in die polnische Revolution hatte hineinreißen lassen. Nachdem der berüchtigte ‚Henker von Wilna‘, Murawjew, den Aufstand in Litauen in einem Meer von Blut ertränkt hatte, begann er als Generalgouverneur von Wilna einen unerbittlichen und schonungslosen Kampf gegen die heiligsten Güter im Seelenleben dieses Volkes, gegen seine Religion und die Liebe zum eigenen Volkstum. Er setzte einen Erlaß durch, in dem jeder Buchdruck und jede Verbreitung von litauischer Schrift in Rußland streng verboten wurde. Zuwiderhandelnde wurden mit Gefängnis oder auf dem Verwaltungsweg verhängter Verbannung bestraft, im günstigsten Falle doch unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Statt der litauischen, in lateinischen Lettern gedruckten Bücher wurden dem Volke jetzt solche mit russischer (zyrillischer) Schrift angeboten, die das Volk jedoch überall zurückwies. Man griff deshalb zu immer schärferen Maßregeln; man stellte an die Türen aller katholischen Kirchen Polizisten, die die Gesangbücher der Eintretenden zu besichtigen und die mit lateinischer Schrift gedruckten sofort zu beschlagnahmen hatten. Vierzig Jahre hindurch hat dieser furchtbare, jede geistige Entwicklung stark hemmende Druck auf dem litauischen Volke gelastet. Während dieser Zeit waren die Litauer, die sich natürlich der höheren Kultur anschlossen, fast ausschließlich auf polnische Druckschriften angewiesen. So hat diese von ungewöhnlicher politischer Torheit zeugende Maßregel der Regierung keinen andern Erfolg gehabt, als den immer mehr wachsenden Haß der Litauer gegen alles Russische und die Erstarkung des polnischen Elements in Litauen wesentlich zu fördern.

Aber das erwachende Nationalgefühl und zunehmende Bildungsstreben des in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts immer mehr aus dem Dunkel der Vergessenheit hervortretenden Volkes, dessen geistiges Leben erst seit 1852 vom Sprachforscher Schleicher aus Jena für Europa entdeckt wurde, konnte weder von russischer noch von polnischer Seite auf die Dauer unterdrückt werden. So richteten sich die Blicke des brutal geknebelten Volkes naturgemäß nach Ostpreußen, wo mehr als 100 000 Stammesgenossen alle Segnungen westeuropäischer Kultur frei und ungehindert genießen konnten. Schon damals begannen in Tilsit, später auch in Amerika, einige Druckereien fast ausschließlich für die russischen Litauer zu arbeiten. Millionen von Büchern, Zeitschriften und Broschüren wurden dann heimlich über die russische Grenze geschmuggelt und meist unbemerkt von den russischen Schergen bis in die entlegensten Gegenden Litauens verbreitet.

Obwohl das Schulwesen im Gebiet arg daniederlag, war die Zahl der Analphabeten im Gegensatz zu den national-russischen Gegenden doch verschwindend gering. Diese erfreuliche Erscheinung war das Verdienst der litauischen Bäuerinnen, die aus den alten, seit 1864 streng verbotenen, aber wie kostbare Schätze gehüteten Gebetsbüchern ihre Kinder im Lesen unterrichtet hatten. Aus den Schulen wurde die litauische Sprache seit 1863 völlig verbannt und durch die russische ersetzt, auch wurden als Volksschullehrer fast nur Nationalrussen angestellt. Die recht spärlich im Lande verteilten Schulen wurden, da sie nur Verrussungszwecken dienen sollten, von der Bevölkerung nach Möglichkeit gemieden. Sie konnte das um so leichter tun, als hier wie in vielen anderen Grenzgebieten zwar viele russische Schulen gegründet waren, aber kein Schulzwang eingeführt wurde. Dieser seltsamen Systemlosigkeit, die jedem Westeuropäer besonders befremdlich erscheinen muß, liegt augenscheinlich die tiefere Ursache zugrunde, daß der Regierung gar keine Bildung in den Grenzgebieten mindestens ebenso wünschenswert erschien wie eine russische Bildung, die ja auch im inneren Rußland nach Möglichkeit gehemmt und gehindert wurde. Für den Religionsunterricht sowie für alle gottesdienstlichen Nebenhandlungen wurde seit 1877 die polnische Sprache vorgeschrieben. Demnach lag in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die Gefahr einer weiter fortschreitenden

Verpolung recht nahe, während man als sicher annehmen kann, daß kein einziger Litauer dort in Gefahr geraten ist, zum Russen zu werden.

Die liberale Justizreform Alexanders II. wurde in Litauen in derselben Weise durchgeführt wie im Innern des Reiches, während das litauische Privatrecht bereits 1842 durch das russische bürgerliche Recht ersetzt worden war. Dieses Privatrecht beruht auf dem im wesentlichen aus Bestimmungen des römischen Rechts sowie des Magdeburger und Kulmer Stadtrechts hervorgegangenen litauischen Statuts aus dem 16. Jahrhundert. Sein plötzliches Verschwinden nach jahrhundertelangem Bestehen hatte natürlich in allen zivilrechtlichen Verhältnissen die größte Verwirrung hervorgerufen.

Waren unter der Regierung Alexanders II. die Verhältnisse nach russischen Begriffen noch erträglich gewesen, so kam die schlimmste Zeit für Litauen erst, als unter Alexander III. die Flut des Panslavismus sich mit brutaler Wucht über alle Grenzgebiete ergoß. In erster Linie richteten sich die Verfolgungen wieder gegen die schon bisher arg genug geknebelte katholische Kirche. Unter den empörenden, allen Rechtsbegriffen und jedem menschlichen Gefühl hohnsprechenden Vergewaltigungen ihres Glaubens hatten Litauer und Polen gleichermaßen zu leiden. Eine große Zahl katholischer Kirchen und Klöster wurden in den achtziger und neunziger Jahren auf Befehl der russischen Regierung zu russischen Kirchen oder Kasernen umgebaut oder auch völlig niedergerissen. So gibt es in dem überwiegend katholischen Wilna heute nicht weniger als 45 russische Kirchen, die früher fast alle katholisch gewesen sind. In Kowno, wo nur ein ganz geringer Teil der Bevölkerung der Staatskirche angehört, liegen die Verhältnisse ganz ähnlich. Die katholische Geistlichkeit wurde jetzt unter strengste Staatsaufsicht gestellt. So wurde den Priestern streng verboten, ohne besondere polizeiliche Erlaubnis eine Nachbargemeinde aufzusuchen oder Briefe ins Ausland zu schreiben. Die Verhältnisse spitzten sich allmählich so zu, daß 1893 die katholische Klosterkirche in Krosy (Gouvernement Kowno) erst geschlossen werden konnte, nachdem die Kosaken die fanatisch erregten Gemeindemitglieder, die ihr altgewohntes Gotteshaus verteidigten, zum Teil niedergestochen hatten! Besonders bemerkenswert ist die bis zuletzt in Kraft gebliebene Verordnung, nach der alle in baufälligen Zustand geratenen katholischen Kirchen, Klöster, Kapellen, Grabstätten (!) und Kruzifixe nicht wieder instandgesetzt werden durften! Ganz abgesehen von der Brutalität die-Verordnungen muß die kindische Vorstellung, mit solchen Mitteln die Macht der stärksten Kirche der Welt brechen zu wollen, jedem politisch Denkenden besonders befremdlich erscheinen.

Das Schulwesen wurde durch die Verrussung auf eine immer niedrigere Stufe herabgedrückt, die aus folgenden Zahlen zu ersehen ist. Im Gouvernement Kowno kam 1895 nur eine Schule auf 5594, im Gouvernement Wilna eine auf 4601 Personen, während bis zur Verrussung in Livland auf 720, in Estland sogar auf 560 Personen eine Schule entfiel. Die wohlhabenden Litauer schickten ihre Kinder deshalb mit Vorliebe nach Kurland und Riga, solange es dort ein deutsches Schulwesen gab. So waren z. B. noch 1890 unter den Schülern des deutschen Gymnasiums in Libau 40 v. H. Litauer. Seit 1894 aber war es durch eine Verordnung des Ministeriums der ‚Volksaufklärung', das den allgemeinen Bildungsstand noch mehr herabdrücken wollte, den Bauern im ganzen Reiche nicht mehr gestattet, ihre Söhne in Gymnasien fortbilden zu lassen.

Bei dem stark entwickelten. von der Regierung aber immer mehr gehemmten Bildungsstreben war es natürlich, daß man einen Ausweg im Auslande suchte, so daß in dieser Zeit allrussischer Verfinsterung dort eine Reihe regelmäßig erscheinender Zeitschriften begründet wurde, die ausschließlich für Russisch-Litauen bestimmt waren. So erschien seit 1883 im Auslande die ‚Auszra' (Morgenröte), deren Hauptziel in der nationalen Wiedergeburt der Litauer bestand, ferner seit 1889 der ‚Varpas' (Glocke), eine Monatsschrift für Literatur und Politik, und andere, meist demokratische Blätter. Da diese Zeitschriften, deren Schriftleiter unter Decknamen im Auslande lebende russische Litauer waren, gelegentlich auch die Einrichtungen der katholischen Kirche angriffen, so entstanden hier zur Abwehr dieser Angriffe auch die klerikalen Zeitschriften ‚Apzvalga' (Rundschau) und ‚Szviesa' (Licht). Daß auch der Kampf der christlich-konservativen Weltanschauung gegen radikal-demokratische Strömungen sich nur auf ausländischem Boden abspielen konnte, obschon er sich auf das russische Litauen bezog, kennzeichnet besonders drastisch den Zarismus als die furchtbare Macht der Finsternis, die jede geistige Regung zu ersticken und niederzutreten suchte.

Der wirtschaftliche Druck, unter dem die Bevölkerung Litauens seit Jahrzehnten zu leiden hatte, ist ganz unerhört. Während der Bauer nicht mehr als 60 Hektar besitzen durfte, war der Kauf größerer Grundstücke oder Güter sowie die Pacht von Domänen jedem Katholiken streng untersagt. Dagegen wurde die russische Kolonisation mit großem Eifer, wenn auch mit wenig Geschick, in Angriff genommen; so wurden 1900 allein im Gouvernement Kowno für diesen Zweck sechs Millionen Rubel ausgeworfen. Die Beamtenschaft war natürlich ausschließlich russisch, so daß kein Litauer Aussicht hatte, in seiner Heimat Anstellung zu finden. Auch als Arbeiter in allen staatlichen Betrieben wurden seit längerer Zeit nur Russen verwendet, so daß die litauischen Arbeiter meist zur Auswanderung gezwungen waren. Zum geringeren Teil zogen sie nach Libau, Riga und Petersburg, zum größten

Teil aber nach Amerika, wo jetzt mehr als 900 000 Litauer leben.

In dieser kaum glaublichen Weise ist das gutmütige und geduldige, aber schließlich zur Verzweiflung gebrachte litauische Volk jahrzehntelang geknechtet und vergewaltigt worden. Wenn man die nach dem Erwachen des litauischen Nationalgefühls ständig wachsende Abneigung gegen das Polentum erwägt, mit dem die Regierung in einem unaufhörlichen, erbitterten Kampf liegt, so steht die ungeheuerliche Torheit dieser gegen Litauen gerichteten Politik wohl beispiellos da. Mit einem ungeheuren Aufwand von Arbeit, Kraft und Geld hat man an der Grenze Deutschlands sich fast drei Millionen wütend erbitterter Feinde geschaffen! In seinem 1896 in Amerika in russischer Sprache erschienenen Buche ‚Die Lage des litauischen Volkes im russischen Reich' sagt Graf Leliwa, ein zukünftiger Geschichtsforscher müsse auf den Gedanken kommen, daß die russische Politik in Litauen jahrzehntelang von deutschen, nur zum Vorteil Deutschlands arbeitenden Spionen geleitet worden sei, jedenfalls gehörten die betreffenden Verwaltungsbeamten durchweg in ein Krankenhaus für politisch Tobsüchtige! Die tiefe Abneigung des Litauers gegen die finstere Macht des Russentums, eine Abneigung, deren Wurzeln wohl in die graue Vorzeit reichen, ist durch die unheilvolle Tätigkeit der Regierung zu einem furchtbaren, glühenden Hasse geworden, der im einfachen Volke eine fast mystisch-religiöse Färbung annimmt. So hört man im westlichen Litauen noch heute bei einem Gewitter mitunter alte Bauern murmeln: „Perkunas (der Donnergott der alten heidnischen Litauer), verschone den Schamaiten, erschlage den Russen!" Der fromme Wunsch, der in diesem Nachsatz enthalten ist, kennzeichnet zur Genüge die Stellung, die der litauische Bauer zu seinem Erbfeind einnimmt.

Unter der Regierung Nikolaus' II. brachten die ersten zehn Jahre keine Veränderung der geschilderten unerträglichen Verhältnisse. Die demokratische Bewegung in den Städten nahm unter der litauischen Arbeiterschaft, die mit der weißruthenischen nationalen Bewegung und dem jüdischen Arbeiterverband enge Fühlung hatte, in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts einen immer größeren Umfang an. Im Mai 1902 kam es auf den Straßen Wilnas sogar zu einer großen sozialistischen Kundgebung, die auf echt russische Weise unterdrückt wurde. Auf Befehl des Gouverneurs stürzten sich die Polizisten auf die Volksmenge, ergriffen eine Anzahl der Teilnehmer und harmlos Vorübergehende und schleppten sie nach dem Polizeirevier, wo sie sämtlich ohne weiteres Verhör ausgepeitscht wurden! Diese Vorgänge hatten einen von dem jüdischen Schuhmacher Hirsch Leckert auf den Gouverneur verübten Revolveranschlag, zahlreiche Aufstände und schließlich die Entfernung des Gouverneurs zur Folge.

Erst nach dem Ausbruch des japanischen Krieges und unter dem Druck der herannahenden Revolution kam die Regierung zur späten Erkenntnis, daß ihre täppische Art der Unterdrückung der litauischen Sprache nur zu einer gewaltigen Ueberschwemmung des Gebiets mit sehr unerwünschtem Lesestoff aus Preußen und Amerika geführt hatte. So wurde 1904 das litauische Druckverbot aufgehoben, was einen ungeahnten Aufschwung des litauischen Schrifttums zur Folge hatte. Die auffällige Erscheinung, daß die litauische Landbevölkerung sich 1905 gar nicht an der Revolution beteiligt hat, ist in erster Linie auf den heilsamen Einfluß der katholischen Kirche zurückzuführen, die damals schon, mit Einschluß der Bischöfe, national-litauisch war und den vorübergehenden Charakter dieser Aufstandsbewegung richtig erkannt hatte. Seit 1906 wurde endlich die litauische Sprache wieder in den Volksschulen zugelassen, während sie in den höheren Lehranstalten seitdem wahlfrei ist. Ferner ist seitdem eine ganze Anzahl litauischer Privatschulen erstanden. Die 1907 erfolgte Aussöhnung zwischen der russischen Regierung und dem Vatikan brachte den Litauern endlich auch die Freigabe des muttersprachlichen Religionsunterichts, der bis dahin nur in polnischer Sprache hatte stattfinden dürfen. So haben die Litauer sich vom polnischen Kultureinfluß immer mehr frei gemacht und deshalb auch den von den Polen angeregten Gedanken einer polnisch-litauischen Union recht schroff abgelehnt. Diese Stellungnahme zeigte sich auch auf der im Juli 1910 unter großem Andrang abgehaltenen litauischen Tagung, die auf eine völlige Absage an das Polentum hinauslief und den Beweis lieferte, daß die Polen ihre Rolle in Litauen endgültig ausgespielt haben. Natürlich suchte die russische Regierung alle Reibungen zwischen polnischen und litauischen Nationalisten nach Möglichkeit zu verschärfen und für ihre Zwecke auszubeuten.

Der alte Haß gegen die Russen aber hat keine Veränderung erfahren; allzu schwer hat das furchtbare russische Joch auf dem unglücklichen Volke gelastet. Noch im Oktober 1915 haben die litauischen Sozialisten den deutschen Gewerkschaften den Ausdruck ihrer Sympathie übermitteln lassen, indem sie zugleich erklärten, sie müßten nach Deutschland fliehen, wenn Wilna nochmals in die Klauen der Kosaken geraten sollte.

Der ungeheure Jubel, mit dem die in Wilna einziehenden deutschen Truppen begrüßt wurden, ist von diesen gar nicht recht verstanden worden, weil wohl nur den allerwenigsten das entsetzliche Martyrium dieser Stadt und dieses Landes bekannt war. Dem Kenner der Verhältnisse aber klang aus diesem Jubel deutlich genug die Losung des gepeinigten Volkes: Los von Rußland um jeden Preis!

Zur Landeskunde des ethnographischen Litauens

Von Dr. W. Gaigalat

Zum ethnographischen Gebiet von Litauen gehören die drei Gouvernements Suwalki, Kowno und Wilna. Diese Fläche, die etwa 110 000 qkm umfaßt, bewohnen (nach der amtlichen russischen Statistik von 1897) 3 060 389 Einwohner, von denen 52,18 v. H. Litauer[1]), 22,67 v. H. Weißruthenen und Polen[2]), 15,99 v. H. Juden, 3,79 v. H. Russen, 5,31 v. H. Deutsche (Protestanten), sonstige 0,06 v. H. sind.

Die Deutschen (auch protestantische Litauer werden gewöhnlich als Deutsche gezählt) wohnen hauptsächlich in den Kreisen Wilkowischki (15,09 v. H.), Wladislawow (Neustadt, Gouv. Suwalki) und Schawli (10 v. H.). Von der Landbevölkerung sind 58 v. H. Bauern, 21 v. H. Landarbeiter und 12 v. H. Städter. Die Städte weisen vorwiegend jüdische Bevölkerung auf, der mittlere Bürgerstand ist meist polnisch, die Beamtenschaft war russisch. Die Landbevölkerung ist mit Ausnahme einiger Güter und der östlichen Gebiete rein litauisch; auch in den Städten hat das litauische Element seit einiger Zeit Fuß gefaßt.

Das Gouvernement Suwalki mit der Verwaltungsstadt gleichen Namens (27 165 Einwohner) ist 24 860 qkm groß, mit 706 000 Bewohnern[3]). Es wohnen auf einem qkm 52,7 Personen[4]). Also ist die Bevölkerungsdichte in Anbetracht des Umstandes, daß hier größere Städte überhaupt fehlen, recht erheblich. Die immer von neuem in der einschlägigen deutschen Literatur wiederholten gegenteiligen Behauptungen sind demnach unrichtig. Das Gouvernement war in 7 Kreise eingeteilt: Suwalki, Augustow, Kalwarja, Marjampol, Seiny, Wilkowischki, Wladislawow (Neustadt). Es zieht sich an der preußischen Grenze hin und wird im Norden und Osten von dem Njemen, im Süden von der Schwarzen Hantscha begrenzt. Zwei Schienenstränge (287 km), von Wirballen nach Kowno-Wilna und von Grodno über Augustow-Suwalki nach Kowno, vermitteln den Schnellverkehr. Eine Chaussee führt von Suwalki über Kalwarja-Marjampol nach Kowno, mit Abzweigung von Marjampol über Wilkowischki nach Wirballen und Neustadt (Wladislawow), ferner von Augustow über Seiny nach Olita-Kowno. Durch den Augustow-Kanal (200 km) ist eine Wasserstraßenverbindung zwischen dem oberen Njemen unterhalb Grodno entlang der Schwarzen Hantscha mit dem Bobr, Narew und dem Weichselgebiet hergestellt; er dient gewöhnlich nur dem Lokalverkehr.

Von der oben genannten Bodenfläche sind 522 000 ha (49,1 v. H.) Acker, 220 000 ha (19,4 v. H.) Wiesen und Weiden, 249 000 ha (22,7 v. H.) Wald und 75 000 ha (7,8 v. H.) Oedland. Dem Großgrundbesitz gehören 23 v. H., dem Staat 20 v. H. und den Bauern 57 v. H. des Bodens an. Das meiste Ackerland befindet sich in den Kreisen Wladislawow (86 000 ha), Marjampol (833 000 ha) und Wilkowischki (75 000 ha). Weizenboden herrscht vor in den Kreisen Wladislawow, Wilkowischki, Kalwarja; Wald in Augustow, Seiny und Marjampol; Wiesen in Marjampol und Wladislawow. Dem Fiskus gehören 207 000 ha Wald. Die fruchtbarsten Kreise sind somit Wladislawow, Wilkowischki, Marjampol und Kalwarja; aus diesen wird Getreide ausgeführt, während die anderen Kreise mit dem in ihnen angebauten Getreide nicht ausreichen. Die Heuernte genügt meist nur im Kreise Seiny nicht. Im Jahre 1897 gab es im Gouvernement 109 380 Pferde, 137 037 Stück Hornvieh und 456 653 Stück Kleinvieh. 18 v. H. der Landwirte haben keine Pferde und 60 v. H. der Bevölkerung ist ohne Landbesitz.

Im Gouvernement befinden sich 3 Gymnasien und 1 höhere Töchterschule, 202 Volksschulen und 1 Volksschullehrerseminar in Weiwery mit 186 Seminaristen. Das kleine Städtchen Seiny ist seit 1822 Bischofsitz und unterhält seit 1826 ein katholisches Priesterseminar mit 73 Seminaristen. Die Kathedrale ist 1619 im Barock-Renaissance-Stil erbaut. Das Gebiet um Lasdija, Simno, Krasnopol wird Dzukija genannt, eine ärmliche sandige Gegend; hier herrscht ein besonderer litauischer

---

[1]) In anthropologischer Beziehung stehen die Litauer körperlich den Germanen viel näher als den Slaven. Man findet unter ihnen 67 v. H. Blonde, 28 v. H. Gemischte und nur 5 v. H. Dunkelhaarige. Die durchschnittliche Körperlänge beträgt 164 cm.

[2]) Polen allein nur etwa 8 v. H.

[3]) K. Werbelis gibt in seinen Statistisch-ethnographischen Betrachtungen „Russisch - Litauen" (Stuttgart 1916, J. Schraders Verlagsbuchhandlung) für 1897 die Zahl 582 913 an, darunter 52,24 v. H. Litauer, 22,99 v. H. Polen, 9,2 v. H. Russen, 10,14 v. H. Juden und 5,23 v. H. Deutsche.

[4]) In Kurland 26,8, in Ostpreußen 54, in Mecklenburg 35, dagegen in Polen 84,8.

Dialekt vor. Größere Städte sind im Gouvernement nicht vorhanden. Erwähnenswert ist eine uralte Kirche in Sapjesyschki am Njemenufer, die als Dokument ältester litauischer Baukunst gilt.

Unter der deutschen Verwaltung bildete das Gouvernement einen besonderen Verwaltungsbezirk, ‚Zivilverwaltung Suwalki'; seit dem 1. Mai 1916 ist es aber mit dem Verwaltungsbezirk Wilna zu einem gemeinsamen Körper vereinigt worden und 1917 der ‚Militärverwaltung Litauen' einverleibt.

Das Gouvernement Kowno mit der Verwaltungsstadt gleichen Namens ist 40 640 qkm groß und hat 1 720 500 Einwohner[1]). Auf ein qkm kommen 43 Personen. Dem Glaubensbekenntnis nach gibt es 1 192 159 Katholiken, 41 696 Russen, 26 622 Altgläubige, 47 922 Evangelische, darunter 11 453 Reformierte, 300 000 Juden, 1 200 Mohammedaner u. a. m.

Der Bezirk Kowno wird von dem Njemen, Ostpreußen, Kurland und den Gouvernements Witebsk und Wilna begrenzt. Das Land ist von vielen Flüssen durchzogen, unter denen die Dubissa und die Newescha dem Njemen zuströmen, während die Windau und Muscha sich nach Norden zu wenden. Mehrere Bahnlinien durchziehen das Gebiet. Von Koschedary und Swenzjany (der Linie Kowno—Wilna—Dünaburg) führen zwei Stränge nach Westen, vereinigen sich bei Radsiwilischki und führen über Schawli und Moscheiki nach Libau. Eine andere Strecke von Dünaburg mündet bei Ponewjesch in die letzte. Dazu zweigt eine weitere Strecke von Moscheiki nach Mitau ab. Während des Krieges sind von der deutschen Militärverwaltung noch mehrere andere Strecken gebaut worden. Von den wenigen Kunststraßen sind zu erwähnen die Strecke von Tilsit über Tauroggen, Kjelmy, Schawli nach Mitau und von Kowno über Wilkomir nach Dünaburg. Der Bau einer Kanalverbindung der Dubissa mit der Windau (durch den Windau-Kanal) ist vor längerer Zeit begonnen, aber unausgeführt geblieben.

Das Gouvernement, das sich mit der uralten litauischen Landschaft Samogitien (Schamaitenland), dessen Bevölkerung in der Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt hat, ziemlich deckt, war in 7 Kreise eingeteilt: Kowno, Wilkomir, Nowo-Alexandrowsk (Escherjanen), Ponewjesch, Rossjeny, Telschi und Schawli.

Von der gesamten Bodenfläche sind 38,6 v. H. Ackerland, 24,2 v. H. Wiesen und Weiden, 25,4 v. H. Wald, 3,19 v. H. Gärten, 11,8 v. H. Oedland und dazu 397 qkm Seen. Der fiskalische Anteil am Waldbesitz macht etwa den vierten Teil der gesamten Waldfläche aus. Der Großgrundbesitz verfügt über 48 v. H., der Staat über 7 v. H., die Bauern über 45 v. H. des Bodens. 10 v. H. der ländlichen Besitzer haben keine Pferde. Den größten Grundbesitz repräsentieren Fürst Oginski in Retowo, Wassilczikow in Jurburg, Radziwill in Towjany, Nariszkin in Schagary, Graf Tiszkewicz in Birschi, Subow in Schawli. — Die Industrie bringt in 258 Fabriken mit über 10 000 Arbeitern eine Jahreserzeugung von 6 Millionen Rubel hervor.

Im Gouvernement gab es (1912) 724 Volksschulen mit 39 684 Schülern, darunter 27 487 Knaben und 12 197 Mädchen. Das Lehrerseminar befindet sich in Ponewjesch. Für das Volksschulwesen im Kownoer Gouvernement wandte die russische Regierung (1912) 600 078 Rubel auf. Im Jahre 1895 kamen auf eine Schule 5 594 Personen (in Livland 720, in Estland 560). Nach der russischen Statistik waren 1897 dort 55,7 v. H. männliche und 53 v. H. weibliche Personen des Lesens und Schreibens unkundig, was bei dem Verbot jeglichen Unterrichts in litauischer Sprache nicht weiter verwunderlich ist.

Der ‚Deutschen Verwaltung für Litauen' mit dem Sitz zunächst in Tilsit, seit April 1916 in Kowno, war der größte Teil des Kownoer Gouvernementsgebietes unterstellt. Das Gebiet ist in folgende Kreise eingeteilt, an deren Spitze je ein Kreishauptmann steht: Kowno, Usjany, Wilkomir, Janow, Keidany, Rossjeny, Jurburg, Pojursche, Kjelmy, Kupischki, Birschi, Ponewjesch, Schadow, Johannischkele, Schawli, Beisagola, Kurschany, Janischki, Okmiany, Weschaiten, Telschi, Sjady, Kretingen. Für die einzelnen Kreise sind Friedensgerichte bestellt; dazu Bezirksgerichte in Kowno, Rossjeny, Ponewjesch, Schawli und Telschi. Diese sind außer Kowno wieder aufgehoben worden; hinzugekommen sind jetzt 21 Friedensgerichte. Dem Kreishauptmann stehen ein landwirtschaftlicher Beirat, ein Kreisarzt, ein Kreistierarzt, einige Wirtschaftsoffiziere und die erforderlichen Unteroffiziere und Soldaten zur Seite. Im ganzen sind bei der Verwaltung etwa 2000 Militärpersonen tätig.

Die Stadt Kowno (etwa 100 000 Einwohner), eine Festung ersten Ranges mit 11 auf 4 km vorgeschobenen Forts, liegt langgestreckt auf einer Landzunge zwischen dem Njemen und der Wilja, deren Uferhöhen bis über 60 Meter emporragen. Die Vororte Nischny-Schanzy, Alexota und Wiljampol hängen mit der Stadt zusammen, letzte durch den Njemen und die Wilja getrennt. An Kirchen zählt man 10 russische (von denen außer der griechischen Kathedrale fast alle aus katholischen umgeweiht sind), 8 katholische, darunter die gewaltige, aber schmucklose Kathedrale (15. Jahrhundert), eine kleine evangelische (1683, erneuert 1851)[1]), 4 Synagogen. Kowno ist Sitz des Bischofs für Schamaiten und des evangelischen Propstes der Wilnaer Diözese. Das Priesterseminar liegt am Paradeplatz, den der schöne Rathausbau mit gotischem Turm und einem weniger

[1]) Werbelis gibt a. a. O. 1 544 564 an, darunter 1 019 774 Litauer, 212 028 Juden, 139 618 Polen, 112 352 Russen, 35 188 Letten, 21 762 Deutsche.

[1]) Die deutsch-evangelische Gemeinde Kowno besteht seit 1550.

schönen ‚Monument commemoratif', zur Erinnerung an den Rückzug Napoleons 1812, schmückt. In der Zugangsstraße zum Njemen liegt ein kleines Gebäude mit eigenartigem Giebel, der sogenannte ‚Perkunastempel', angeblich aus heidnisch-litauischer Zeit. Nahebei liegt auf dem Njemenufer die aus dem 14. Jahrhundert stammende Kirche des Witold, jetzt Franziskanerkirche, die natürlich auch zur griechischen umgeweiht ist. Kowno besitzt mehrere Fabriken, in denen etwa 9000 Arbeiter beschäftigt werden. Die Tillmannsche Schraubenfabrik mit Walzwerk unterhält allein 1300 Arbeiter. In anderen Fabriken werden Schlösser, Bolzen, Waagen, Gewichte, auch landwirtschaftliche Geräte und anderes mehr hergestellt. Dazu kommt die Leim- und Brau-Industrie.

An bemerkenswerten Städten im Bezirk sind zu nennen Rossjeny (9000 Einwohner), Tagungsort der schamaitischen Landtage zur Zeit des polnisch-litauischen Reiches, Keidany, mit einer vom Fürsten Radziwill 1629 erbauten dreischiffigen reformierten Kirche, in der sich die Gräber der Radziwills befinden. In der Nähe ein Gut des Grafen Totleben mit herrlichem Park. — Am Ufer der Windau liegt Popeljany mit Schloßberg und dem Grabe des litauischen Geschichtsschreibers Daukantas. Die Inschrift auf der Steinplatte lautet: „Wanderer, gedenke, daß hier begraben liegt Simon Daukantas, der erste unter den Gelehrten, der die Geschichte Litauens und des Schamaitenlandes und andere nützliche Bücher verfaßt hat. Wie ein einfacher Mann hat er sein Leben lang ohne Aufhören nur schamaitisch zum Nutzen seiner Volksgenossen geschrieben." — Kraschen, früher Residenz der Fürsten Radziwill, Nonnenkloster. In Betigola, nahe an der Dubissa, hat der letzte litauische Kriwe Kriwaitis Gintaut seines Amtes gewaltet, dort steht noch eine von Witold erbaute Kirche, in der Nähe ein Opferberg. Schidlawa ist der berühmteste Wallfahrtsort im Schamaitenlande. Polangen am Ostseestrande mit Landungsbrücke in See ist ein vielbesuchter Badeort. Daneben ein Schloß des Grafen Tyszkewicz mit botanischem Garten, am Strande der Byrutaberg mit Kapelle, wo die nachmalige Gattin des Großfürsten Keistut, namens Byruta, als Waidelottin das heilige Feuer der Göttin Paurime behütet haben soll. Am Abhange befindet sich eine Nachbildung der Mariengruppe zu Lourdes. Das Progymnasium wird von 150 Schülern besucht. In 7 jüdischen Werkstätten wird der an der baltischen Ostseeküste reichlich gefundene Bernstein bearbeitet.

Das Gouvernement Wilna umfaßt einen Flächenraum von 42 528 qkm, von denen 40,3 v. H. Ackerland, 19,1 v. H. Wiesen und Weiden, 27,6 v. H. Wald und 13 v. H. Oedland sind. Seen bedecken eine Fläche von 546 qkm. Die Bevölkerungszahl beträgt (nach der Statistik von 1897) 1 589 393, nach einer späteren Zählung 1 861 200, nämlich 891 771 Weißruthenen (56,1 v. H.), 279 694 Litauer (17,6 v. H.), 202 368 Juden (12,8 v. H.), 129 651 Polen (8,1 v. H.), 78 562 Großrussen (4,9 v. H.), 2915 Deutsche (0,2 v. H.), 1969 Tataren und andere. Nach dem Glaubensbekenntnis sind 935 031 katholisch (58,7 v. H.), 415 208 orthodox (26,0 v. H.), 202 368 Juden (12,3 v. H.). Auf einem qkm wohnen 44,3 Personen. Volksschulen sind 1015 vorhanden.

Von Wilna aus gehen Eisenbahnstrecken nach Kowno-Wirballen, mit Abzweigung von Koschedary nach Libau, nach Dünaburg-Petersburg mit Abzweigung nach Ponewjesch-Schawli, von Swenzjany nach Minsk-Smolensk, Lida-Pinsk und Grodno-Warschau.

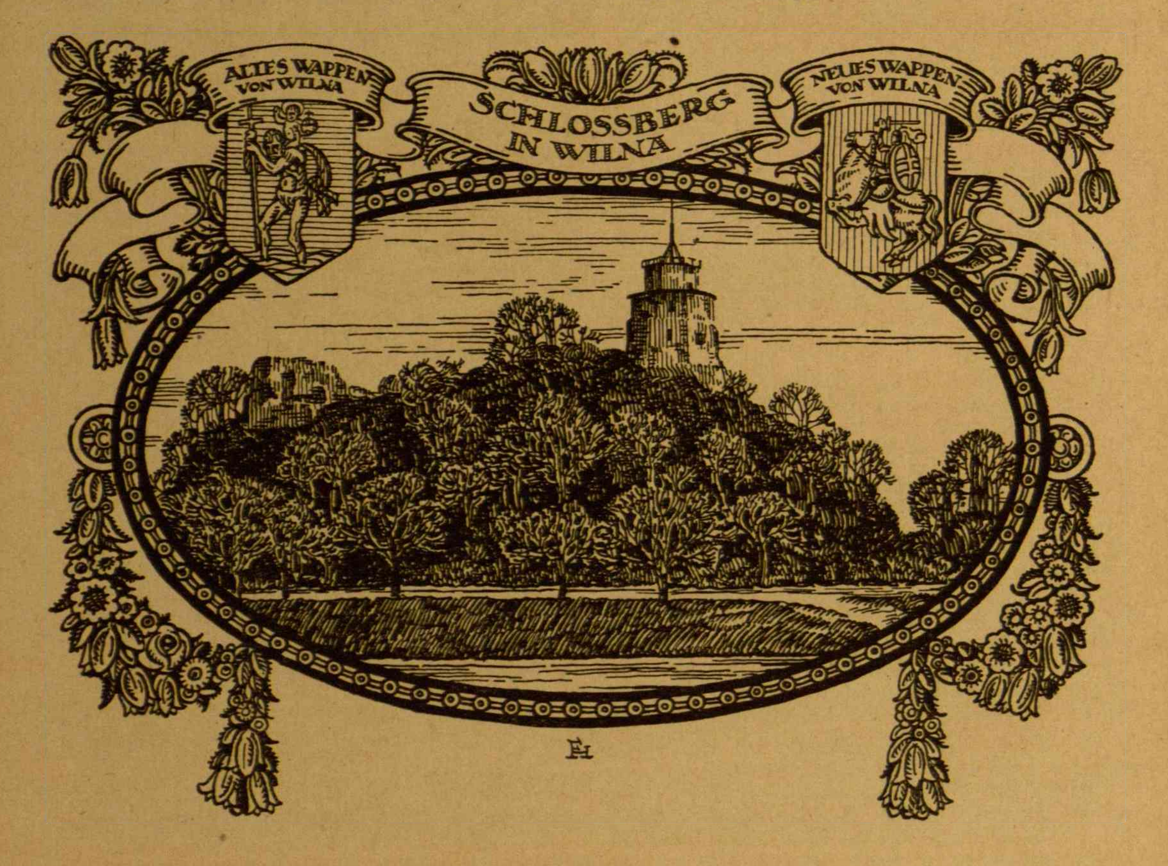
Das Gouvernement Wilna steht in wirtschaftlich-kultureller Beziehung hinter Suwalki und Kowno bedeutend zurück. Die national sehr gemischte Bevölkerung kommt auf dem sandigen und wenig ertragfähigen Boden nicht recht vorwärts. Von dem litauisch-nationalen, wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung hat Wilna in seiner Abgelegenheit am wenigsten Nutzen gezogen.

Die Stadt Wilna mit etwa 200 000 Einwohnern, von denen 18 v. H. orthodox, 34 v. H. katholisch und 47 v. H. Juden sind, war früher Residenz des Generalgouverneurs und gegenwärtig noch Sitz eines römisch-katholischen Bischofs. Das Bistum ist 1388 gegründet und hat bisher 38 Bischöfe, darunter mehrere aus den altlitauischen Adelsgeschlechtern der Radziwill, Sapieha, Pac, Tyszkewicz und anderer, aufzuweisen. Wilna liegt in anmutigem Hügelland an dem Zusammenfluß der Wileika mit der Wilja. Der auf steiler Höhe ragende Turm der alten Königsburg Gedimins schaut weit hinaus in die Lande. Ueberall auf Schritt und Tritt findet man Spuren und Denkmäler einer Vergangenheit, die im krassen Widerspruch steht mit dem der Stadt von Rußland aufgezwungenen Gewande. Das polnisch-litauisch-weißruthenische Element kommt hier gegenüber dem noch immer als Eindringling geltenden Groß-Russentum sehr stark zur Geltung. Verflossene Jahrhunderte erzählen, daß Litauen ein Vorposten abendländischer Kultur und seine Hauptstadt eines ihrer Bollwerke war. Aber furchtbare Leiden hat die Stadt im Laufe der Geschichte über sich ergehen lassen müssen. Deutsche und Franzosen, Schweden und Tataren haben tiefe Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen. Wilna ist nächst Moskau und Kiew die Stadt der Kirchen. Vor allem fällt der mächtige Bau der St. Stanislaus-Kathedrale in antiker Tempelform auf, die 1801 umgebaut worden ist. Sechs mächtige dorische Säulen tragen den Portikus, dessen Giebelfeld mit Skulpturen sehr reich geschmückt ist. Das teilweise im barocken Stil umgebaute Innere birgt als größten Schatz den seit 1636 aufgestellten silbernen, 1200 kg schweren Sarg des heiligen Kasimir. Dazu kommen noch silberne Statuen polnisch-litauischer Könige und Königinnen. Neben der Kathedrale erhebt sich ein runder Turm, auf dessen Unterbau der Sage nach die Heidenpriester dem Volke Götterlehren verkündigt haben; ein Raum unter der Kathedrale birgt noch einen Altar aus heidnischer Zeit. — Es gibt in Wilna 6 grie-

chisch-katholische Klöster, 34 orthodoxe Kirchen und Kapellen, 15 katholische, 2 protestantische Kirchen und 77 jüdische Synagogen und Bethäuser. Die meisten griechischen Kirchen sind aus römischen umgeweiht, dem Turm ist oft eine Zwiebelform verliehen. Die deutsche evangelisch-lutherische Kirche stammt aus dem Jahre 1550. Das besondere Heiligtum Wilnas bildet der Ostrabrama-Torweg, über dem in einem Bogengewölbe eine Kapelle mit einem wundertätigen schwarzen Marienbild sich befindet, das für Litauen dieselbe Bedeutung hat wie Tschenstochau für Polen. Alle den Torweg Durchschreitenden, ob Katholiken, Russen, Protestanten oder Juden, entblößen ihr Haupt, Hunderte knieen zu jeder Tageszeit an den Straßenseiten. Weiter ziehen die Theresien-, St. Annen- und Peter-Paulskirche, das Residenzschloß der Wilnaer Bischöfe, das später Sitz des russischen Gouverneurs war, die ehemalige Universität, die 1832 aufgehoben wurde, deren wertvolle, 220 000 Bände umfassende Bibliothek aber der Stadt verblieben ist, und manche verborgenen Paläste der alten litauischen Adelsgeschlechter den Blick auf sich. Im übrigen sind die Straßen eng und schlecht gepflastert; in ihnen fällt besonders die Armut der jüdischen Bevölkerung unangenehm auf. Sie tragen oft zwei verschiedene Namen, einen offiziellen und einen alten volkstümlichen. Die russischen Hausinschriften wechseln in wirrem Durcheinander mit polnischen, litauischen und hebräischen ab. Drei Denkmäler sollten den echt russischen Charakter der Stadt bezeugen: das der Kaiserin Katharina II., die Litauen unter russische Herrschaft brachte, das des ‚Hängers' Murawjew und das des Dichters Puschkin.

Unweit Wilna, am Oberlauf der Wilja, liegt herrlich auf hohem Ufer das Schloß Werki, wo einst die Wilnaer Bischöfe ihren Sommersitz hatten; dies spätere Eigentum des Fürsten Hohenlohe ist jetzt ziemlich verödet. Südwestlich von Wilna, über die Bahnstation Landwarowo hinaus, liegen auf einer Insel die noch heute mächtigen Ruinen des uralten Troki (Traken), einer Burg, die mit Litauens ältester Geschichte aufs engste verknüpft ist. Dort hat Keistut residiert, dort ist Witold geboren. Später war Traken die Hauptstadt der großen Woiwodschaft gleichen Namens, ist gegenwärtig aber zum Dorfe herabgesunken. — Die weiteren Städte des Gouvernements nehmen unsere Aufmerksamkeit nicht sonderlich in Anspruch.

Zur ‚Militärverwaltung Litauen' zählen aus dem früheren Gouvernement Wilna folgende Kreise: Meretsch-Olita, Koschedary, Schirwinty, Maljaty, Podbrodsje.



Zur Geologie Litauens

Von Dr. Bernh. Kosmann, Kgl. Bergmeister

Die Kenntnis des Bodens und seines Schichtenaufbaus zu erlangen, den die Waffen unserer tapferen Feldgrauen sich zu festem Besitz erkämpft haben und mit ihren Füßen treten, kann als ein berechtigter Wunsch erscheinen; denn der denkende und strebende Streiter verbindet mit der Bekanntschaft der unter seinen Schritten lagernden Erdschichten sofort Gedanken über deren Nutzbarmachung, sei es im Sinne des Früchteanbaus, sei es zum Zwecke des Ausbaus der Verkehrsstraßen oder für die Verwendung der darin sich vorfindenden Gesteine. Und je mehr dem ‚Herrn der Erde' eine Uebersicht über die Gestaltung des Geländes und seiner greifbaren Bodenstoffe geboten wird, desto mehr wird sein Blick für die Reichhaltigkeit der abgelagerten Gebirgsschichten und darin geborgenen Bodenschätze sich weiten.

Weiter aber führt uns der Anblick oder das Aussehen einer Gegend und ihrer Oberflächenform der Betrachtung entgegen, welche Geländebildungen in Berg und Tal, Feld und Flur, und sonstigen Merkmale von Einfluß auf das Verbleiben der Heereszüge oder Völkerfluten und ihre Siedelungen gewesen sind, so daß diese in weiterer Folge der völkischen Entwicklung Mittelpunkte der Beherrschung und der sich anschließenden Gebietserweiterung geworden sind. Denn wenn auch für die Sicherung und Ausbreitung einer Siedelung sowie für die Ausdehnung seines Herrschbereiches der Mensch mittels zahlreicher persönlicher wie mechanischer Hilfskräfte Raum durch Einebnen von Hügeln, Abholzen von Waldungen, durch Anlegen von Wegen und Verkehrsstraßen die Grundlagen des Gedeihens schafft, so muß doch für die Ankömmlinge in der Gestaltung des Hügel- oder Flachlandes eine solche Aussicht auf zukünftiges Wohlleben gegeben sein, daß ein Verbleiben, die Gründung einer festen Stätte, die weitgreifende Besiedelung beschlossen werden kann.

Also soll unsere Umschau in den geologischen Bodengestaltungen des ehemals litauischen Reiches — wenn auch nicht im ganzen Umfange seines geschichtlichen Gebietes — auch auf solche Landschaftsgebilde gelegentlich Rücksicht nehmen, um geeignete Folgerungen daraus abzuleiten.

Für die begriffsmäßige Erfüllung der hier gestellten Aufgabe muß aber die Nachsicht des Lesers angerufen werden. Einmal insofern, als unsere Darstellung nach Lage der gegenwärtigen Verhältnisse für einen großen Teil des Landes Litauen (wenn auch nach vorhandener wissenschaftlicher, jedoch zumeist russisch geschriebener Literatur) gleichsam nur aus der Ferne die geognostischen Erzeugnisse behandeln kann, und zum anderen, weil der Umfang der ehemaligen politischen Gebiete Litauens in deren geographischen Grenzen gegenwärtig der genauen Umschreibung ermangelt. — Wenn eine kleine geschichtlich-statistische Abweichung einzuschalten gestattet ist, so wird deren Wiedergabe nach bewährten Unterlagen uns am ehesten in die Lage versetzen, das zu beschreibende Gebiet zu ermessen und den davon für die gegenwärtige Beschreibung in Betracht kommenden Teil zu erfassen.

Die staatlichen Grenzen des ehemaligen Großfürstentums Litauen sind durch die politischen Schicksale des Landes im Laufe der letzten sechs bis sieben Jahrhunderte arg verschoben worden; eine bedeutsame Zeitenscheide hat in diesen Veränderungen die Teilung Polens im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts und der Wiener Kongreß von 1815 aufgerichtet. Nachdem Wladislaw Jagello um 1386 Litauen mit Polen durch seine Heirat mit Hedwig von Ungarn vereinigt hatte, reichte das vom Großfürsten Gedimin um 1316 zu einem Großstaat erhobene Reich von der westlichen Linie Memel—Bjalystok bis zu der östlichen Grenzlinie Welikije-Luki—Witebsk—Smolensk—Mstislawl, südlich begrenzt von der Linie Grodno—Bjalystok—Pinsk—Sluzk—Mohilew. So bestand Litauen vor der Teilung Polens aus den Woiwodschaften Wilna und Troki, dem Herzogtum Samogitien und dem litauischen Rußland, d. h. dem von Litauern eroberten Polesien: Schwarzrußland oder Nowogrodek und Weißrußland oder den Gebieten Minsk, Mstislawl, Witebsk, Smolensk, Polozk und polnisch Livland. Der obengenannte Fürst Gedimin gründete die Hauptstadt Wilna, auch zur Zeit die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements. Nach dem Wiener Frieden von 1815 ist der Landschafts- oder Provinzname ‚Litauen' als amtlicher Verwaltungsbezirk verschwunden, und die oben benannten Gouvernementsbezirke sind an dessen Stelle getreten; jedoch ist trotz der Mischung der lebenden Bevölkerung der im ehemaligen Reichsbezirk vereinigten Völker die völkische Bezeichnung ‚Litauen' geblieben.

Der buntscheckigen Verteilung seiner Volksstämme entspricht nun das bewohnte Land nicht sowohl in dem Wechsel der gebirgigen Zusammensetzung — denn diese ist zum größten Teil sehr gleichförmig, wenn nicht einförmig —, sondern sie erscheint herbeigeführt durch die Zerteilung des an sich eine weitgedehnte Hochfläche bildenden Landes infolge tiefeingerissener zahlreicher Stromtäler, mit deren dahinflutenden Wasserströmen in ihrer zerteilenden Wirkung von den aufgerissenen Quertälern mit ihren Wasserzuflüssen unterstützt. Das Auftreten dieser Stromtäler läßt ersehen, daß das durchflossene Gebirge keine

Wasserscheide bildet, sondern den Flüssen Durchgangsstraßen gewährt hat, mittels deren die Nord- und Südabhänge des sich dehnenden Landrückens in Verkehrsverbindung getreten sind. Die Beispiele hierfür gewähren der Lauf des Njemen von Grodno bis Kowno, der Lauf der Wilja vom Ursprung bis zur Einmündung in den Njemen bei Kowno, der Lauf der Düna von Witebsk bis Jakobstadt, der Lauf der Welikaja vom Ursprung nördlich Witebsk bis Pskow (Pleskau) am Südwinkel des Peipussees. Die somit für das Gesamtgelände bedeutende Erhebung ist der uralisch-baltische Landrücken, in SW—NO-Richtung eine sandig-hüglige Hochebene von Grodno bis zum Ilmensee in etwa 700 km Länge und in 300 km Breite zwischen Minsk—Witebsk bis gegen Jakobstadt bildend; in der Hochfläche von Oschmjana 336 m, im Kreise Lida 310 bis 316 m Seehöhe haltend.

Die geologische Beschaffenheit und geognostische Zusammensetzung dieser der Diluvialzeit angehörenden Bildung unserer Erdkruste erklärt zu haben, ist das Verdienst eines Senioren unserer geologischen Wissenschaft, des hochbetagten Geh. Bergrats Dr. G. Berendt zu Berlin, der vor mehr als vierzig Jahren diese Teile Litauens bereiste und über die Forschungsergebnisse seines Ausflugs eine fesselnde Beschreibung veröffentlicht hat. Die Erhebung des in seinen diluvialen Ton- und Tonmergelschichten verfestigten Landrückens, welcher der Ueberflutung und Fortwaschung durch ein jüngeres Meer standgehalten hat und ragend verblieben ist, erscheint darum von so maßgebender Bedeutung, weil sie in westlicher Richtung ihre Fortsetzung durch das norddeutsche Tiefland hin findet und in verschobenen Rippen sich erstreckt in der ostpreußischen (masurischen) Seenplatte, der pommerschen Seenplatte, der mecklenburgischen Seenplatte bis jenseits der Elbe hinein zur Lüneburger Heide: eine weithin sich dehnende, gleichförmige Ablagerung der Diluvialmeere. Auf die Aehnlichkeiten zwischen dem litauischen Höhenlande und den westlichen Bezirken wird weiter unten noch eingegangen werden. Das Auftreten und die Verbreitung von Geschieben und Trümmern von Gesteinen aus älteren Gebirgsschichten in den diluvialen Ablagerungen legt die Frage nach ihrer Abstammung und Herkunft nahe und führt notwendig zur Umschau nach der Beschaffenheit des Untergrundes, auf dem die Diluvialschichten ruhen, sowie nach den Standorten des Ursprungs der Gebirge älterer und ältester Entstehung; und auch in dieser Anordnung der geologischen Altersfolge entspricht der Schichtenaufbau in den russischen Provinzen den in anderen benachbarten Ländern beobachteten Erscheinungen.

Es ergibt sich daher, wollen wir uns von der Stellung des litauischen Gebirgslandes inmitten seiner umlagernden Gebirgsteile ein richtiges Bild machen, die Notwendigkeit, auf weitere Umkreise die Ablagerungen der ältesten Bildungen in Betracht zu ziehen, denen die Schichten der nächstältesten Bildungszeiten folgen, bis deren Absätze das litauische Land erreichen und durchsetzen. Als jene ältesten Gebirge sind die in Finnland anstehenden kristallinischen Gneis- und Glimmerschiefer mit ihren eingelagerten Urkalksteinen zu bezeichnen; ihnen aufgelagert erscheinen als älteste Sedimentärgesteine der sogenannten paläozoischen Schichten die berühmten silurischen Schiefer- und Kalkgesteine (in Estland und Livland) mit ihren zahlreichen Versteinerungen von Trilobiten und Brachiopoden; ihnen folgen in Kurland als weitere Abteilung der paläozoischen Zeiten ausgebildete und weithin sich erstreckende Lager des devonischen Systems.[1])

Das devonische Schichtensystem Rußlands, angefangen an der Düna bei Kokenhusen und Jakobstadt, erstreckt sich durch die Gouvernements Livland, Kurland, Witebsk, Pskow, Nowgorod und Petersburg und von da in einer nach SO gerichteten Zone von Witebsk an der Düna bis an das linke Ufer des Don im Gouvernement Woronesch. Diese Erstreckung ist 1125 km lang und nimmt 450 km Breite ein.

Es sind zwei devonische Zonen vorhanden, die im Verein mit den darüber sich anschließenden unteren Schichten des Kohlenkalks — der marinen ersten Ablagerung der Steinkohlenformation — zwei hohe Landrücken bilden, welche die ganze westliche und südliche Seite eines großen, niedrig gelegenen Beckens umgeben, dessen Mittelteile mit den oberen Schichten des Kohlenkalks ausgefüllt sind. In der Mitte dieses Beckens befindet sich Moskau, in dessen Umkreise noch Schichten der Jura- und Kreidezeit auf dem oberen Kohlenkalk liegen.[2])

Von den beiden devonischen Landrücken senkt sich der nördliche allmählich zu den silurischen Schichten bei Petersburg und am Ladogasee herab, während der südliche in seinem Verlaufe von der Wolga bis Smolensk auf seiner Außen-, d. h. südwestlichen Seite von Schichten der Kreide- und Tertiärzeit begrenzt und überlagert wird. Eine geologische Reise von Petersburg über Moskau und Tula nach Orel würde daher auf ihrer ersten Hälfte die verschiedensten Formationssysteme in aufsteigender Ordnung, also vom Silur bis zum Jura und zur Kreide durchfahren, darüber hinaus bis Orel in absteigender Ordnung. —

[1]) Den in der Mitte des vorigen Jahrhunderts an der ehemaligen Universität Dorpat wirkenden Forschern Prof. Dr. Grewingk und v. Helmersen verdankt die Wissenschaft die eingehende Untersuchung und Kenntnis dieser Schichten, die für das Gebiet längs der Düna bis hinauf nach Mohilew besonders beachtenswert sind. Die Untersuchungen hatte damals die Geographische Gesellschaft zu Petersburg auf v. Helmersens Vorschlag beschlossen.

[2]) Die Schichten des Kohlenkalks sind in großer Mächtigkeit in Belgien bei Namur sowie bei Aachen abgelagert und sind zumal bei norddeutschen Baumeistern seit Jahren wohlbekannt in ihrer Anwendung zu mächtigen Plinthensockeln, wie z. B. bei der Reichsbank in Berlin.

Kehren wir aus diesem allgemeinen Umriß der Verbreitung der devonischen Formation in Rußland zu dem engeren Bezirk ihrer Ablagerungsstellen in Litauen zurück, so zeigt sich, daß im südlichen Livland an der Düna die obere, besonders aus Kalksteinen bestehende Abteilung des Devons entwickelt ist, mit einer ihr eigentümlichen Molluskentierwelt, die untere, weiter nördlich gelegene aus Sandsteinschichten und Tonen zusammengesetzt ist, die meist nur Fischreste aufweist.

Im Norden beginnend, ist das Auftreten devonischer Schichten zwischen Selburg und Kirchholm bei Kokenhusen zu nennen, vorzugsweise aus Dolomitrücken bestehend, zum Teil aus Mergel und Sandsteinschichten, und zwar in zwei Abteilungen, deren obere viele Versteinerungen führt, die in zerfressenem Dolomit sitzen, deren untere neben Dolomit Kalksteine und Mergel enthält, die auf einer tieferen Sandsteinschicht aufruhen; diese Schicht enthält mehr Arten ihrer Versteinerungen, aber eine geringere Anzahl der Einschlüsse. — Ferner findet man an der Ewst löcherigen Dolomit in 1,5 bis 1,8 m Höhe, bei Kreuzburg, Jakobstadt gegenüber, bei 3 m über dem Dünaspiegel sehr poröse, graue Dolomite, ebenso bei Liewenhof an der Dubna, die überall von diluvialen Sanden und Lehmablagerungen bedeckt sind, darin wenige Gerölle von Kalkstein und kristallinischen Felsgesteinen eingelagert sind.

Die Düna aufwärts bei Dünaburg sind die devonischen Schichten verschwunden, und weitverbreitete Massen lockeren Sandes bedecken die Hochfläche; diese von Winden bewegten Massen machen die Wege beschwerlich, sind dem Ackerbau hinderlich und ruhen auf festem Untergrund, der einige Kilometer unterhalb Dünaburg am hohen rechten Ufer hervortritt, in einem sehr mächtigen Lager von rotem Lehm mit erratischen (verstreuten) Blöcken finnländischer Gesteine und Geschieben dichten Kalksteins; 9 km oberhalb Dünaburgs erscheint der rote Lehmgrund wieder in großer Mächtigkeit und weiter Verbreitung nach Osten, von wichtigem Einfluß auf die Beschaffenheit des überlagernden Ackerbodens. Die Ueberhöhung der Schichten an den Ufern wechselt, je nachdem das linke oder das rechte Ufer den einspringenden oder vorspringenden Winkel bildet.

Im Alluvium, d. h. in den Schichten der jüngsten Anschwemmungen der Düna, gehören zu den anregensten Erscheinungen die großen Triebsandwellen bei Dünaburg und Pridruysk, deren Bedeckung 11 bis 13 m lange Wellen am Ufersaum bilden; sie sind aus feinem gelben Sande zusammengesetzt und tragen einen scharfen niedrigen Kamm aus gröberem bräunlichgefärbtem Sand; die Wellen selbst liegen im Abstande von 2—3 m voneinander. Auch die bei Plaschkt am linken Dünaufer lagernden Diluvialmassen enthalten silurische Kalksteingeschiebe mit Korallen, deren Ursprungsort in beträchtlicher Entfernung, in den bei Schawli (Schaulen, Gouv. Kowno) anstehenden obersilurischen Korallenkalksteinen zu vermuten ist. Immerhin bestehen auf der ganzen Strecke von Dünaburg über Drissa und Polozk mächtige Ablagerungen roten Lehms als Untergrund der ganzen Gegend, die 21 m mächtig an steilen Abhängen entwickelt und von Sanddünen überschüttet sind. Die Neweler Anhöhen erheben sich zu 202 m über Seehöhe, und von Newel bis Witebsk streckt sich eine hochhügelige Gegend.

Erst oberhalb Witebsk (von Kokenhusen an) treten wieder devonische Schichten zutage, Schichten von nahe 4 m Mächtigkeit, deren oberste 3 m aus löcherigem Dolomit von gelblicher Färbung mit weißlichen Schichten wechselnd bestehen; diese Dolomitmassen sehen durch das Herausfallen von Knollen und Nieren zerfressen aus.

Es ist durchaus wahrscheinlich, daß die devonischen Schichten von Kirchholm und Wenden bis Witebsk unterirdisch zusammenhängen und von unmittelbar aufgelagerten Diluvialschichten bedeckt gehen. Die weitere Verfolgung der devonischen Schichten nach Süden führt von Witebsk nach Orscha über die Wasserscheide zwischen Düna und Dnjepr, welche beiden Flüsse östlich dieser Linie auf dem Kohlenkalkgebirge im Gouvernement Twer entspringen. Bei Orscha treten devonische Schichten zutage, an beiden Ufern der Orschitza gleich oberhalb ihrer Mündung in den Dnjepr, sodann bei Orscha am Dnjepr selbst und 5 km oberhalb davon entfernt; es ist immer derselbe löcherige, rauhe gelbe Dolomit, bei Orschitza in horizontalen Bänken 6 m über dem Flußspiegel, weiter unterhalb auf dem Boden des Flusses noch 6—7 km weit zu verfolgen. Auf dem ganzen Raum zwischen Witebsk und Orscha finden sich außerhalb der Taleinschnitte keine anstehenden Devonschichten, da der Boden auf dieser mehrere 100 km langen Strecke aus mächtig angehäuften Diluvialmassen zusammengesetzt ist, unter denen sich wahrscheinlich Schichten der Kreidezeit nach Norden erstrecken mögen.

Um diese Darstellung des devonischen Beckens anschaulich abzuschließen, sei hinzugefügt, daß der sich südöstlich anschließende Landstrich von Witebsk über Smolensk und Orel bis Woronesch auf seiner ganzen Erstreckung eine bedeutende Höhe bleibt, bei Smolensk zwischen 240 und 274 m über N. N. Dieser Landrücken hängt unmittelbar mit dem hohen devonischen Felde in den Gouvernements Witebsk, Pskow, Livland und Kurland zusammen; er bildet aber, wie bereits oben bemerkt, keine Wasserscheide, denn der Dnjepr, die Oka und der Don durchschneiden ihn quer in seiner ganzen Breite und die obere Düna tut dies z. T. gleichfalls. Es erscheint daher gleichgültig, ob diese Täler wie der Don nordsüdlich oder südnördlich wie die Oka verlaufen: sie sind Erosionstäler, deren obere Ränder mit den Erhebungsrändern des Landrückens ansteigen, weshalb die tieferen und tiefsten Durchschnitte sich auf ihrer Längsachse befinden, wie bei Witebsk, Smolensk,

Dünaburg. Nur für kleine Gewässer bildet der Landrücken eine Wasserscheide.

Der uralisch-baltische Landrücken nimmt in dem zur Zeit kriegsmäßig besetzten Litauen eine Breite von 12—1400 km ein. Nachdem die in seiner östlichen Erstreckung längs der Düna auftretenden devonischen Schichten gekennzeichnet worden, sind es, da Ablagerungen von Schichten der mesozoischen wie tertiären Bildungsperioden bis auf wenige Stellen nicht vorhanden sind, wesentlich die dem Devon unmittelbar aufgelagerten Diluvialschichten in dem westlichen Litauen bis zur preußischen Grenze, mit denen wir uns noch zu beschäftigen haben.

Auf dem Nordabhange des Landrückens werden in dem Gebiete vom Jessytal jenseits Wirballen bis nach Kowno am Njemen und Wilna an der Wilja die Diluvialschichten in den Wänden der Talränder bloßgelegt, die 19—25 m, selbst 32 m hoch über der Flußsohle ansteigen und unveränderlich anstehen. Wenngleich für den äußerlichen Anblick durch die Suppe der aufgelösten Deckschichten verdeckt und gleichmäßig gefärbt erscheinend, so bestätigt doch überall die gleiche Schichtenfolge, wie G. Berendt festgestellt hat: obere Diluvialmergel (Lehmmergel), 6,25—7,8 m mächtig, von rötlich gelber Farbe, schwache Sandschicht; untere Diluvialmergel (Schluffmergel), 4—5 m, blaugrau, durch heraussteckende Blöcke gekennzeichnet. Im Jessytal, weil es tiefer eingeschnitten als das des Pregels, der Alle und der Inster, zeigen sich in tieferer Folge: der nordische Diluvialsand, 2,5—3 m mächtig, aus Grand und Sand bestehend; unterer Diluvialmergel (Brockenmergel), 2,5—3,7 m, blaugrau, als stellvertretend für den geschiebefreien Ton.

In dem östlich Kowno geführten, 3 km langen Eisenbahntunnel ist unter dem blaugrauen unteren Diluvialmergel noch der liegende Töpferton durchschnitten, womit die Reihe der Diluvialschichten abschließt. Dieser letzte Ton ist in der Mark Brandenburg durch den sogenannten Glindower Ton in der Flur Glindow bei Potsdam vertreten, der durch die den Ton verwertenden Ziegeleien sich einer gewissen Berühmtheit erfreut. Auf dem Wege zum Njementa nach Kowno und darüber hinaus finden sich auf dem östlichen Höhenrande zwischen Njemen- und Wiljatal Sandablagerungen auf den Diluvialschichten; überall nördlich von Kowno ist die Höhenfläche mit der Lehmdecke des oberen Diluvialmergels bedeckt, längs des Talrandes ist die Oberfläche mit sogenannten Steinpalwen belegt, wie auch anderswo, z. B. bei Arnau, die Flußtäler randlich damit begleitet werden: es sind dies Rückstände, die nach der Wegführung von Ton und Sand vermöge ihres Gewichts am Ort versackt geblieben sind, wahre Steinpackungen bildend.

Die Stätte anziehendster Lage und Bedeutung bildet die Hauptstadt Litauens, Wilna, und deren Umgebung, bis zu der die Hochfläche von Kowno sich auf dem Nordabhange des baltisch-uralischen Landrückens fortzieht. Die Stadt Wilna liegt am Einfluß der Wileika in die Wilja in einer kesselartigen Talausbuchtung. Die über dem Flußtal sich erhebenden Höhen, der Schloßberg und der Kreuzberg, Aussichtspunkte von ganz hervorragender Schönheit und unvergleichlicher Lage, sind auf und aus den beschriebenen diluvialen Schichtenbänken aufgebaut.

Der unmittelbar über der Stadt gelegene Schloßberg ist weiter nichts als der von dem dicht daneben liegenden Kreuzberge durch einen Durchbruch der kleinen reißenden Wileika mittels eines mindestens 25 m tiefen Einschnitts getrennte äußerste Vorsprung des zwischen Wileika- und Wiljatal ursprünglich verbliebenen, jetzt bergrückenartigen Stückes der Hochfläche. Oberhalb des Kreuzberges das Flüßchen aufwärts finden sich Aufschlüsse der Schichtenlagerung an 32 m hohen Profilen der steilen Bergwand. Auf der dreieckigen Spitze zwischen Wileika und Wilja ist die Höhe mit Sand oder Grand bedeckt; darunter folgt gelbroter bis roter Lehmmergel, dann 12,5 m horizontal gelagerte Sand- und Grandschichten mit einzelnen Schichten des oberen roten Diluvialmergels.[1]) Die untere Hälfte des Profils besteht aus blau- bis schwarzgrauem unteren Diluvialmergel, reich an steinigen Geschieben; dann folgt in zwei Bänken auf 3,7 bis 4,7 m feinkörniger Mergelsand und als dessen Begleiter geschiebefreier Ton.

Als bedeutsame Tatsache ist diese Aufeinanderfolge der Diluvialschichten in ihrer ausgedehnten Gleichförmigkeit anzusehen, so bei Kowno, im Jessytal und bis nach Königsberg, woraus sich auf die große Ausdehnung des Diluvialmeers schließen läßt. Unter den Geschieben haben sich bei Pskow, unweit des Peipussees, devonische Dolomitbruchstücke gefunden, auf denen Eisschliefe, von Diluvialschichten bedeckte Felskanten, beobachtet wurden und auf den Eisschliefen Serpulen (Würmer) aufgewachsen. Diejenigen Punkte indessen mit anstehenden älteren Gesteinen finden sich etwa 150 km nördlich von Wilna, in den Ostseeprovinzen, und treten dort außer Devonschichten auch Zechsteingips, Juragesteine, vereinzelte Kreide- und Tertiärschichten auf. In südlicher Richtung kommen solche älteren Unterlagen erst bei Grodno vor, unmittelbar am Südrande der baltisch-uralischen Landeserhebung, aber noch im Diluvialgebiet gelegen. Zu erwähnen bleibt jedoch, daß auf dem nördlichen Abhange, 12 km nordwestlich von Kowno, bei Baltischki, echte Schreibkreide in einem Brunnen bei 1,5 m Tiefe angetroffen worden ist; es kann sich aber auch wohl um Geschiebe gehandelt haben.

Auf dem Wege von Wilna nach Grodno zur südlichen Abdachung des Höhenrückens wird die Wasserscheide in der Nähe der Bahnstation Landwarowo überschritten; bis zum Höhenrande bei

[1]) Der Grand stimmt in geognostischer Stellung mit dem anderwärts benannten ‚Spatsand' überein.

Rudsischki zeigen sich ins Diluvium hineinsetzende Taleinschnitte, in denen noch der obere Diluvialmergel und blauer Schluffmergel entblößt sind.

Von Rudsischki bis Grodno wird auf 150 km langer Eisenbahnfahrt eine trostlose Höhengegend überquert, die in ihrem Aussehen sich ähnlich wie die Tucheler Heide darbietet. Diese Heide liegt mit der nördlich Grodno gelegenen südlichen Abdachung ebenfalls auf der Höhe der baltisch-uralischen Landeserhebung, ebenso wie dies der Fall ist mit dem auf der Höhe und der Südabdachung des Höhenzugs gelegenen Masuren, mit seinen vielfach durch Seen unterbrochenen Strekken reinsten Grand- und Sandbodens. Dieser litauischen Bahnstrecke ähnelt so ganz und gar die langweilige Strecke in der Mark von Jüterbog bis Wittenberg. Doch zeigt sich in der polnisch-litauischen Heide der Heidecharakter in seiner ungestörten und nahezu urwüchsigen Gestalt. Näher nach Grodno zu finden sich im Sande zahlreiche Gerölle von schwarzen Feuersteinen, die von weißer kreidiger Rinde eingehüllt sind: diese weiße Rinde läßt das Vorkommen anstehender Kreidegesteine in der Umgebung Grodnos vermuten.

Das Njemental bei Grodno ist 25—32 m tief in Diluvialmergel eingeschnitten; die Stadt ist auf der steilen Höhe des Talrandes erbaut, die Diluvialbildung tritt mit mächtigen Gesteinsblöcken durchsetzt auf.

Die vermuteten Kreideschichten stehen bei dem Dorfe Mäala (Mäaule), 4—5 km von der Stadt entfernt, im Njementale an; daselbst bestehen mehrere Brüche. Etwa 9,4 m über dem Flusse in die östliche Talwand hineingearbeitet, erhebt sich die Kreidewand zu 12,5 m Höhe, von 3 m Diluvialschichten, Sand und Mergel bedeckt; sie stellt sich als ein während des letzten Absatzes entstandenes Kreideriff dar, welches das Njemental wie zufällig auf 100 Schritt Länge durchschnitten hat, aber mit seinen Schichtenköpfen an der Hochfläche nicht bemerkbar geworden ist; es fällt mit 30—40° Neigung gegen Nordnordost ein. Auch läßt sich die Zeit seiner Verschiebung durch die Lage und das Alter der Begleitschichten bestimmen: das Riff ist durch Störung zwischen dem Absatz des unteren Diluviums und des oberen Diluviums gehoben! — Ein paar Werst unterhalb der Kreidebrüche und im Tal der Lososna hinauf entwickelt sich ein breites Tal, darin bei Puschkany Schreibkreide im Niveau des Flusses ansteht, deren Schichten das untere Drittel der 25 m hohen Talwand bilden, überlagert von unterem Diluvialmergel, Mergelsand und oberem rotem Diluvialmergel.

Das als Falte oder Welle anzusehende Gebirge streicht in OSO-Richtung; die Hauptbank ist mit Feuersteinen und Belemnitenresten erfüllt. Flußabwärts 3—3,5 km westlich an dem größten der mehreren daselbst als Lososna bezeichneten Nebenflüßchen, nördlich vom Dörfchen Gollowice, 2000 Schritte im Tal hinauf, stehen Grünsande an, die bei ihrer kräftigen Färbung zum Häuseranstrich verwendet werden. Dieser Grünsand erweist sich als ein 0,9—1,25 m starker reiner Glaukonit und zeigt — nach G. Berendts Feststellung — völlige Uebereinstimmung mit der samländischen Bernsteinformation, und zwar mit deren oberster Höhenlage, dem glaukonitischen Quarzsande; darüber folgt das Braunkohlengebirge, vertreten durch eine 0,62 m starke Schicht des milchig-schokoladefarbenen Kohlensandes, dann nach schwacher Brauneisensteinlage auch durch einen 0,62 m mächtigen feinen, blendend weißen Glimmer führenden Quarzsand. Also liegt hier ein Stück Bernsteinformation mit überlagernder Braunkohlenformation der Samländischen Küste vor![1]) Das Vorkommen stellt sich dar als ein isolierter Sattel, der in WNW nach OSO streicht. Dies ist eine Hauptrichtung der Hebungslinie für Livland, Estland und Kurland. Man hat also zu folgern: das Njemental hat unterhalb Grodno eine Welle der Kreideschicht durchschnitten, die für sich eine Kuppe von Tertiärschichten bis dicht unter die Oberfläche emporgehoben hat. —

Den vorstehenden, in vieler Beziehung zu dem Flächeninhalt des beschriebenen Gebiets als unzulänglich erscheinenden Beitrag zur Kenntnis der geologischen Gestaltung Litauens und zumal des Landes zwischen Düna und Njemen können wir nicht schließen, ohne auf mineralische Gebilde aus der vorgeschichtlichen und Sagenzeit des Landes hinzuweisen. Wir meinen damit die an verschiedenen Stellen hervorragenden Hügelbildungen, die der Ueberlieferung nach von Menschenhänden aufgehöht und errichtet worden sein sollen. Eine derartige Betätigung in der Errichtung solcher Hügel, die als burgenartige Rückzugs- und Verteidigungspunkte zu dienen hatten, kann nichts Befremdendes haben, wenn man erwägt, daß der rote Diluvialmergel, wie er den Bewohnern in seiner Schichtenverbindung ein widerstandsfähiges Baumaterial darbot, geradezu zur Verwendung für die Auftürmung fester Schuttkegel oder Haldenhügel aufforderte, ein in sich haftender und nicht verrutschender Rohstoff; eine solche Verwendung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, insofern die Sage der Litauer erzählt, daß man gegen die Lehmwände Feuer gesetzt und diese durch Brennen, bezw. Verschlackung befestigt habe. Derartige Verfahren zur Verfestigung der Außenwände der Burgwälle sind auch von den Festungsplätzen der alten Wenden bekannt, wie solche in der Lausitz, in Böhmen u. a. O. gefunden worden sind.[2]) Somit sind diese Hügel auch als ‚Heideschanzen' zu betrachten, recht eigentlich das ureigenste Erzeugnis eines bodenständigen Volkes.

---

[1]) Diese Stelle ist von G. Berendt ‚Das Grüne Tal' zubenannt worden.

[2]) Ueber diese Gegenstände hat der berühmte Rud. Virchow wertvolle Untersuchungen angestellt, von denen vielfach auf den Jahresversammlungen der Dtsch. anthropol. Gesellschaft gehandelt worden ist; vergl. Fr. Hellwald, Der vorgeschichtliche Mensch, II. Auflage, Leipzig 1880 bei O. Spamer.

Memel und Wilja

Ihre hydrographische und wasserwirtschaftliche Bedeutung

Von Rittmeister Dr. Naegler

Die innerhalb Rußlands Njemen genannte Memel entspringt auf der natürlichen Grenzscheide zwischen dem südlichen Vorlande der litauischen Hochfläche und der ausgedehnten Sumpfebene des Polesje[1]) bei Pesotschna im Gouvernement Minsk. Der Quellbach hat starkes Gefälle und eine sehr geringe Entwicklung. Erst nach Vereinigung mit der östlichen Ussa und der Loscha wird die Memel zu einem wasserreichen Flusse. Bis Stolpcy ist ihr Tal nur an wenigen Stellen scharf ausgeprägt, namentlich bei Mogilno, wo ihre Breite 1 bis 1,5 km zwischen niedrigen Anhöhen beträgt. Meist geht der Wiesengrund rechts oder links ohne deutlichen Talrand in die Sandebene über, welche die Sohle der jungdiluvialen Talsenke darstellt. Die Ufer sind von mooriger Beschaffenheit und so niedrig, daß die bei gewöhnlichem Wasserstande 30 bis 40 m betragende Breite zur Hochwasserzeit auf das 20- bis 30fache anwächst.

Kurz oberhalb Stolpcy hat der die dortige Talerweiterung durchziehende, 2,5 km lange Straßendamm zwei lange Jochbrücken mit zusammen 546 m Lichtweite erhalten: die Schwankung zwischen dem höchsten und dem Normalwasserstande ist daher nur gering. Für Stolpcy wird sie auf 1,6 bis 1,7 m angegeben, die größte Schwankung bis zum niedrigsten Wasserstande auf 2,1 m. Die durchschnittliche Tiefe nach dem hier langsam erfolgenden Ablaufe des Hochwassers soll etwa 1 m betragen, weiter oberhalb durch Verkrautung und Versandung aber bedeutend geringer sein, so daß im Sommer die Flößerei ins Stocken gerät, weil die nach starken Regengüssen entstehenden Anschwellungen zu kurz anhalten.

Die eigentliche Hochwasserzeit der Memel fällt in die Monate Februar bis April, wenn die vorher aufgespeicherten Schneemassen bei vorübergehenden Erwärmungen und beim endgültigen Einzug des Frühlings zum Abschmelzen kommen. Obgleich der Frühjahrsbeginn in den höheren Lagen des baltischen Landrückens schwerlich früher erfolgt als im Quellgebiet der Memel, so unterliegt doch dieser westliche, der Ostsee näher gelegene Teil des Stromgebietes in den Wintermonaten häufiger, früher und in höherem Maße einer vorzeitigen, rasch vorübergehenden Erwärmung, die immerhin lange genug anhält, um Schmelzwasserfluten zu erzeugen und zuweilen sogar die Eisdecke zu brechen. So mag es zu erklären sein, daß bei Kowno manchmal schon Anfang Februar Hochwasser eintritt, während die obere Memel noch in der Winterlage verharrt.

Der Gedanke liegt nahe, die Vorwelle bei Kowno könne durch früheres Eintreffen einer Flutwelle aus der Wilja hervorgerufen sein. Bis zu gewissem Grade trifft dies auch zu, da vermutlich die von der litauischen Seenplatte stammenden Nebenflüsse der unteren Wilja den größten Beitrag zu ihrer Ausbildung liefern. Obgleich die Wilja unterhalb der Kownoer Pegelstelle in die Memel mündet, ist der Gefälleunterschied zwischen dieser Stelle und der Memelmündung doch so gering, daß die Wasserstände bei Kowno von der Wasserführung der Wilja ebenso wie von der der Memel abhängen. Die aus dem Quellgebiet des Nebenstroms stammende Flutwelle wird nicht weniger Zeit bis zur Mündung gebrauchen als die Flutwelle der Memel selbst; beide treffen wahrscheinlich mit geringem Zeitunterschied in Kowno ein, ähnlich wie die aus der Angerapp und Alle stammenden Flutwellen im Pregelstrome an der Allemündung. Es scheint, als ob die Hochwassererscheinungen in diesem Nachbargebiete zeitlich innige Beziehung hätten zu dem Auftreten der Vorwelle bei Kowno, was dafür zeugt, daß diese durch die Gewässer des baltischen Landrückens verursacht wird, ebenso wie die Flutwellen des Pregelstroms.

Das Fortschreiten des Scheitels höherer Flutwellen zwischen der Kownoer Pegelstelle und der ersten preußischen Pegelstelle bei Schmalleningken wird wesentlich durch die Eisverhältnisse beeinflußt, da die eigentlichen Hochfluten stets im Frühjahr eintreten, gewöhnlich während des Eisgangs oder kurz nach diesem. Einzelne Flutwellen haben ihren Höchststand bei Kowno und Schmalleningken gleichzeitig erreicht, andere bei dem letzten Orte ein bis vier Tage später als bei Kowno. Durchschnittlich scheint das Fortschreiten des Scheitels etwa zwei Tage zu erfordern und seine mittlere Geschwindigkeit etwa zwei Kilometer in der Stunde zu betragen.

Der endgültige Aufbruch der Eisdecke erfolgt ausnahmsweise schon im Februar, fast immer im Laufe des März, so daß der Strom manchmal erst in den letzten Tagen dieses Monats oder gar erst Anfang April eisfrei wird. Durchschnittlich wird die Schiffahrt in der oberen Memel 130, in der un-

[1]) Sumpfiges Waldland, das etwa 87 000 qkm groß ist und von Pripet, Beresina und Njemen (Memel) entwässert wird.

teren 125 Tage lang durch die Eisverhältnisse behindert.

Die Flößbarkeit der Memel beginnt bei Piasetschna, wo die aus der Ussa und Loscha kommenden Baumstämme zu größeren Traften verbunden werden. Als schiffbar gilt der Strom von der Brücke bei Nowo-Swjersen ab. Das kurz unterhalb gelegene Städtchen Stolpcy war früher ein bedeutender Umschlagplatz, wo die aus Wolhynien, Podolien und der Ukraine angefahrenen Güter in die nach Königsberg gehenden Kähne übergeladen wurden. Auch aus der Schtschara kam ein nicht unbeträchtlicher, teilweise vom Oginskikanale stammender Schiffsverkehr. Seitdem bessere Eisenbahnverbindungen mit den preußischen und russischen Seehäfen vorhanden sind, hat indessen die Schiffahrt auf den oberen Strecken der Memel ganz erheblich abgenommen. Ohnehin war sie von jeher auf die Monate mit reichlicher Wasserführung im Frühjahr und Herbst beschränkt, weil die Steinriffe im Mittellaufe, die Sände und sonstigen Hindernisse im Oberlaufe bei kleineren Wasserständen den Verkehr unterbrechen. Unter besonders günstigen Verhältnissen sind wohl ausnahmsweise einmal kleine Dampfer über Kowno hinaus bis zum Augustower Kanal und zur Schtschara gegangen. Ein regelmäßiger Dampferverkehr findet aber nur auf dem unteren Memelstrome von Kowno abwärts statt. Hier fuhren in Friedenszeiten täglich russische Personen- und Frachtdampfer bis Jurburg im Anschluß an die zwischen diesem Orte und Tilsit verkehrenden preußischen Dampfboote. Die zur Güterbeförderung dienenden preußischen Memelkähne gehen gleichfalls in der Regel nicht weiter als bis Kowno. Auf den oberen Strecken findet man höchstens die floßartig gebauten Strugen, Galeeren (Baten) und flachbodige Segelkähne nach Art unserer Zillen, seltener die mehr unseren Oderkähnen ähnelnden Berlinken und Barken. Weit bedeutender ist die Flößerei, die beim Aufbruch des Eises in den Nebenflüssen der Memel beginnt und im Hauptstrome während des ganzen Sommers bis zum Herbste anhält.

Früher haben sich die zur Verbesserung der Schiff- und Flößbarkeit getroffenen Vorkehrungen fast ausschließlich auf Räumung der Fahrrinne von Steinen und Senkhölzern, Bezeichnung der Fahrrinne und Angabe der Wasserstände beschränkt. Erst vor etwa 15 Jahren ist für die untere Memel ein mit Greifervorrichtung versehener Eimerbagger nebst Prähmen beschafft worden. Erwähnung verdient die Deichanlage der Memel bei Kowno, wo die Unterstadt durch einen hochwasserfreien Damm mit abgepflasterter Außenböschung gegen Ueberschwemmung geschützt ist. Vor dem Damme zieht eine 200 m breite gepflasterte Ufer- und Ladestraße zu beiden Seiten der bei der Einnahme Kownos von den Russen in Brand gesteckten Schiffsbrücke am Strome entlang. Diese Schiffsbrücke war die letzte fahrbare Verbindung zwischen beiden Ufern des russischen Stromlaufes. Im Winter nahm der Straßenverkehr seinen Weg über die 3 km oberhalb gelegene Eisenbahnbrücke der Linie Königsberg—Wilna. Bei Grodno ist die Memel ebenfalls mit einer Schiffsbrücke für den Straßenverkehr und mit einer Eisenbahnbrücke für die Linie Warschau—St. Petersburg überbrückt. Ueber die obere Memel führen die Eisenbahnbrücken der Linie Rowno—Wilna bei Ruda und der Linie Warschau—Moskau bei Stolpcy, außerdem nur eine einzige feste Straßenbrücke bei Nowo-Swjersen sowie mehrere Prahm- und Floßbrücken.

Nach der amtlichen russischen Schiffahrtsstatistik verkehrten im Durchschnitt der Jahre 1884/93 auf der Memel 2580 Schiffe und 7930 Flöße, im Jahre 1894 aber 3110 Schiffe und 6400 Flöße. Das Gewicht der im letztgenannten Jahre auf dem Wasserwege beförderten Waren hat 670 000 t betragen, wovon nur 10 000 t zu Berg gingen, alle übrigen zu Tal. Von den zu Berg gegangenen Gütern fiel der weitaus größte Teil auf die Strecke unterhalb Kownos, wohin die preußischen Memelkähne Steinkohlen, Kaufmannsgüter, Eisenwaren usw. brachten. Der zu Tal gehende Verkehr bestand vorzugsweise aus Holz; außerdem wurden Bausteine, Ziegel, Kalk, Getreide, Leinsamen, Salz und andere Güter in geringeren Mengen befördert.

•

Der Memel größter und wasserreichster Nebenfluß ist die Wilja. Ihre Quelle liegt in einer sumpfigen Niederung bei Schkliansy, von der auch ein Bach zur Beresina des Dnjeprgebiets ostwärts abfließt, während der Wiljaquellbach nach WSW gerichtet ist. Innerhalb des oberen Beckens behält der Fluß bis zur Uschamündung bei Saschkewitschi eine vorwiegend westliche Richtung bei. Dort biegt er nach NW um, auf kurze Strecke parallel zur Minsk—Wilnaer Eisenbahn, und durchschneidet quer den vom Oschmjaner Hügellande nach der Litauischen Hochfläche ziehenden niedrigen Rücken, etwa bis zur Stratschamündung. Das hier beginnende mittlere Wiljabecken wird im S vom Oschmjanaer Hügellande, im NO von der genannten Hochfläche und im NW von der Litauischen Seenplatte begrenzt.

Unterhalb Wilnas an der Wakamündung beschreibt der Fluß eine rechtwinklige Kniebiegung und fließt nun quer durch die Seenplatte gegen NW bis zur Swentamündung. Als ob die Swenta der Hauptfluß sei, nimmt die Wilja in der letzten Strecke davon südwestliche Richtung mit einer abermaligen Kniebiegung auf.

Im oberen Becken ist das Gefälle erheblich stärker als in der anschließenden, den Landrücken durchschneidenden Strecke. Umgekehrt besitzt der Fluß beim Durchbruch durch die litauische Seenplatte stärkeres Gefälle als in den beiden Becken ober- und unterhalb. Das Gefälle ist indessen über die einzelnen Strecken sehr ungleich verteilt und größtenteils auf den Stromschnellen vereinigt, von denen nach Stuckenbergs Angabe 63 vorhanden sind, hierunter 13 für die Schiffahrt

ziemlich gefährliche, namentlich im Mittellaufe (von der Uscha bis zur Waka) und in der Durchbruchsstrecke des Unterlaufes (von der Waka bis zur Swenta). Unterhalb Wilnas folgen die Stromschnellen streckenweise sehr rasch aufeinander, nehmen aber an Gefährlichkeit allmählich ab; die letzte liegt 9 km oberhalb der Swentamündung.

Die Wilja ist in diesen, von Stromschnellen durchsetzten Strecken tief in das Seitengelände eingeschnitten, ähnlich wie die mittlere Memel. Ihr Tal wird hier von hohen, meist steil geböschten oder schroff abfallenden Wänden eingefaßt und hat gewöhnlich nur geringe Sohlenbreite, so daß es als tief eingenagtes Hochwasserbett aufzufassen ist. In den Erweiterungen (auf 1—1,5 km) besteht die Talsohle aus ganz oder doch nahezu hochwasserfreien Vorstufen, die etwa 5—10 m über dem gewöhnlichen Wasserspiegel des Flusses liegen und mit mindestens 30—40 m hohen, oft steilen Hängen gegen das Höhenland abgegrenzt sind. Diese Talform zeigt sich am schärfsten ausgeprägt im Mittellaufe von Smorgon bis Michalischki, wo von den 60 bis 80 m hohen Gehängen angeblich mehrfach Kalksteinbänke zutage treten. Von da bis oberhalb Wilna erheben sich in den Gruben der Talkrümmungen die Steilwände manchmal über 100 m vom Wasserspiegel aus; die sandigen Lehnen der Vorsprünge sind flacher geböscht.

Diese tiefe Erosion des Haupttales und seiner Seitentäler verleiht der Landschaft in der Nähe der Wilja ein malerisches Gepräge. Besonders hat die alte litauische Hauptstadt Wilna mit ihren zahlreichen Kirchen und Klöstern eine überaus reizvolle Lage in gebirgsähnlichem Gelände. Nur im Oberlauf ist der Fluß weniger tief eingenagt, meistens sogar ganz flach in die weit ausgedehnten, häufig versumpften Niederungen eingeschnitten. In dieser oberen Strecke liegt das Bett der Wilja meist in Torfmooren, hat niedrige Ufer, die bei Hochwasser weithin überschwemmt werden, und eine sandige Sohle von zuletzt 30—40 m Breite. Das Hochwasser schwillt im Frühjahr nach der Schneeschmelze um 2—3 m über den gewöhnlichen Wasserstand an und bedeckt die Talsohle auf 1—1,6 km, an manchen Stellen auf noch größere Ausdehnung, nämlich überall dort, wo sumpfige Flächen oder die Niederungen der Seitenbäche in die Hauptniederung übergehen, z. B. bei Sosenka und unterhalb Wileika. Viele Baumstämme und versunkene Floßhölzer verunreinigen das Flußbett und gefährden die Schiffahrt. Im Mittel- und Unterlaufe beträgt die Breite des tief eingeschnittenen Bettes bis zur Scheimjana 50—60 m, von da bis zur Swenta 80—100 m und in der letzten Strecke meist über 200 m. Da das Hochwasser sich selten mehr als das Doppelte ausbreiten kann, so wächst die Schwankung der Wasserstände hier auf 4—6 m. Die Anschwellungen erfolgen in der Regel sehr rasch. Auch im Sommer und Herbst treten nach starken Regengüssen kleine Hochfluten auf, die für den niedrigen Stadtteil Wilnas zuweilen lästig werden.

Nicht minder lästig sind die durch Uferabbrüche und Einschwemmung aus den Seitengewässern stets neu gespeisten, bei Hochwasser ihre Lage ändernden Sandschichten, die namentlich von der Stratschamündung ab die Flußsohle bedecken. Am umfangreichsten ist die Versandung und Verflachung des Bettes unterhalb Tschabischki, besonders aber von der Swentamündung abwärts. Offenbar führt die Wilja sehr große Wasser von Wander- und Sinkstoffen mit sich; zahlreiche Runsen und Wasserrisse an den lehmigen und sandigen Steilhängen tragen zu ihrer Vermehrung stetig bei.

In dem als schiffbar geltenden Teile, vom Rittergut Korolin (unterhalb der Dwinosamündung) abwärts, gibt es keine Stauanlagen, und die Fischgatter, die früher den Floßverkehr benachteiligten, sind bis auf diejenigen bei Njementschin und Janow im Unterlaufe beseitigt. An festen Brücken sind zu erwähnen: die eiserne Brücke der Eisenbahnlinie Warschau—St. Petersburg bei Druseli oberhalb der Scheimjanamündung, ferner die Straßenbrücke zwischen Wilna und seiner Vorstadt Snipischki, sodann die eiserne Brücke der Eisenbahnlinie Koschedary—Libau bei Janow unterhalb der Swentamündung, endlich die hölzerne Brücke zwischen Kowno und seiner Vorstadt Wiljampol, dessen Ueberbau im Winter indessen abgenommen wird. An den sonstigen Kreuzungsstellen von Straßen und Wegen wird der Verkehr durch Fähren oder Furten vermittelt.

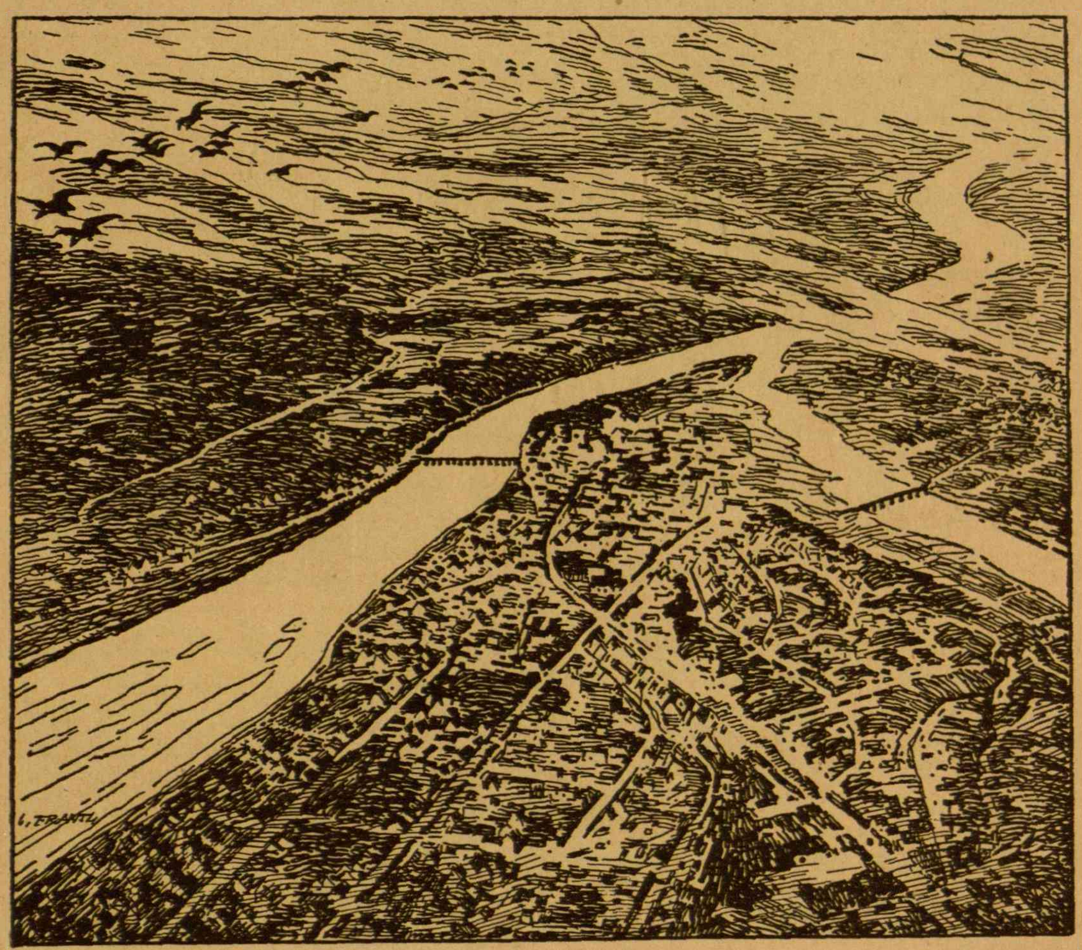
Nach Stuckenbergs Angaben ist die Wilja früher schon in der obersten Strecke zur Flößerei und von Korolin ab zur Schiffahrt benutzt worden, indessen nur auf der Talfahrt im Frühjahr mit sogenannten Strugen, die nach Beendigung der Reise als Nutzholz verwertet werden. Das während des Winters nach Korolin von weither angefahrene Holz wurde zu Flößen und floßartigen Fahrzeugen verbunden, die man mit Getreide, Hanf, Talg usw. belud. Jetzt soll der Verkehr solcher Fahrzeuge sehr spärlich sein und erst bei Wileika beginnen, die Flößerei aber bereits an der Dwinosamündung, so daß die Wilja auf 434 km Länge flößbar ist. Zur Bergfahrt werden sogenannte Laiber benutzt, flache Segelboote von 10—17 m Länge, 2—3 m Breite und 0,6 m Tiefgang bei voller Ladung mit 50—60 Ztr. Während des Sommers wird die Schiffahrt vollständig, zuweilen sogar die Flößerei unterbrochen; bei einigermaßen ausreichendem Wasserstande ist jedoch der Fluß bei Wilna mit großen Flößen reich belebt.

Von den Seitengewässern sind flößbar: die Dwinosa auf 34 km, die Serwetsch auf 39 km, die Ilja nebst Rybtschanka auf zusammen 79 km, die Narotsch auf 73 km, die Uscha auf 12 km, die Oschmjanka nebst der Loscha auf zusammen 83 km, die

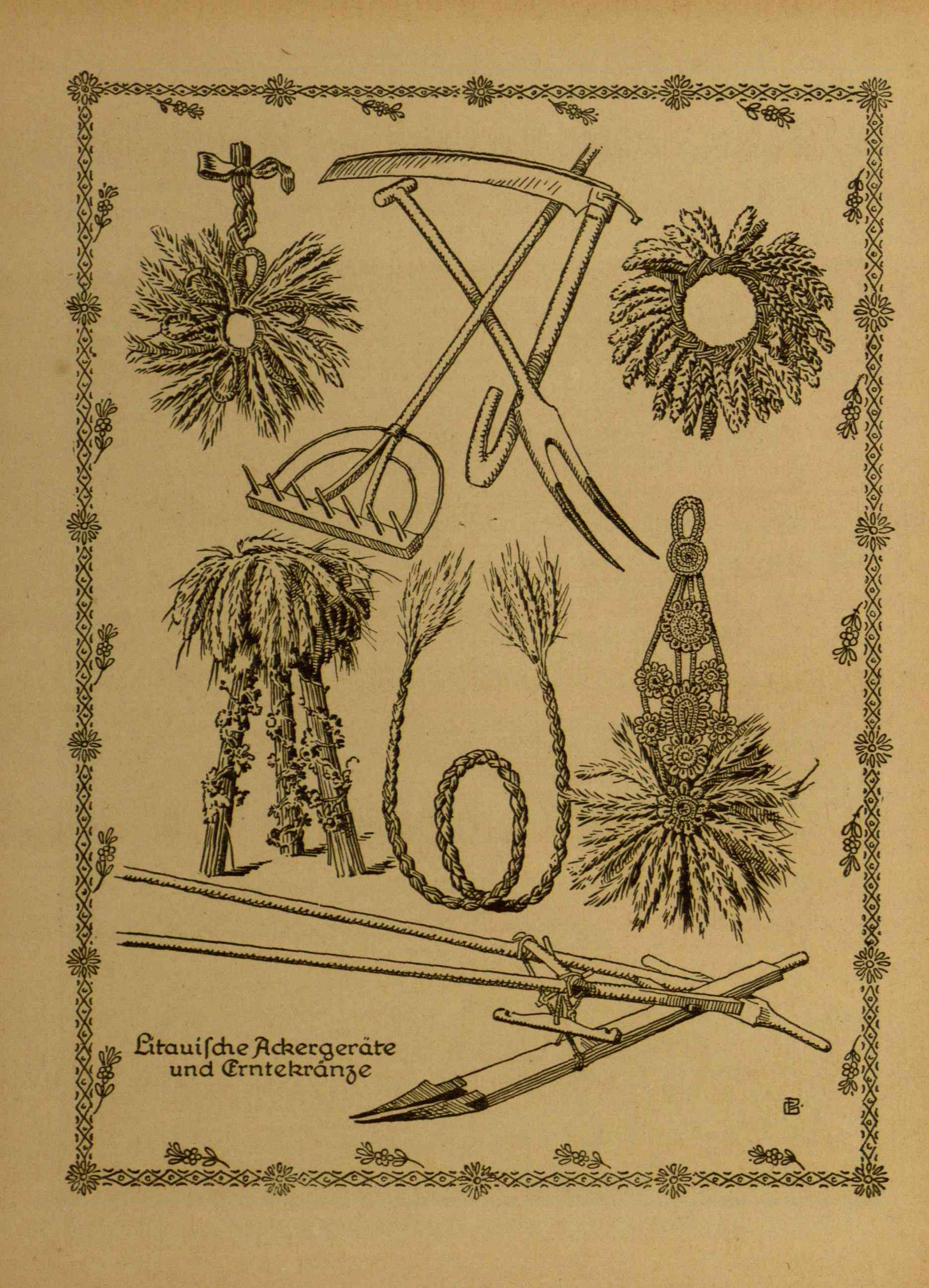
Stratscha auf 50 km, die Scheimjana auf 49 km und die Swenta auf 82 km Länge. Die Wileika, auf der ehemals Brennholztrift betrieben wurde, wird schon von Stuckenberg als nicht mehr flößbar bezeichnet. Nach seinen Angaben brachten Dwinosa, Narotsch und Uscha das meiste Bauholz in die Wilja, abgesehen von der manchmal auch im Sommer zur Flößerei benutzten Scheimjana, die als am besten geeignet zu einer Wasserstraße nach der Düna bezeichnet wird, und von der Swenta. Die Narotsch soll ehemals als Wasserstraße nach dem Dünagebiete benutzt worden sein, indem aus einem Zufluß des Quellsees ein Schleppgang nach einem Nebenbache der Disna führte.

Als letzter von den großen Nebenbächen der Wilja ist die 32 km lange Waka zu nennen, die aus dem im Rudnikier Walde liegenden Popissee kommt und die Bodensenke zwischen dem Oschmjanaer Hügellande und der Seenplatte gegen Norden mit starken Gefälle durchfließt. Dabei schneidet sich ihr Tal, je näher sie dem Hauptflusse kommt, um so tiefer ein. Obgleich die Königsberg—Wilnaer Eisenbahn die Talschlucht auf hohem Damme überschreitet, liegt der Bahnkörper doch nur in halber Höhe der Talwände und geht mit einem langen Tunnel in das Wiljatal unterhalb Wilnas über.

Die zahlreichen mittelgroßen und kleinen Seen unweit der Warschau—St. Petersburger Eisenbahnlinie entwässern durch die Scheimjana in die Wilja. Die Seen sind teilweise sehr tief, weshalb das abfließende Wasser im Winter ziemlich warm bleibt und nur schwer zum Frieren gelangt. Weit größer noch ist die Zahl der Seen, welche in die 180 km lange Swenta entwässern. Seinen Ursprung nimmt dieser Fluß in der Seengruppe westlich von der Warschau—St. Petersburger Eisenbahn zwischen Dukschty und Nowo-Alexandrowsk mit dem 15 qkm großen Lodsisee und anderen Wasserbecken von erheblichem Umfange.



Einfluß der Wilja in die Memel bei Kowno



Litauische Ackergeräte
und Erntekränze

Die litauische Landwirtschaft

Litauen ist ein ausgesprochenes Agrarland. Ackerbau und Viehzucht sind die hauptsächlichsten Erwerbsarten in Litauen. Etwa drei Viertel seiner Bewohner sind in der Landwirtschaft tätig. Handel und Industrie sind dagegen recht gering. Es ist auch kaum anzunehmen, daß etwa die Industrie einen größeren Aufschwung in Litauen nehmen könnte. Litauen besitzt nicht die Bodenschätze, die der Entwicklung der Industrie nötig sind, nämlich Kohle und Erz. Der Grund und Boden ist es also, der Litauens Bevölkerung ernährt. Außer den Erzeugnissen des Ackers, wie Getreide, Flachs, Lein, sind es die Viehzucht mit ihren Nebenbetrieben und die Forstwirtschaft, die Litauen eine volkswirtschaftliche Bedeutung geben.

Der litauische Boden ist im allgemeinen nicht schlecht. Im westlichen Litauen herrscht nasser Lehmboden vor, im östlichen Litauen dagegen Sand. Den besten Boden hat wohl das Gouvernement Suwalki, dann folgt das Gouvernement Kowno und schließlich das Gouvernement Wilna. Hier sind die Sandflächen besonders groß, das Land ist hochgelegen, infolgedessen dürr und trocken, auch steht die Landwirtschaft hier auf besonders niedriger Stufe. Vom Gouvernement Wilna heißt es auch, daß die Erzeugnisse seines Gebietes nicht zur Ernährung des Gouvernements ausreichen. Ob das wirklich zutrifft, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls haben dann die beiden andern Gouvernements gute Ueberschüsse. Die höchst unzuverlässigen russischen Statistiken lassen das nicht immer klar erkennen. Bezeichnend und zutreffend dürfte aber ein Urteil der deutschen Verwaltung für Litauen über die Ergiebigkeit des Gouvernements Kowno sein. Von diesem Gouvernement heißt es: „Die Produkte des Ackers, als Brotgetreide, Futtergetreide, Lein und Flachs, stehen in so bedeutenden Mengen zur Verfügung, daß die Verwaltung nicht nur die Bevölkerung versorgen, vielmehr noch in die Heimat zurückführen und ganze Armeen fast völlig verpflegen kann.“ Daß die Ansicht von der Unzulänglichkeit der litauischen Erzeugung hin und wieder auch in der Literatur vertreten wird, hat wohl noch einen anderen Grund. Es kam viel Brotgetreide aus Innerrußland nach litauischen Städten. Diese Tatsache findet ihre Erklärung aber nicht in der Unzulänglichkeit der landwirtschaftlichen Erzeugung Litauens, sondern in der russischen Politik. Die Russen setzten die Eisenbahnfrachten für Getreide aus Gegenden, die von Nationalrussen bewohnt sind, so herab, daß dieses vielfach mit dem litauischen Getreide in Wettbewerb treten konnte. Die Zollverhältnisse mit Deutschland waren auch nicht danach, der litauischen Landwirtschaft einen Aufschwung zu geben. Die Verkehrswege und -mittel blieben unausgebaut, die landwirtschaftliche Förderung war in der letzten Zeit vor dem Kriege gering: wie konnte da die litauische Landwirtschaft, der Lebensnerv der Bewohner Litauens, zur Blüte gelangen und sich im Weltenhandel bemerkbar machen? Es hatte keinen Zweck, viel mehr zu erzeugen, als man selbst brauchte. Man kann also sagen, daß die litauische Landwirtschaft durch die Ungunst der Verhältnisse, die aber nicht unabänderlich waren, niedergehalten wurde. Die Ergiebigkeit des Ackerbaus blieb gering; weite Strecken des Landes lagen unbebaut oder bestanden aus Oed- und Sumpfländereien, ihre Kultivierung und Erschließung lohnte sich nicht. Dabei ist die Grundbesitzverteilung in Litauen gesund, die richtige Mischung von Groß-, Mittel- und Kleinbesitz vorhanden und auch Arbeitskräfte waren in genügender Menge da, suchten aber infolge der ungenügenden Entlohnung, die die litauischen Landwirte gewähren konnten, im Auslande, vor allem in Amerika, in Deutschland, in Riga und Petersburg, lohnendere Beschäftigung.

Aehnlich wie mit dem Ackerbau stand es mit der Viehzucht. Nur konnte sich hier der innerrussische Wettbewerb nicht so fühlbar machen wie beim Brotgetreide. Die Statistik zeigt denn auch einen beachtenswerten Viehstand, wenn er auch hinter dem Viehstand vorwiegend landwirtschaftlicher Gegenden Preußens oder etwa Hollands zurückbleibt. Der Vorbehalt der Richtigkeit der russischen Statistik muß auch für die folgende Zusammenstellung gemacht werden.

Es gab 1911 in Tausend:

	Pferde	Hornvieh	Schafe	Schweine
1. Kowno	335	720	498	344
2. Wilna	287	628	414	330
3. Suwalki	104	124	141	75
Zusammen	726	1472	1053	749
In Ostpreußen	489	1205	380	1489

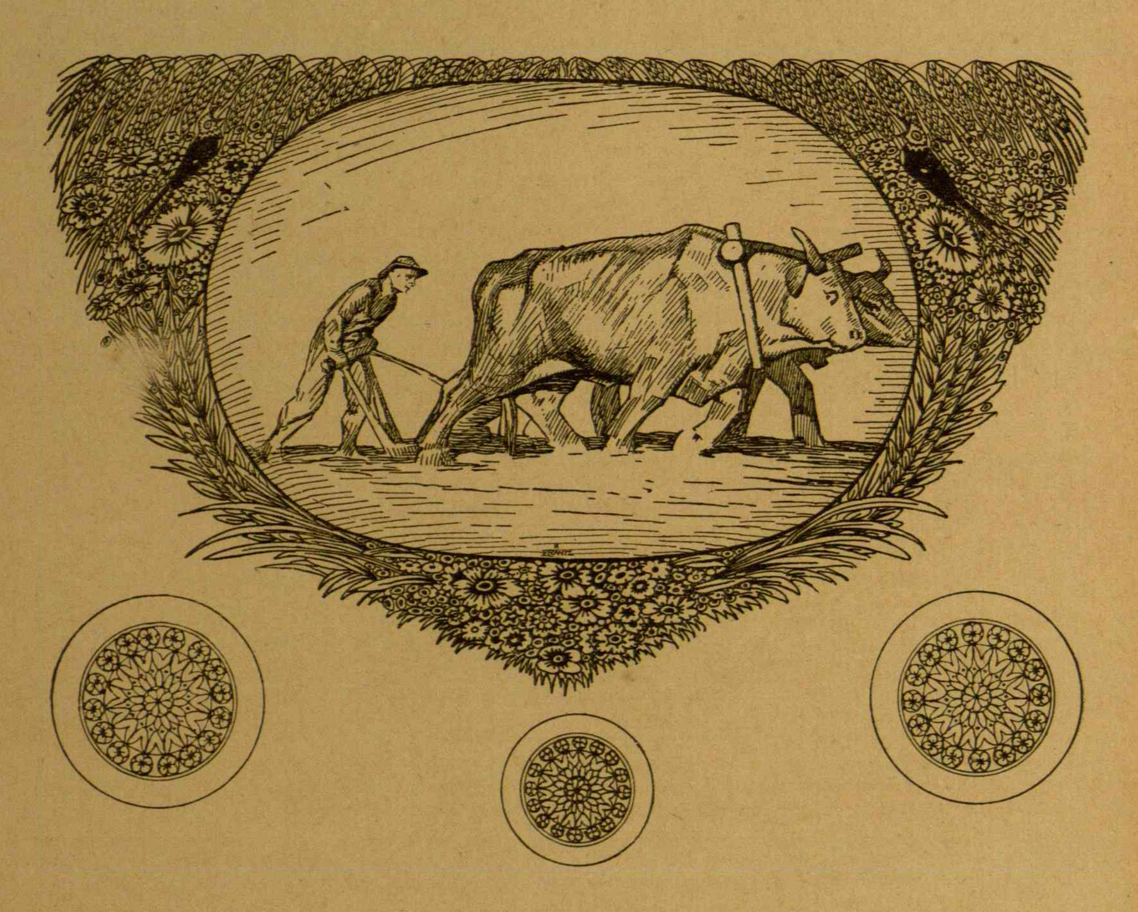
Auf je 100 Einwohner:

	Pferde	Hornvieh	Schafe	Schweine
1. Kowno	21	44	31	21
2. Wilna	17	37	24	19
3. Suwalki	18	21	24	14
4. Ostpreußen	24	58	18	72
5. Preußen	7,8	29	11	43

Die Statistik zeigt also, daß die Pferdezucht in Litauen etwas geringer, die Vieh- und Schweinezucht sogar erheblich geringer als in Ostpreußen

war, während die Schafzucht in Litauen erheblich größer ist. Litauen zeigt also jedenfalls die Merkmale eines sich selbst genügenden und auf sich allein angewiesenen Landes. Die Entwicklung des Viehstandes zeigt dieselbe Richtung wie in Ostpreußen: die Schafzucht geht immer mehr zurück (Wettbewerb der amerikanischen Baumwolle), die Viehzucht, namentlich die Schweinezucht, nimmt immer mehr zu. Die auffallend geringe Schweinezahl in Litauen ist wohl damit zu erklären, daß die Verwertung der Schweine, wie überhaupt des Viehes in Litauen, recht ungenügend war. Der Fleischverbrauch im Lande selbst war gering; Deutschland schloß seine Grenzen möglichst gegen eine Einfuhr aus den russischen Nachbargebieten, einerseits, um die eigene Erzeugung und die Preise zu heben, anderseits um vor Seuchen geschützt zu sein, und Rußland hatte selbst Fleisch genug. Die Ausfuhr nach anderen Bedarfsländern, wie England, steckte noch in den Anfängen. Nur die Ausfuhr von Gänsen und Eiern war nach Deutschland erheblich. Besonders das Gouvernement Suwalki mit seinen vielen Gewässern lieferte jährlich tausende Waggons und versorgte namentlich den Berliner Markt mit Geflügel.

Im übrigen aber stößt man immer wieder auf dieselbe Erscheinung: in günstiger Lage gelegen, mit allen natürlichen Bedingungen für eine blühende Landwirtschaft versehen, vermag Litauen infolge der Ungunst der Verhältnisse nicht hochzukommen. Innerhalb des russischen Staatsverbandes mit dem großen innerrussischen Wettbewerb und den schlechten Absatzmöglichkeiten ist Litauens Volkswirtschaft zu bloßem Hinleben verurteilt. Die volkswirtschaftlichen Bedürfnisse weisen Litauen nach dem Westen, nicht nach dem Osten und nur in geringem Grade nach dem Süden. Wie Ostpreußen in den letzten zwanzig Jahren seine Erzeugung verdoppelt hat, so kann dasselbe bei der heutigen Kenntnis der Steigerung des Ertrages für Litauen unter geeigneten Umständen wohl in noch kürzerer Frist erreicht werden. „Litauen ist“ — nach einem Urteil der deutschen Okkupationsverwaltung — „in wirtschaftlicher Beziehung noch das Land der unbegrenzten Möglichkeiten.“



Die Völker Litauens

Von Leutnant Dr. Dalberg

Der von uns eroberte Teil Russisch-Litauens birgt eine Anzahl ganz verschiedener Völker und Rassen. Mit Rücksicht auf die künftige Neuordnung der Dinge ist es dringend notwendig, sich über ihre Art und Bedeutung aufzuklären.

Die Urbevölkerung des Landes sind die Litauer, die ja auch einen Teil Ostpreußens bewohnen. Sie waren im Mittelalter in dem selbständigen Großherzogtum Litauen (Hauptstadt Wilna) vereinigt, das seine Herrschaft von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer ausdehnte. Das Großherzogtum Litauen verlor gegen Ende des Mittelalters seine Selbständigkeit an die Krone Polen und kam nach der Teilung Polens an Rußland. Heute noch ist der Hauptteil der Bevölkerung des von uns eroberten Gebietes litauisch. Erst östlich der Linie Bjalystok-Grodno-Wilna beginnt die Beimischung weißruthenischer Bevölkerungsteile, die von Minsk aus weiter nach Osten das Feld allein behaupten. Diese Bevölkerungsverteilung ist jedoch nur für das flache Land zutreffend; in den Städten wird das Bild wesentlich durch den polnisch-jüdischen Einschlag verändert.

Der geschichtliche Mittelpunkt des Litauertums, ist Wilna, die alte Hauptstadt der Großfürsten, auch heute noch mit 200000 Einwohnern die bedeutendste Stadt des Landes. In Wirklichkeit ist aber gegenwärtig der Mittelpunkt litauischer Sprache und Kultur nach Kowno gerückt. Die litauische Landbevölkerung spricht noch ihre alte litauische Sprache, versteht jedoch aus der Zeit der jahrhundertelangen Polenherrschaft her meist auch Polnisch. Mit der Sprache hat die polnische Kultur Eingang gefunden, herübergebracht durch zahlreiche Einwanderer und Staatsbeamte aus dem Königreich Polen. Besonders in den Städten ist eine starke Verpolung eingetreten. Mit der Gewöhnung an polnische Sprache ist bei vielen das Bewußtsein der Zugehörigkeit zur litauischen Nation verloren gegangen; polnisch sprechende Litauer haben sich vielfach als Nationalpolen zu fühlen begonnen und sind in späteren Geschlechtern dem Litauertum gänzlich entfremdet worden. Seit etwa 20 Jahren ist jedoch, wie bei den meisten mittel- und osteuropäischen Völkern, auch bei den Litauern das Nationalbewußtsein immer reger geworden, durch das Entstehen einer nationalen Literatur begünstigt. Von einer fortschreitenden Verpolung ist seitdem keine Rede mehr, eher von einer Rückbesinnung verpolter Litauer auf ihr altes Volkstum.

Seit dem Wiedererwachen des litauischen Nationalbewußtseins ist natürlich der auf dem Lande liegende Druck russischer Herrschaft immer schwerer empfunden worden. Die große Revolution von 1905, die auch in Litauen zu vielfachen Erhebungen geführt hat, hatte allerdings keinen nationalen, sondern mehr sozialen Charakter. Es war eine Erhebung der unterdrückten Bürger-, Bauern- und Arbeiterklassen. Die litauischen Bauern insbesondere sind, ebenso wie die lettischen Bauern in den Ostseeprovinzen, für die Revolution durch die Aussicht auf Aufteilung der großen Güter gewonnen worden. Die um die Erhaltung ihres Volkstums besorgten Litauer sind einer Verbindung mit Polen nicht geneigt, zumal sie von der Gleichheit der Religionen eine Verschmelzung zum Nachteil des Litauertums befürchten. Hingegen weisen wirtschaftliche Gesichtspunkte auf eine dauernde Verbindung mit Deutschland, da die Landbevölkerung aus den höheren Vieh- und Getreidepreisen des deutschen Marktes Nutzen ziehen würde.

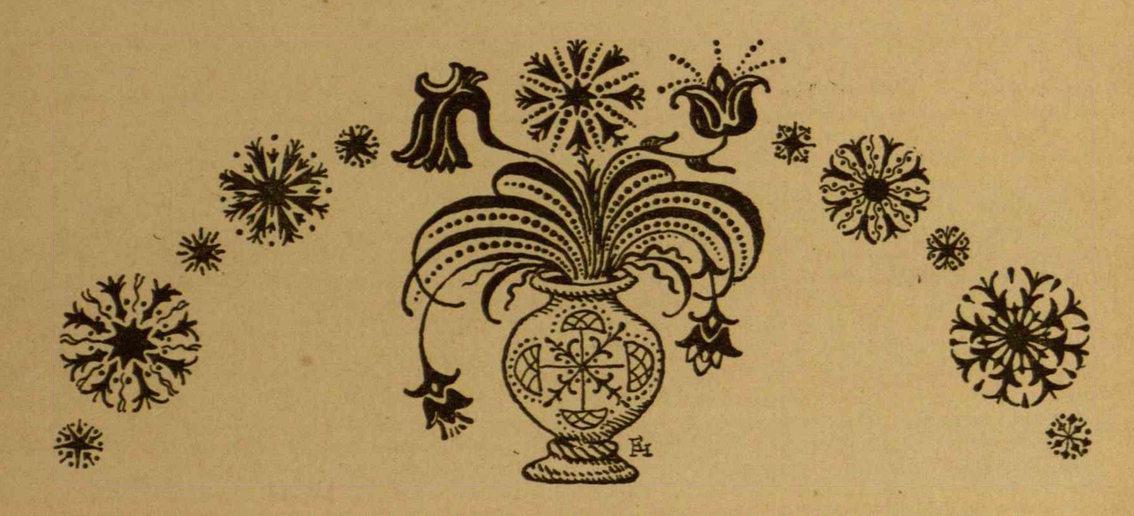
Der andere wesentliche Teil der Landbevölkerung sind die Weißruthenen im östlichen Teile Litauens. Das Russentum zerfällt bekanntlich in drei große slavische Schwesternationen, die Großrussen, die den Kern des russischen Reiches bilden und die Mitte sowie den Ostteil des europäischen Rußlands bevölkern, die Kleinrussen oder Ukrainer, die den Südwesten bewohnen und auch den Ostteil Galiziens besetzt halten, und die Weißruthenen im Westen. Alle drei Stämme sollen im frühen Mittelalter von den Karpathen aus in die russischen Steppen und Wälder eingedrungen sein und die Urbevölkerung schrittweise zurückgedrängt oder unterworfen haben. Der heutige großrussische Stamm ist entstanden aus starker Mischung mit der finnischen Urbevölkerung, der weißruthenische aus litauischer Beimischung, während der ukrainische am reinsten den slavisch-russischen Charakter bewahrt hat und nur in geringerem Maße tatarische Beimischung aus der Zeit der Tatarenherrschaft im Süden Rußlands während des 13., 14. und 15. Jahrhunderts aufweist. — Bei den Weißruthenen ist ebenso wie bei den Litauern in den letzten zwanzig Jahren ein Erwachen des nationalen Gedankens und damit insbesondere des Gegensatzes zum Großrussentum zu beobachten. Die Bewegung steht freilich noch in den Anfängen und ist durch die russische Regierungspolitik, die die Verbreitung russischer Sprache und Kultur durch Schule und Beamtentum eifrig gefördert hat, stark behindert worden.

Die jahrhundertelange Herrschaft der Polen in Litauen ist nicht ohne dauernde Spuren geblieben. Polnische Sprache und Kultur haben sich, wie dargelegt, namentlich in den Städten ausgebreitet. Die polnisch sprechende Bevölkerung der Städte und auch vieler Dörfer, besonders im südlicheren Teil Litauens, fühlt sich als Polen, wenngleich es sich der Nationalität nach meist um Litauer oder auch Weißruthenen handelt. Der Adel in Litauen ist beinahe ausschließlich polnisch, aber evangelisch. Er ist vielfach verarmt und nimmt nicht mehr die überragende Stellung ein wie früher. Die russische Regierung ist dem Polentum in Litauen nicht günstig gewesen. Die polnische Sprache ist bei jeder Gelegenheit, besonders im östlichen Litauen, zurückgedrängt worden. Staatsämter, auch die niedrigen, waren den Polen lange verschlossen. Das ist der Grund, weshalb sie heute dem Deutschtum freundlich gegenüberstehen und kein Zurückkommen der Russen wünschen.

Einen ganz wesentlichen Bestandteil der Bevölkerung bilden die Juden, die im Mittelalter zur Zeit der Judenverfolgungen in Deutschland bei den litauischen Großherzögen und den polnischen Königen Schutz gefunden haben. Da das russische Gesetz ihnen den Grunderwerb auf dem Lande und überhaupt das Wohnen auf dem Lande untersagt, drängen sie sich in den Städten zusammen unter meist kümmerlichen äußeren Lebensbedingungen. Ihre Sprache ist das Jiddisch, eine mit hebräischen Ausdrücken durchsetzte deutsche Mundart, die aus dem Mittelalter stammt; sie wird mit hebräischen Schriftzeichen dargestellt. Meist verstehen sie sowohl Deutsch als auch Polnisch und Russisch, eine Sprachengewandtheit, die ihnen beim Handel besonders zugute kommt. Die Stadt Wilna ist ihr Mittelpunkt; von ihrer Bevölkerung machen sie die Hälfte mit etwa 100 000 Einwohnern aus. Die Mehrzahl der kleinen Läden zeigt in der Tat jüdische Besitzer. Der Handel greift von den Häusern auf die engen Gassen über und wickelt sich nicht immer in den ruhigsten Formen ab. Daß das Judentum unter zarischer Bedrückung nichts weniger als zufrieden war, ist bekannt. Zahlreiche Ausnahmegesetze beschränkten es in seiner Bewegungsfreiheit und hielten das bildungsfähige Volk in geistigem Tiefstand und wirtschaftlicher Bedrängnis.

Mit der hundertjährigen Russenherrschaft ist natürlich auch russischer (großrussischer) Einfluß in Litauen eingedrungen. Zahlreiche Russen waren als Beamte ins Land gekommen und z. T. auch seßhaft geworden. Die Regierung hat Grundbesitz, über den sie verfügen konnte, immer an Russen vergeben; namentlich sind nach der polnischen Revolution von 1863 viele Güter aus polnischer in russische Hand übergegangen. Die russische Regierung betrachtete Litauen als geeignetes Ausdehnungsziel für das rein russische Volkstum, was sie in Kongreßpolen nicht tat. Die Zahl der Russen ist im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung nicht groß; mit dem russischen Heer haben sie meist das Land verlassen.

Das Deutschtum endlich ist an dem Bevölkerungsaufbau Litauens gleichfalls nicht unbeteiligt. Die litauischen Großfürsten und die polnischen Könige haben schon früh deutsche Bauern und Gewerbetreibende, daneben aber auch Künstler und Gelehrte ins Land gezogen. In Wilna stammt z. B. der Name der ‚Deutschen Straße‘ von diesen Ansiedlungen, die zwar ihr Deutschtum nicht behauptet, jedoch zunächst stark kulturfördernd gewirkt haben. Zeugen dafür sind auch die Wilnaer St. Annen- und Bernhardinerkirche, herrliche gotische Backsteinbauten, wie sie nur deutsche Baumeister im Mittelalter zu errichten verstanden. In neuerer Zeit hat der Handelsverkehr mit Ostpreußen Deutsche ins Land gezogen. In Wilna z. B., diesem Sammelpunkt der verschiedenen Völker Litauens, gibt es eine kleine deutsch-evangelische Kolonie. Und so ist der deutsche Kultureinfluß zu allen Zeiten in Litauen vorhanden und wirksam gewesen.



Die Sprachen im Oberostgebiet

Von Professor Dr. Paul Diels (Breslau)

Das russische Gebiet, das unsere Truppen an der Nordostfront besetzt haben, ist, wie man weiß, nur zum kleineren Teile von Russen bewohnt. Es ist überhaupt kein einheitliches Volk, das diese Gebiete innehat, und keine einheitliche Sprache, die dort gesprochen wird. Mehrere, näher und ferner verwandte Sprachen stoßen hier auf verhältnismäßig engem Raume zusammen. Drei Sprachen lassen sich genau voneinander abgrenzen: die litauische, die lettische und die weißruthenische.

Litauisch nennt man die Sprache, die in dem früheren russischen Gouvernement Kowno gesprochen wird, sowie in den angrenzenden Teilen der Gouvernements Wilna, Grodno und Suwalki. Auch in den nordöstlichsten Teilen unserer Provinz Ostpreußen wird bekanntlich noch litauisch gesprochen, südlich etwa bis zu einer Linie, die von Goldap über Darkehmen nach Labiau geht.

Das Lettische schließt sich im Norden unmittelbar an das Litauische an, lettisch spricht also Kurland, soweit es nicht von Deutschen oder von Finnen bewohnt ist, und außerdem der südliche Teil Livlands und anstoßende Teile des russischen Gouvernements Witebsk. Auch von der lettischen Sprache haben wir in unserem Ostpreußen einen versprengten Rest in ein paar Dörfern auf der Kurischen Nehrung.

Weißruthenisch endlich umfaßt ein ziemlich großes Gebiet des westlichen Rußlands, im wesentlichen die Gouvernements Minsk, Mohilew, Smolensk, Witebsk sowie Teile der Gouvernements Tschernigow, Grodno und Wilna.

Das Polnische kommt hier weniger in Betracht; denn das geschlossene polnische Sprachgebiet beginnt erst südlich von Augustow und westlich von Suwalki. Dafür ist aber ganz Litauen und Weißruthenien, in geringerem Maße auch das lettische Gebiet, übersät mit einer Reihe polnischer Sprachinseln. Meist sind es die kleineren und größeren Städte, die polnisch inmitten einer litauischen oder weißruthenischen Umgebung sprechen. Aehnlich steht oder stand das Deutsche inmitten der lettischen Umgebung als die Sprache der Gebildeteren.

Auch Reste des Finnischen finden sich in dem eroberten Gebiete: zu beiden Seiten des Vorgebirges Domesnäs, der Nordspitze Kurlands.

Jeder, der diese Sprachen oder wenigstens zwei von ihnen kennen gelernt hat, wird Aehnlichkeiten zwischen ihnen entdeckt haben. Ja selbst die Vergleichung der genannten Sprachen mit dem Deutschen läßt eine und die andere Beziehung erkennen. So wird der unvoreingenommene Beobachter leicht auf den Gedanken kommen, es bestehe zwischen den Sprachen eine nähere oder fernere Verwandtschaft. Dieser Gedanke ist auch richtig, nur muß man sich vor einem Irrtum hüten: die vielen Worte, die beispielsweise das Lettische mit dem Deutschen, das Weißruthenische mit dem Polnischen, das Litauische mit dem Weißruthenischen und Polnischen gemeinsam hat, beweisen größtenteils keine engere Verwandtschaft zwischen den genannten Sprachen, sondern beweisen nur einen starken Kultureinfluß der einen Sprache auf die andere. Denn da die Letten seit etwa 700 Jahren unter dem ständigen Einfluß der in Kurland und Livland angesiedelten Deutschen stehen, da Litauen früh in politische Verbindung mit Weißruthenien geriet und beide nachmals dem politischen und kulturellen Einfluß Polens verfielen, so war unausbleiblich, daß aus der kulturell höher stehenden oder politisch vorherrschenden Sprache manches Wort übernommen wurde. So ist, um nur ein Beispiel von tausenden zu nennen, das litauische ‚pulkauninkas' (= Hauptmann) aus dem polnischen ‚pułkownik' (= Regimentskommandeur) entstanden.

Um alles dies richtig zu verstehen, ist ein kurzer Einblick in die Geschichte der genannten Völker und Sprachen unentbehrlich.

Unter den Letten in Kurland und Livland war der deutsche Einfluß der erste fremde, der sich stärker geltend machte; er ist bis heute auch der nachhaltigste geblieben. Schon im 12. Jahrhundert kamen niederdeutsche Kaufleute zu dem damals noch heidnischen Volk, Ritter und Sendboten des Christentums folgten, und wenn auch das Werk der Eroberung und Bekehrung nicht ohne starke Rückschläge vonstatten ging, so konnte doch etwa mit dem Beginn des 13. Jahrhunderts die Herrschaft der Deutschen und des Christentums als gefestigt gelten. Als äußeres Zeichen dafür mag die Gründung Rigas im Jahre 1201 und die Gründung des Ritterordens der Schwertbrüder (1202) gelten. Seitdem hat deutscher Einfluß das Land beherrscht, und die wechselvolle Geschichte des Landes, die zeitweilige Vereinigung mit Polen und mit Schweden haben daran nichts ändern können. Ebensowenig der Anfall der Ostseeprovinzen an Rußland, der sich im 18. Jahrhundert vollzog. Das jahrhundertelange Ringen Rußlands um den Besitz dieser Zugänge zur Ostsee schloß hier allerdings mit einem Erfolg ab; doch blieb

die beherrschende kulturelle Stellung der Deutschen in den Ostseeprovinzen einstweilen unangetastet, wurde sogar durch die Gründung der deutschen Universität Dorpat im Jahre 1804 staatlich anerkannt. Erst in den letzten Jahrzehnten, vor allem unter Alexander III., hat Rußland ernsthafte Versuche gemacht, den geistigen und wirtschaftlichen Einfluß der Deutschen in den Ostseeprovinzen zu brechen.

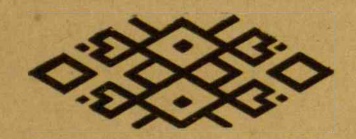
Ganz anders gestaltete sich das Geschick Litauens. Litauen war durch die Festsetzung des deutschen Schwertbrüderordens in Riga nicht so unmittelbar bedroht wie das lettische Volk. Allerdings rückten ihm auch von Südwesten her deutsche Ansiedler auf den Leib, die Ansiedler nämlich, die der Deutsche Ritterorden nach Ost- und Westpreußen brachte; aber ehe diese Nachbarn der Litauer wurden, mußten sie erst den Widerstand des heidnischen Volkes der Preußen überwinden, das mit den Litauern stammesverwandt war. Am Ende blieb vom litauischen Sprachgebiet nur ein kleiner Teil in den Händen des Ordens, eben der Teil unserer Provinz Ostpreußen, wo noch heute vielfach litauisch gesprochen wird. Der Hauptteil Litauens blieb dem deutschen Einfluß entzogen und ging andere Wege. Dank der politischen Zersplitterung, in der sich Rußland damals befand, gelang es den litauischen Fürsten, große Teile des russischen Sprachgebietes in ihren Machtbereich zu ziehen. Es entstand in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters ein neues Reich, dessen politischer Mittelpunkt das litauische Volk war, dessen Kultur aber wesentlich durch die höherentwickelten und längst christlich gewordenen russischen Gebiete bestimmt wurde. Auf dem Boden dieses Reiches hat der weißruthenische Stamm die sprachlichen Besonderheiten ausgebildet, die ihn von anderen Mundarten des heutigen Rußlands unterscheiden. Und weiter erklärt sich auf diesem Wege auch die große Zahl weißruthenischer Worte im Litauischen: das Russische, genauer das Weißruthenische, war eben die Amtssprache des neuen Reiches, in dem damals das Litauische nur eine untergeordnete Stellung behauptete. Innere Schwierigkeiten und die Bedrohung durch äußere Feinde haben dann weiter dazu geführt, daß das litauisch-weißruthenische Reich in ein immer engeres Verhältnis zu Polen trat. Ihren Abschluß fand diese Entwicklung 1506 durch die Union von Lublin. Seitdem sind die äußeren Geschicke Litauens untrennbar mit den Geschicken Polens verbunden gewesen, und so auch das geistige und religiöse Leben in Litauen mit dem polnischen. Im selben Zeitraum hat auch die litauische Sprache sich dem polnischen Einfluß unterwerfen müssen, woraus sich eine Fülle dem polnischen Sprachschatz entnommener Worte erklärt. Daß auch das Weißruthenische dem gleichen Einfluß unterlag, braucht hier nur erwähnt zu werden.

Erst wenn dies alles in Abzug gebracht ist, kann ein klares Bild von der Verwandtschaft aller der genannten Sprachen gewonnen werden. Da zeigt sich denn, daß einerseits das Lettische und das Litauische einander sehr nahe stehen: beide gehören zu der Gruppe der sog. baltischen Sprachen. Anderseits gehören Weißruthenisch und Polnisch näher zusammen, als Glieder der weitverzweigten slavischen Sprachfamilie — wobei wieder das Weißruthenische sprachlich eine Art Mittelstellung einnimmt zwischen dem Polnischen und dem Russischen im engeren Sinne.

Beide Sprachfamilien, die baltische sowohl wie die slavische, sind auch mit dem Deutschen entfernt verwandt. Um das zu sehen, braucht man nur ein paar Zahlwörter zu betrachten: 3 heißt im Polnischen trzy, im Russischen tri, im Litauischen trys, im Deutschen drei; oder: 6 heißt im Polnischen sześć, im Litauischen szeszi (gesprochen scheschi), im Deutschen sechs usw. Oder ein Wort wie Bruder: im Polnischen brat, im Litauischen brolis. Und so in vielen Fällen. Fraglich kann nur sein, ob nicht vielleicht die slavische und die baltische Sprachfamilie wieder eine engere Verwandtschaft unter sich aufweisen, d. h. ob nicht vielleicht die slavische Sprachfamilie mit der baltischen enger verwandt ist als eine von ihnen mit dem Deutschen. Darüber läßt sich noch heute streiten; keinesfalls aber ist die Verwandtschaft zwischen den baltischen und den slavischen Sprachen so nahe, wie man noch vor etwa vierzig Jahren annahm.

Ganz abseits von den behandelten Sprachen steht das Livische an der Nordspitze Kurlands. Es ist enger verwandt mit dem Estnischen, das in Estland und einem Teil Livlands gesprochen wird, und mit dem Finnischen in Finnland. Mit dem Deutschen sowie mit den baltischen und slavischen Sprachen hat es keine nähere Beziehung. Allerdings ist das Livische wiederum stark durch das Lettische beeinflußt, hat zahllose lettische Wörter aufgenommen, wodurch der ursprüngliche Charakter der Sprache auf den ersten Blick etwas verdunkelt wird.

Man sieht: es ist in Oberost eine ganze Anzahl recht verschiedenartiger Sprachen verteilt.



Die litauische Sprache

Von K. Werbelis

Die vergleichende Sprachwissenschaft hat die litauische Sprache innerhalb der indogermanischen Sprachen in eine Gruppe eingeordnet, die als die baltische oder aistische bezeichnet wird. Nach der Ansicht der Fachkundigen sollen die Völker dieser Gruppe einem gemeinsamen indogermanischen Stamm entsprossen sein und eine selbständige Ursprache gesprochen haben. Es wird angenommen, daß etwa um Christi Geburt, vielleicht noch etwas früher, sich diese Ursprache in zwei Gruppen gespalten habe, eine altpreußische und eine litauisch-lettische. Die strengere Scheidung zwischen Litauisch und Lettisch hätte sich dann innerhalb dieser letztgenannten Gruppe erst gegen Ende des 9. Jahrhunderts durchgesetzt.

Das Altpreußische ist heute aus dem lebendigen Gebrauch verschwunden; es gehört zu den toten Sprachen; unsere Kenntnisse davon stützen sich lediglich auf drei Katechismen aus dem 16. Jahrhundert und auf das sogenannte Elbinger Vokabular.

Dagegen haben sich Litauisch und Lettisch, seit dem 9. Jahrhundert in selbständiger Weiterentwicklung begriffen, bis heute so gesund und lebenskräftig erwiesen wie die Völker der Litauer und Letten selbst. Das Litauische zumal, das in der vergleichenden Sprachwissenschaft die gesamte baltische Gruppe vertritt, hat seinen altertümlichen Charakter im Wandel der Zeiten unverwischt zu erhalten vermocht.

Was von Urtümlichem die indogermanischen Sprachen im Lauf der Jahrhunderte durch Vermischung, Umformung, Verwitterung verloren haben, davon finden die Sprachforscher heute mit Erstaunen in der litauischen Sprache einen lebendigen Ueberfluß. Theodor Benfey z. B. sagt in seiner ‚Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland': „Das Litauische hat sich selbst in seiner heutigen Form zu einem großen Teil einen so altertümlichen Charakter bewahrt, daß es für die Erkenntnis der indogermanischen Grundformen eine Bedeutung hat, welche den chronologisch ältesten Sprachen, wie z. B. dem Sanskrit und Baktrischen, kaum den Platz räumt. Das Lettische dagegen, mit weniger zäher Eigentümlichkeit begabt, hat sich unter dem Einflusse fremder Sprachen, besonders der deutschen, sehr verändert. Das Verhältnis zwischen der litauischen und lettischen Sprache ist etwa das gleiche wie das zwischen dem alten Lateinisch und dem heutigen Italienisch."

Manche gemeinsamen Wurzeln und etliche Aehnlichkeiten in der Aussprache, in den Formen und im Satzbau haben bereits früher den Sprachforschern Anlaß gegeben, die litauische und die slavische Ursprache in eine Gruppe zu stellen. Dagegen sind von mehreren Seiten gewichtige Bedenken erhoben worden, und Professor Endzelin, der einen großen Teil seiner Forscherarbeit dem Bemühen gewidmet hat, die Beziehungen zwischen Litauisch und Slavisch klarzustellen, findet in seinem Werk ‚Slavisch-baltische Studien' (Charkow, 1911 in russ. Sprache ersch.) einige Aehnlichkeiten, die aber lediglich als Ergebnisse der geographischen Nachbarschaft anzusehen seien, weshalb nur von einer ‚slavisch-baltischen Epoche', nicht aber von einer ‚gemeinsamen slavisch-baltischen Ursprache' gesprochen werden könne. Zwar wollen einige russische und polnische Schriftsteller, die die Litauer um jeden Preis zu ihrer Volksschaft schlagen oder sie wenigstens als mit ihr stammverwandt hinstellen möchten, in der litauischen Sprache bis 30 v. H. Slavismen oder sprachliche Aehnlichkeiten mit dem Slavischen gefunden haben. Inzwischen haben sich diese vermeintlichen Slavismen — die, wie die dort angeführten Beispiele zeigen, einem verdorbenen Litauisch entnommen sind — als Fremdwörter erwiesen, die nur auf dem Wege der den Litauern aufgedrängten slavischen Verwaltung, des Gerichtswesens, der Schule und der Kirche in die Sprache des Bauern und des Arbeiters gelangt sind. Dieser oberflächliche, volksfremde Niederschlag wird heute in der nationalen litauischen Schule und Presse ohne Mühe durch litauische Ausdrücke ersetzt, deren die Volkssprache mehr als genug zur Verfügung hat. Im verflossenen Jahrzehnt, nachdem die Litauer in Rußland ihre Presse wiedererlangt und zugleich etwas mehr Freiheit für die nationale kulturelle Arbeit durchgesetzt hatten, ist, was die Reinigung der Sprache und ihre Vereinheitlichung auf Grund verschiedener Mundarten anbetrifft, viel geleistet worden. Die heutige litauische Schriftsprache, die sich auf die eigentliche Volkssprache stützt, indem sie verschiedene Mundarten und deren Wortschatz dazu benutzt, ist schon so weit ausgebildet, daß sie im Verlauf ihrer weiteren Entwicklung nur ständig neue Schätze aus dem Wortreichtum der Mundarten herausziehen und so sich immer folgerichtiger von den verschiedenen fremden Beimischungen befreien kann, die im Laufe der Zeit in sie eingedrungen sind. Diese ganz besondere, altertümliche, von der Wissenschaft sehr hoch gewertete Sprache ist heute dem litauischen Volk, dem zwischen Slaven und Germanen eingepreßten, trotz aller geschichtlichen Mißgeschicke und Leiden wieder zu starkem völkischen Selbstbewußtsein gelangten Volk ein nicht ersetzbarer Ausdruck seines Willens zur Stammeseigentümlichkeit, zur nationalen Selbständigkeit.

Der Litauer

Von W. St. Vidunas

Der eigentliche litauische Typus ist eine schlanke, mittel- und übermittelgroße Figur. Das Auge ist blau, das Haar blond, die Hautfarbe recht frisch und gesund. Ganz besonders fällt die Gesichtsfarbe der jungen Litauerin auf. Sie ist sehr zart und weiß, mit schönem rosigen Ton auf den Wangen. Die Lippen sind ungewöhnlich frisch. All diese Pracht hält sich bei gesunden und mäßigen Frauen, bei verheirateten und unverheirateten, bis in ein reiferes Alter; bei leidenschaftlichen und kranken ist sie natürlich bald geschwunden. Die zarte weiße Haut haben auch Personen mit braunen Augen und dunklem Haar. Der Fremde ist sehr oft geneigt, an den Gebrauch von Schminke zu glauben, während die echte Litauerin sich statt dessen mehr auf frische Luft, auf klares Wasser und ihr gesundes, keusches Blut verläßt. Neben blauen Augen gibt es auch braune und gelbe; ja sehr häufig ist die Farbe nicht recht zu bestimmen, da sie vom Grau zum Grünlich-Gelblichen hinüberschimmert. Das Gesicht ist länglich mit breiter, gewölbter Stirn und einem oft sehr kleinen, schmalen unteren Gesichtsteil, dem gegenüber die Wangenbeine manchmal etwas stärker hervortreten; doch muß man darin wohl auch einen mongolischen Einschlag sehen. Auffällig ist das sich häufig zeigende klassische Profil mit der geraden Linie von der Stirn zur Nase.

Die Gliedmaßen sind lang und schlank, der Fuß hochgespannt. Daher schreitet der Litauer gut und leicht. In seiner Sprache hat er hierfür eine Menge von Ausdrücken. Auch muß die angeborene Geschicklichkeit zu allerlei Handwerk irgendwie im Glieder- und Muskelbau gegeben sein, sonst wäre der Litauer hiermit nicht ins Sprichwort gekommen.

Es ist selbstverständlich, daß der hier angedeutete Typus nicht ohne weiteres dem Beobachter auffällt. Ein Volk, das von anderen umdrängt wird mit der Erwartung, daß es seine Existenz aufgebe, zeigt stets Verfallsmerkmale, besonders wenn es in seiner wirtschaftlichen Betätigung beengt wird, wie das in Groß-Litauen unter russischer Herrschaft sehr häufig der Fall war — man denke an die russischen Kolonisierungsversuche. Die politischen Verfolgungen haben sogar einen recht starken nachteiligen Einfluß auf die Gesundheit, besonders der gebildeten Schicht, ausgeübt. Immerhin hat der hier beschriebene Typus zuallererst ein Recht, für den litauischen zu gelten.

Es ist nicht gerade nötig, länger unter Litauern zu weilen, um ihr Gemüt kennen zu lernen. Man muß nur zu beobachten verstehen; dann fällt bald auf, wie zartfühlend der Litauer in seinen Worten und in seinem Verhalten ist. In seiner Sprache hat er für Derbheiten kein Ausdrucksmittel. Aber nicht etwa, weil die Sprache zu arm ist: für das Gegenteil, nämlich um zartes Empfinden kundzugeben, besitzt das Litauische außerordentlich viele Möglichkeiten; die Zahl der Koseformen ist ganz auffallend groß.

Namentlich aus dem Verhältnis des Litauers zur Natur kann man sein Gemüt erkennen. In allem Lebendigen sieht er etwas, das dem Menschen wesensverwandt ist. Und er richtet sich danach. In seinen Liedern spricht er immer wieder von den Bäumen wie von seinen Brüdern. Der Kuckucksruf ist ihm ein Gruß der fernen Lieben, wenn er nicht gar annimmt, daß mit dem heranschwebenden Vöglein sich das Mütterlein oder Schwesterlein selber verkündigt.

Unter den Tieren ist es vor allem das Pferd, dem gegenüber sein Gemüt sich kundgibt. Der ist gewiß kein Litauer, der sein Tier quält, allenfalls ein entarteter. Die Vorliebe für das Pferd ist ihm wohl schon angeboren. Sowohl bei litauischen Knaben als auch bei Mädchen zeigt sich, wie gern sie dieses Tier haben. Und seitens mancher Leute will man es den Pferden gar ansehen, ob sie von Litauern oder von anderen gezogen und gepflegt worden sind: an litauischen Pferden sei zu merken, daß sie dem Menschen nicht bloß Arbeitskräfte, sondern Freunde gewesen sind; sie machten den Eindruck, als ob sie mit dem Menschen leiden und sich mit ihm freuen gelernt hätten.

Besonders lebendig ist dem Litauer der Gedanke, daß die Natur zwischen den Menschen vermittelt, an ihren Leiden und Freuden Anteil nimmt. So klagen mit ihm Wald und Hain; so freuen sich mit ihm Blumen und Sonnenstrahlen; so geleitet ihn tröstend der Sternenschein.

All das deutet auf eine besonders tiefe Empfänglichkeit des Gemütes hin. In der Tat kann sich der Litauer an einer schönen Landschaft, am Meer, an Seen und Höhen nicht satt sehen. Und erst der Wald! Da scheint ihm die Gegenwart des Heiligsten fühlbar zu sein. Nirgends ist der Litauer so voll innerer Feierlichkeit wie im Walde. Darum liebt er es auch, sein Haus und seinen Garten mit Wald zu umgeben; darum kommt er in seinen Liedern und Sagen immer wieder auf den Wald zurück.

Ein besonderes Merkmal des Litauers ist das Gleichgewicht seines Gemüts. Man könnte es fast ein harmonisches nennen. Was auch über ihn kommen mag, er läßt sich nie erdrücken. Doch ist er dem gegenüber, was das Leben bringt, nicht etwa gleichgültig; dazu ist sein Gemüt viel zu empfänglich. Es eignet ihm aber eine ungewöhnlich starke Elastizität und Schwungkraft. Was unvermeidlich ist, wird getragen — und dann gehts mit neuem Mute dem Neuen entgegen. Der Litauer strebt unwillkürlich nach einer Beherrschung der verschiedenen Lebensumstände; er will ein Gemüt voll Harmonie.

Am deutlichsten zeigt sich das, wenn es gilt, etwas Schwieriges zu bewältigen. Die Spannung, in die das Gemüt dann versetzt wird, löst sich in sehr bezeichnender Weise aus. Es ist gleich, was dem Litauer entgegentritt, eine schwere Arbeit, Gefahr oder Leid; er ist mit der steigenden Schwierigkeit nur um so mehr geneigt, allem mit Heiterkeit, mit Scherzen und Witzen zu begegnen, die bei unangenehmen Anlässen sehr leicht zu Selbstverspottung ausarten können.

All das setzt natürlich auch einen scharfen Verstand voraus. Und der ist seit jeher dem Litauer nachgerühmt worden. Ja, es muß im allgemeinen von den Litauern wie von einer auffallend intelligenten Nation gesprochen werden. Daß diese Tatsache ohne Wirkung im Kulturleben Europas geblieben ist, erklärt sich aus der verhältnismäßig kleinen Zahl der Zugehörigen dieses Volkes, aus dem Mangel an einem geschlossenen Volksorganismus, der zur Entfaltung seiner Innenkräfte durchaus notwendig ist, und endlich und hauptsächlich daraus, daß die litauische Intelligenz fortwährend von anderen Nationen aufgesogen wurde. Man lese aber eine Sammlung litauischer Sprichwörter und Redensarten, man vertiefe sich in litauische Märchen und Volkserzählungen, und man wird nicht umhin können, sich des Geistes und Scharfsinnes in ihnen zu freuen. Auch die Fülle von Wörtern in der litauischen Sprache, die sich auf die Tätigkeit des Verstandes beziehen, beweist, wie rege er ist und wie weit er greift.

•

Seit jeher ist auf die Offenheit und Geradheit im Charakter des Litauers hingewiesen worden. Man sieht sie beinahe schon seiner äußeren Haltung an. Der Litauer tritt dem Herrn wie dem Bettler in gleicher Weise entgegen; der Stand macht in seinen Augen keinen großen Unterschied unter den Menschen. Damit zeigt der Litauer aber auch, daß er seine eigene Würde recht lebendig empfindet.

Dies erweist sich in seinen Handlungen. Wenn der Litauer etwas verspricht, so hält er das auch. Was er als Hausherr oder Vater anordnet, das ist mit wenigen Worten, aber dann endgültig abgetan. Es gibt dafür im Litauischen eine allgemein bekannte Redensart: gesagt wie mit der Axt abgehauen. Daher ist das Versprechen des Litauers durchaus vertrauenswürdig. Auch wenn er einen Dienst übernimmt, ist er vollkommen zuverlässig.

Der Litauer neigt vielleicht mehr als Angehörige einer anderen Nation zur Abgeschiedenheit. Er will für sich sein. Einsamkeit ist für ihn eine Art von Zuflucht. Daher der frühere atomistische Zustand im litauischen Nationalleben; daher auch der Mangel an Zusammenschluß, der sich noch heute zeigt, trotzdem die Not der letzten Jahrzehnte hier geradezu Wunder gewirkt hat.

Darum ist der Litauer auch immer sehr zurückhaltend; man könnte fast von Bescheidenheit sprechen. Auch mit seiner Sprache hält der Litauer sehr zurück, wenn er mit Menschen zusammentrifft, die ihm fremd sind. Ueberhaupt ist die litauische Art zu reden, wie bekannt, eine sehr knappe. Wo es sich nur um Fragen und Antworten handelt, fallen meistens nur einzelne Worte. Wenn aber ein Gegenstand besprochen wird, der für den Litauer Wert hat, so mischt er sich schließlich auch in die Unterhaltung. Anfangs macht er nur einzelne Bemerkungen, später gelangt er schon zu einer Darlegung seiner Meinung, und schließlich kann es bei ihm sogar zu einem überströmenden Ergusse kommen —; dann aber bricht er auch wieder ab und sinkt zurück in seine stille Betrachtung.

Ein sehr auffälliger Zug des Litauers ist seine Kühnheit. Man kann sie immer wieder im täglichen Leben beobachten, und auch in geschichtlichen Augenblicken hat sie sich immer wieder gezeigt. Beispiele davon erzählen die Geschichtsschreiber der Polen und der Litauer; und Beispiele dafür hat es bis in die jüngste Zeit gegeben, wo es galt, der russischen Gewaltherrschaft zu begegnen.

Mit dieser Kühnheit verbindet sich eine Festigkeit und Ausdauer, die durch nichts zu ermüden ist. Hat sich der Litauer einmal einer Sache gewidmet, so ist er davon nicht abzubringen. Die Litauer sprechen von der eisernen Natur, die dem Litauer eigen sei, und meinen damit seinen unbeugsamen Willen, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hat. Wo nun Menschen mit entgegengesetztem Streben zusammenstoßen, gibt es natürlich Konflikte. Die litauische Geschichte weiß von vielen Fällen zu berichten, die zu einem erschütternden Ende geführt haben.

Zum Charakter des Litauers gehört durchaus, daß ihm die eigene Einsicht, der eigene Entschluß über allem Geldwert steht. Für das von ihm für richtig und gut Erkannte scheut er kein Opfer. Was er verehrt und wen er verehrt, dem gibt er sich völlig hin. Wird er enttäuscht, so rächt er sich nicht —: er wendet sich wie beschämt, vielleicht auch mit Verachtung ab; beschämt um des Unwertes des Gegenstandes seiner Verehrung willen.

Ernst Wichert hat in einer seiner Erzählungen diesen litauischen Zug nicht ungeschickt benutzt. Er läßt den um sein Bestes Betrogenen, den Verführer seiner Geliebten, nicht niederschie-

ßen, trotzdem bloß nötig ist loszudrücken, sondern läßt ihn sich selber den Tod geben. Das kommt aber bei den Litauern glücklicherweise nicht oft vor. Sie sehen wohl in einer solchen Handlung keine Lösung der Konflikte und fühlen innerlich den kühnen Drang, mit allen Enttäuschungen des Lebens fertig zu werden. Abgesehen davon, daß diese uralte Nation noch so jung ist, daß ihr solche Entartungserscheinungen bisher fremd geblieben sind.

Fast unvereinbar mit der Unbeugsamkeit des Willens erscheint die Bereitwilligkeit des Litauers, zu verzeihen. Und doch kann sie sehr oft beobachtet werden. Dabei macht der Litauer nicht viel Worte. Und dem gegenüber, den er verachtet, schweigt er ganz und verzeiht durch eine bloße Gebärde.

Auch die Langmut und Vertrauensseligkeit sind wohl daraus zu erklären. Diese Züge sind an geschichtlichen Größen sehr oft zu bemerken. So ist Keistut in Jagellos Hände gefallen; so verlor Witold seine große Schlacht gegen die Tataren i. J. 1399. Und gerade dieser Umstand wurde für die ganze weitere Geschichte Litauens verhängnisvoll: er führte zu dem Vertrag, der die spätere Union Litauens mit Polen anbahnte.

Es ließen sich noch andere Züge des litauischen Charakters aufweisen; doch treten diese weniger deutlich hervor. Verschiedene Einflüsse machten sie verblassen oder verkehrten sie in Mängel. Auch die erwähnten Züge sind nicht immer in ungebrochener Reinheit erkenntlich. Begünstigt werden sie allerdings oft durch eine ungewöhnlich natürliche Auffassung des Lebens und seiner Forderungen. Nichts Natürliches erscheint dem Litauer schändlich, noch viel weniger sündhaft. Wohl aber verachtet er Scham- und Zuchtlosigkeit. In seinen Volksliedern gibt es keine Zoten, und in Litauen findet man nicht die anderswo häufigen Schmierereien an Zäunen und Wänden, die auf Geschlechtliches deuten sollen.

Indessen ist es zweifellos, daß der litauische Charakter auch manche S c h a t t e n s e i t e n hat. So wird sehr oft seine Sucht zu prozessieren, das unter Litauern herrschende Sauflaster, ihre Heimtücke und Falschheit und manches andere noch getadelt. Es ist nicht zu leugnen, diese Häßlichkeiten finden sich bei den Litauern, zuweilen gar in einem auffallenden Grade. Ob sie aber Nationalfehler sind, das ist doch sehr zweifelhaft.

Bei gewissen Ständen ist die Sucht zu prozessieren überall, so auch in Deutschland zu finden. Man denke nur an die Dramen, die darüber ersonnen sind, z. B. an Anzengrubers ‚Meineidbauer'. Auch die Lust zu saufen kann dem Litauer nicht als erbeigen zugerechnet werden, wenn man an den Weltruf denkt, der hierin den Deutschen seit altersher anhaftet. Und vielleicht weiß man auch etwas von der Trunksucht selbst sehr ‚vornehmer' Engländerinnen unserer Tage.

Wenn das Sauflaster irgendwo bei den Litauern herrscht, so sind seine Ursachen leicht zu finden. Zu angeerbten Eigentümlichkeiten des Litauers gehört es jedenfalls nicht. Im preußischen Litauen trinkt man mehr als im russischen. Hier hat sogar eine sehr starke Enthaltsamkeitsbewegung dagegen eingesetzt; und ein bedeutsamer Antrieb dazu war der Widerwille, den die sehr stark trinkenden russischen Kolonisten bei den Litauern hervorriefen. Eine Reise zu Schiff von Tilsit bis zur Grenze und von dort bis nach Kowno müßte auch einen Parteiischen von der Tatsächlichkeit obiger Behauptung überzeugen. Wenn irgend etwas, so hängt das Sauflaster von örtlichen Umständen ab.

Auch bezüglich der Falschheit des Litauers muß ein sehr starkes Bedenken geäußert werden. Falschheit und Heimtücke sind die Eigenschaften des Schwachen, der sich von anderen betrogen, geschädigt, geknechtet sieht. Sie werden von dem Bedrücker dem Unterdrückten allmählich anerzogen. Nun aber schänden Falschheit und Heimtücke eines Schwachen den Menschen in ihm gewiß nicht im entferntesten so wie das Bestreben eines Starken, einen anderen Menschen zum Mittel und Werkzeug seiner Gier, seines Machtgelüstes zu machen. Hier haben wir das Menschheitsverbrechen in seiner ganzen Schwere. Und wer jemals auch nur ganz wenig an einem solchen teilgenommen hat, der müßte wenigstens um seiner eigenen Ehre willen vermeiden, von Heimtücke und Falschheit bei Unterdrückten zu sprechen.

*

Nach ihrem religiösen Bekenntnis sind die meisten Litauer Katholiken. Nur im preußischen Litauen ist die weit überwiegende Mehrzahl evangelisch. Doch hat es eine Zeit gegeben, in der fast alle Litauer protestantisch geworden waren. Das war der Fall bald nach 1525. Die einsetzende Gegenreformation hat sie größtenteils wieder zum Katholizismus zurückgeführt.

Welches der beiden christlichen Bekenntnisse den Litauer in der R e l i g i o s i t ä t mehr fördert, ist kaum zu entscheiden. Neben dem eigentlichen Religiösen besitzt die katholische Kirche vieles, was sehr stark zu den Sinnen spricht, die evangelische, was das Denken erfaßt. Doch scheint die Religiosität des Litauers in beiden Kirchen dieselbe zu sein. Sie hängt enge mit der Art seines Gemüts zusammen. Darum zeigt sie eine sehr starke Verwandtschaft mit der Mystik, sowohl des Mittelalters als auch derjenigen unserer Zeit. Die Gedanken eines Thomas von Kempen wie auch die des Ignatius von Loyola werden in Litauen gern erwogen. Und sehr verbreitet sind unter den protestantischen Litauern Uebersetzungen von Schriften mystischen Charakters aus der evangelischen Kirche.

Einen besonderen Ausdruck findet die Religiosität des Litauers in den von ihm gepflegten Andachten, in denen der Gesang vorherrscht. So-

gar vor Mahlzeiten wird in vielen Häusern eine Strophe gesungen. Und vor Beginn der kirchlichen Feier singen die frühzeitig Versammelten mit echt religiöser Innigkeit selbstgewählte Lieder. Hierbei werden die Lieder bevorzugt, die die Merkmale des Volkstümlichen an sich tragen, die in Melodie und Rhythmus durchaus dem Volksliede gleichen. Auffälligerweise aber mehr dem mit altertümlichem Charakter. Diese Lieder entstammen meistens dem Volke selber, und sind gar in die Bücher gekommen. Wer je in einer litauischen evangelischen Kirche dem Gesang etwa des Liedes ‚Großer Prophete' gelauscht hat, wird völlig ergriffen gewesen sein von der reichen, mächtigen und doch reinen Klangfülle, die ihn umströmte, und von der Innigkeit, mit der die Sänger und Sängerinnen gesungen haben.

Die Religiosität des Litauers äußert sich noch in einer ganz besonderen Weise. Sie wird freilich meist als Resterscheinung des Heidentums angesehen. Der Litauer besitzt nämlich noch heute eine ungemein reiche Vorstellungswelt für das Uebersinnliche, besonders in bezug auf Verstorbene. Hierin könnte man wohl Nachklänge des alten Toten- und Ahnenkultus finden. Doch ist das nicht ohne weiteres richtig. Was Leute selber wahrzunehmen glauben, kann nicht aus bloßen Ueberlieferungen abgeleitet werden. Es handelt sich wohl um die einfache Tatsache, daß dem Litauer im allgemeinen, einzelnen Personen aber noch in besonders auffälliger Weise die Natur weniger materiell vorkommt als Menschen anderer Nationalität. Hierin hat der Litauer Verwandtschaft mit den nordischen Stämmen.



Litauisches Mädchen Zeichn. v. Ldst. Schmell v. Eisenwerth

Litauisches Volkstum

Etwas über litauische Dainos

Von G. H. F. Nesselmann[1])

Das Wort ‚Daina', Mehrzahl ‚Dainos', gehört samt seinen Ableitungen der litauischen Sprache eigentümlich an und findet sich in keiner verwandten Sprache wieder. Der Name bezeichnet das weltliche oder Volkslied, im Gegensatz zu dem geistlichen oder Kirchenliede, das ‚Gesme' heißt.

Die Dainos sind ein wesentlicher Bestandteil der litauischen Nationalliteratur, jener ungeschriebenen traditionellen Literatur, die sich als ein geistiges Vermächtnis vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter fortpflanzt und von diesen vermehrt der folgenden Generation überliefert wird. Es sind Gesänge, die das Volk selbst gedichtet hat, selbst singt und nicht vergißt, und wie einst Griechenland seine Ilias, so pflanzt Litauen seine Dainos von Geschlecht zu Geschlecht in treuer Ueberlieferung fort, ohne daß es je das Bedürfnis gefühlt hätte, dieselben aufzuzeichnen. Diese Lieder leben in sehr großer Anzahl im Volke, schließen sich allen Lebensverhältnissen des Volkes an und finden daher auch bei allen ihre Anwendung. Und wenn der Spruch wahr ist: „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder", dann kann es in Litauen nur gute Menschen geben; denn der Litauer begleitet alles, was er tut, mit Gesang.

Im allgemeinen zeichnet diese Lieder eine schlichte Einfachheit in Form und Inhalt aus, die dadurch nicht beeinträchtigt erscheint, daß bescheidene Verhältnisse gern einmal idealisiert werden, wie wenn öfters von goldenen Steigbügeln, silbernen Schiffstauen, seidenen Segeln, demantnen Fenstern und dergleichen die Rede ist; ebensowenig wird diese Schlichtheit beeinträchtigt durch den ausschließlichen Gebrauch mancher Ausdrücke, die im gewöhnlichen Leben nicht leicht vorkommen. Diese Einfachheit erhebt sich nicht selten zu einem hohen Grade von Naivität, wie nur das Volkslied ihrer fähig ist. Daneben herrscht in den Dainos eine Zartheit und Innigkeit der Empfindung, über die wir um so mehr erstaunen, je mehr wir geneigt und gewohnt sind, die Sphäre, in welcher diese Lieder entstanden sind, im allgemeinen als den Sitz plumper Rohheit anzusehen und zu bezeichnen.

Der Reim ist der Daina fremd, und wo er ausnahmsweise bei einzelnen Versen erscheint, da ist er zufällig, meistens veranlaßt durch die gleichen Ausgänge der sehr beliebten Verkleinerungsformen.

Mit den Volksliedern anderer Nationen teilen die Dainos das häufige Wiedererscheinen einer und derselben Vorstellung in den mannigfachsten Abwandlungen; so begegnet uns unzählige Male der beim Waschen vom Finger geglittene Ring, der durch einen Windstoß vom Kopfe weggeblasene Kranz, das ohne den geliebten Reiter aus der Schlacht heimkehrende Pferd und dergleichen mehr. Ebenso aber kehren auch in Liedern ganz verschiedenen Inhalts oft dieselben Lieblingsverse und Lieblingswendungen wieder; ich erinnere an die Vergleichung der bangen Braut mit dem zitternden Rosse, an den Oelbaum unter Vaters Fenster, und vieles Aehnliche. Solche Lieblingswendungen hält das Volk fest und nimmt sie aus älteren Liedern in neue herüber; meistens sind sie auch so allgemein gehalten, daß sie sich leicht in jeden Zusammenhang fügen, zumal wenn dieser, wie gewöhnlich in den Volksliedern, selbst ein wenig locker ist.

Eine große Anzahl von Liedern spiegelt eine sinnig gemütliche Naturanschauung ab. Der Jüngling unterhält sich gesprächsweise mit seinem Rosse, das Mädchen mit seinem Rautenkranze, der Baum, der gefällt werden soll, fragt, was man aus seinem Stamme und aus seinen Zweigen zu machen gedenkt; selbst leblose Dinge nehmen Teil an dem Schicksale der Menschen: der Rasen des Hofes grünt lebhafter, die Türklinke glänzt heller, die Schlüssel klirren vor Freude darüber, daß die vermählte Tochter, die sie früher zu kehren und zu putzen pflegte, zum Besuche in die Heimat kommt.

Ein Grundzug der litauischen Volksdichtung ist der, daß sie durchaus und ausschließlich lyrisch ist; das didaktische und epische Element liegen ganz außerhalb ihres Kreises. Nicht nur das Heldengedicht im engeren Sinne, die Epopöe, ist dem Litauer fremd geblieben, sondern die erzählende Form überhaupt (nämlich in Versen; an Märchen und Erzählungen in prosaischer Rede ist das Volk sehr reich). Die Geschichte, das Feld der großen Begebenheiten, liegt dem Bauern und Fischer zu fern, als daß er an demselben sich begeistern könnte; tut er ja einmal einen Blick hinein, so kommen wunderliche Anschauungen zutage.

Ein zweiter Grundzug dieser Lieder ist der, daß sie durchaus national sind, d. h. daß in ihnen

---

[1]) Was Nesselmann in dem hier wenig gekürzt wiedergegebenen Vorwort zu seiner Sammlung ‚Litauische Volkslieder' (Berlin, 1853) vom Charakter der Dainos schreibt, gilt zunächst von den Liedern der preußischen Litauer; mit Ausschluß der wenigen auf nur preußische Verhältnisse bezüglichen Stellen ist Nesselmanns Charakteristik aber auch für die Dainos der russischen Litauer zutreffend.

nichts vorkommt, was nicht unmittelbar dem nächsten Anschauungskreise des Volkes entnommen wäre; da ist nichts Fremdes, nichts von außen Hineingetragenes. Wir begegnen da den Namen ihrer Flüsse, Städte und Dörfer, dem Haff und der Nehrung, ihren Wiesen, Aeckern und Begräbnishügeln; selbst die Bauart ihrer Bauernhöfe spiegelt sich in den Dainos ab. Die Lieder führen uns durch alle Alters- und Lebensverhältnisse hindurch, von der Geburt durch die Kinderspiele, durch die Arbeiten, Leiden und Freuden der Erwachsenen bis zum Grabe hin. Da sehen wir den Jüngling am Pfluge, das Mädchen am Webestuhle oder mit der Pflege des Gartens beschäftigt; wir sehen sie abends beim Tanze, sehen ihre Liebe sich entwickeln, sehen das Hochzeitsmahl anrichten, die Anstalten zur Abreise treffen; während die Mutter geschäftig umhergeht, trauert die Tochter, daß sie die geliebte Mutter verlassen und in das Haus einer bösen Schwiegermutter einziehen soll, dabei aber sorgt sie zugleich, daß ihre Ausstattung, die vorher weggefahren wird, nicht beschädigt werde. Dieses Bild der abziehenden Tochter ist sehr häufig und in sehr mannigfacher Gestalt bearbeitet worden; es darf uns das nicht verwundern: ist doch für jedes Mädchen der Schritt in den Ehestand der ernsteste, den es im Leben tut, und der wohl eine beschauliche Stimmung in ihr hervorzurufen imstande ist. Wieviel mehr bei der jungen Litauerin, die selten des Glückes genießt, mit ihrem jungen Manne einen eigenen neuen Hausstand zu gründen; in den meisten Fällen bleibt sie mit dem Manne in dem Hause der Schwiegereltern, unter den Augen der zornigen Schwiegermutter und scheelsehender Schwägerinnen, die das Werk ihrer Hände bekritteln und jeden ihrer Schritte beobachten. Darum wird auch dieser Aufenthalt im Hause der Schwiegermutter (der Schwiegervater der Frau kommt merkwürdigerweise nie vor) in den Dainos mit den schwärzesten Farben ausgemalt, und die einzelnen Lieder überbieten sich in düstern Bildern, die leider der Wirklichkeit oft nur zu ähnlich sind.

Eine sehr auffallende Erscheinung kann ich hier nicht unerwähnt lassen, welche ebenso stark für den echt nationalen Charakter der Dainos als für die zähe Nationalität des Volkes selbst spricht. Die Dainos berühren fast nie die neueren, jetzigen Verhältnisse des Volkes, sondern bewegen sich fast ohne Ausnahme in älteren, längst verschwundenen Situationen. Ich kann aus diesem Umstande nicht auf ein enorm hohes Alter mancher Dainos schließen, sondern ich sehe darin nichts anderes als das zähe Festhalten des Volkes an ursprünglichen Vorstellungen und Anschauungen, ein unbewußtes Sich-Sträuben gegen neue Ideen und ungewohnte Bilder. Die neue Welt mit ihren neuen Vorstellungen findet in seine Lieder keinen Eingang, sondern diese verarbeiten nach wie vor den alten, einmal gegebenen Stoff. Der König von Preußen erscheint in einigen ganz neuen Kriegsliedern, die vielleicht nicht einmal echte, aus dem Volke selbst hervorgegangene Produkte sind, aber neben ihm nirgends eine preußische Einrichtung, keine Behörde, kein Richter, kein Landrat oder sonst irgendein Beamter, deren doch manche mit dem Volke in täglichem Verkehr stehen; dagegen laufen die alten Bojaren sehr häufig durch die Dainos hindurch. In keiner Daina ferner finden wir irgendeine Beziehung zum Christentume. Weder die Namen ‚Christus' oder ‚Jesus' noch irgendein der Bibel entlehntes Bild noch irgendeine gelegentliche Erwähnung eines christlichen Festes, wenn auch nur als Zeitbestimmung, noch auch irgendein christlich-kirchlicher Gebrauch kommt hier vor. Geburten und Hochzeiten, zumal letztere, erscheinen sehr häufig, aber keine Taufe und keine Trauung. Dagegen haben wir häufig mit dem ganzen Heere der alten heidnischen Mythologie zu tun. Perkunas zürnt auf den Mond und durchhaut ihn mit dem Schwerte; bei der Hochzeit des Morgensterns reitet er durch die Pforte und schlägt die Eiche nieder, daß ihr Blut die Tochter der Sonne bespritzt, so daß diese drei Jahre lang die zerstreuten Blätter ihres Kranzes zusammensuchen muß. Die Gottessöhne und Gottestöchter tanzen miteinander im Mondenschein unter einem Ahornbaum. Ein in der Fremde umherirrendes Mädchen fragt die Erdgöttin Z'emyna, wo sie einen Rosenstock einsetzen solle, und diese antwortet ihr. Laima, die Schicksalsgöttin, ruft und schreit laut, um auf einen Ertrunkenen aufmerksam zu machen. Der Meergott Bangputys (der Wogenbläser) zürnt auf die Fischer, die ihm statt der ihnen zustehenden Fische zwei Meerkälber aus dem Wasser ziehen. Und das sind keine toten, abstrakten Begriffe, die sich etwa nur sprachlich im Gebrauche erhalten haben, wie wenn man im gewöhnlichen Leben mit dem Namen ‚Perkunas' den Donner bezeichnet, sondern das sind wirkliche mythologische Figuren. Manche mythologische Anspielungen sind mir bis jetzt unklar geblieben; so die Gottessöhne und Gottestöchter, Laimas Wiege und manches andere. An diese mythologischen Reminiszenzen schließt sich die Erwähnung mancher Gebräuche an, die auf dem alten heidnischen Volksglauben zu ruhen scheinen. Raben und Falken sind Boten des Unglücks; das Wiehern des Pferdes veranlaßt den Jüngling zu der Erklärung, daß er hierher nie mehr zurückkehren werde; das Welken oder Frischbleiben eines Blumenstraußes soll eine böse oder gute Vorbedeutung sein, ebenso der Umstand, ob eine Pflanze weiße oder rote Blüten treiben werde, und dergleichen mehr. Wie also durch dieses Festhalten an dem Volksglauben längst verschwundener Zeiten sich die unfügsame Nationalität des Volkes dokumentiert, so spricht wiederum das Erscheinen dieses Volksglaubens in neueren Liedern für den streng nationalen, durch fremden Einfluß nicht beeinträchtigten Charakter dieser Lieder.

Wie die Litauer ihre Volkslieder singen

Von Wilhelm Storost

Man muß es gehört haben, um davon erzählen zu können. Auch gilt es zu bedenken, daß der echte Volksgesang nur in der untersten Schicht zu Hause ist. In den oberen Schichten finden sich schon sehr viele fremde Elemente. Auch gibt es dort so zahlreiche Hemmungen, daß das Volkslied nicht frei und rein erklingen kann.

Meine Mutter pflegte sehr viel zu singen. Bei allen häuslichen Arbeiten, die sie verrichtete, summte sie vor sich hin, wenn sie allein war. In ihrem Alter handelte es sich dann stets um geistliche Lieder. Aber früher hörte ich sie zuweilen kurze Strophen singen, deren Wortlaut mir unbekannt war. Sie schien sie auch geheim zu halten, wie etwa ein kostbares Geschenk. Daß es litauische Volkslieder, Dainos waren, erfuhr ich erst später.

Etwa im Alter von zehn bis zwölf Jahren machte ich einen längeren Besuch im Elternhause der Mutter. Bei der Gelegenheit zog ich öfter aus auf Entdeckungsreisen durch den großen Garten mit seinen zahlreichen alten Bäumen, durch die Felder und Wiesen. Dort freute ich mich daran, wie die Schafe grasten und wie die Gänse die Grashalme brachen. Das war so anziehend, daß ich einmal lange dastand und beobachtete.

Und dann hörte ich ganz unvermutet ein Lied. Es hatte ganz leise angefangen, wurde an einer Stelle der Strophe zu einem lauten Schmerzensausbruch, nahm dann ab und verklang. So gingen an mir sehr viele Strophen vorüber. Dann war das Liedchen aus. Ich schaute mich um; doch war niemand zu sehen. Vielleicht saß die Sängerin hinter dem Busch am Abhang der Anhöhe. Ich schritt hin und fand sie auch wirklich. Es war ein Mädchen von etwa sechzehn Jahren, die Hüterin der Gänse.

Sie also hatte gesungen. Jetzt aber rannen ihr die Tränen über die Wangen. Ich zögerte ein wenig und fragte sie dann, warum sie weine. Sie antwortete jedoch nur mit den Worten: „Ach, geh nur!" Ich tat das nun allerdings nicht gleich. Dann aber ging ich doch weg, weil ich dazu nichts zu sagen wußte, und wohl auch, weil mir ihr Weinen peinlich war.

So ging ich denn hinab bis zum Flusse, an ihm entlang und über die Anhöhe zurück. Da klang schon wieder ein Liedchen. Es schien sich aus kurzen Zeilen zusammenzufügen. Und sie wurden öfter wiederholt. Das klang wie Spiel und Scherz. Wieder lauschte ich. Da unterbrach sich die Sängerin — ihr Amt rief sie. Und ich ging heim.

Von der Besuchsreise nach Hause gekommen, wußte ich von vielen Dingen zu erzählen. Die Sängerin aber hatte ich vergessen. Da machte ich mit einem Bruder einen Gang durch unseren Wald. Neben unserem Steg bemerkten wir bald hinter den Rottannen einen Mann gehen, der ein Lied vor sich summte. Das schien unsäglich traurig zu sein und dauerte eine ganze Weile. Schließlich kamen wir an den großen Weg. Der Mann trat ebenfalls heraus. Es war der lustige Noreikas. Gleich fing er denn auch an, mit uns zu scherzen. Als sich aber unsere Wege trennten und er von uns geschieden war, hörten wir ihn auch schon wieder sein Liedchen summen.

Nun erzählte ich der Mutter vom Noreikas und dann auch von dem Gänsemädchen in ihrer Heimat und ihrem traurigen Lied. Die Mutter hörte förmlich mit Feierlichkeit zu. Endlich sprach sie: Das werde wohl das Lied ihrer Ewute gewesen sein, die zu ihrer Mädchenzeit lange Jahre hindurch die Gänse gehütet hatte, also 15 bis 25 Jahre zurück. Die im Hause verkehrenden Geistlichen und auch der gute Oheim hatten die alten Lieder der Ewute verurteilt. So durfte sie sie denn nur heimlich singen. Und doch seien ihre Lieder ganz unsagbar schön gewesen.

Darum wurde Ewute heimlich auf dem Felde besucht. Die eine oder andere Tochter der Herren setzte sich dann neben die Hirtin. Und diese wußte, was das bedeutete. Wollte sie mal gebeten sein, so hieß es wohl schließlich: „Ewute, singe!" Das hat sie denn auch gern getan. War sie doch berühmt: sie habe eine Stimme wie die Nachtigall. So sang sie denn, bis der Hörerin und auch der Sängerin die Tränen nur so flossen.

Das waren schöne Stunden gewesen. Alle die Jahre der Mädchenzeit meiner Mutter habe die Ewute so singen müssen. Von ihr haben auch andere gelernt. Wahrscheinlich auch die junge Hirtin, die jetzt die Gänse hütet. Als die Hochzeit meiner Mutter nahe war, wollte sie noch einmal das Lied von dem Schwesterlein hören, dessen Brüderlein in seinem großen Durste das Wasser aus den Spuren von Tieren trinken wollte und trotz aller Warnungen seitens der Schwester auch trank und zum Böcklein wurde, das geschlachtet werden sollte. Das war das Lieblingslied meiner Mutter gewesen. Nun hatte sie es aber doch nicht mehr hören können; denn als sie nach Jahren wieder in die Heimat kam, da war Ewute schon gestorben.

Meine Mutter kam nun öfter darauf zurück. Und sie sang mir auch den schmerzvollen Warnungsruf der Schwester manchmal vor. Da klang mir wieder, was die Hirtin dort am Hang gesungen hatte. Und ich fragte nun die Mutter, warum sie das Lied so wunderbar gefunden habe. Da meinte sie, es habe einen so tiefen Sinn. Es komme im Leben sehr oft so, wie es im Liede heißt. Die Menschen, die sich Erquickung auf der Spur des Tieres suchten, würden im Innern verwandelt. Mir wollte das damals nicht einleuchten, obwohl ähnliche Deutungen meiner Mutter mir bekannt waren. Die beiden Mädchen aber mögen das wohl empfunden und als allgemeines Menschenschicksal besungen und beweint haben. —

Natürlich singen bei den Litauerinnen nicht bloß die Gänsemädchen. Bei allen möglichen Gelegenheiten erklingen die Lieder. Aber der Quell der Lieder und die Stätte ihres Gedeihens ist doch die stille Einsamkeit eines einzelnen zart- und tiefempfindenden Gemütes.

Der Einzelgesang ist darum wohl am meisten üblich. Doch singen die Litauer ihre Dainos auch im Chor. Die ersten Erinnerungen an einen Chorgesang bewahre ich auch aus meiner Knabenzeit.

In größerer Entfernung von meinem Vaterhause gegen den Wald hin befand sich die Dörrgrube des Dorfes für Flachs. Wenn nun im Herbste die Flachsbreche stattfand, dann wurden dabei auch litauische Lieder von Männern mehrstimmig gesungen. Der rote Schein, der aus der Dörranlage glühte und sich gegen den dunkeln Wald scharf abhob, und der wie flackerndes Feuer bewegte Gesang der Männer gehen noch in meinem Gedächtnis zusammen.

Sehr oft hörte ich auch Arbeitergruppen, die früh, bevor es dämmerte, singend am Waldrand zur Arbeit gingen. Da bin ich manchmal erwacht und habe den Weisen gelauscht, die mir gleichsam aus meinen Träumen aufgestiegen waren und sich nun hinzogen, wie irgendwo schwimmende Klänge, bis sie leiser und leiser wurden und wieder in meinen Träumen untergingen. Das Merkmal des Traumhaften und zugleich Geheimnisvollen, Innerlichen ist mir an den Dainos fortan auch haften geblieben.

In späteren Jahren habe ich sehr häufig auf die litauischen Flößer am Memelstrom gelauscht. Am schönsten klang es, wenn sie abends ganz aus eigenem Trieb ihre Lieder anstimmten. Dann wünschte ich aber auch, die Sänger zu beobachten, zu sehen, wie sie sich zum Chor zusammenfinden.

So suchte ich sie denn an ihren Rastplätzen auf. Doch folgten sie nicht sogleich meiner Bitte, daß sie mir singen. Immer machten sie Ausflüchte. Sie müßten in richtiger Zahl zusammen sein, müßten den ersten Sänger haben, müßten sich auf ein geeignetes Lied besinnen usw.

Befangen von dem Kulturgedanken der Habsucht, glaubte ich, es komme den Leuten auf einen Lohn an. Und so versprach ich denn auch gleich, einen solchen zahlen zu wollen. Ja, ich steigerte mein Angebot. Aber die Ausflüchte blieben dieselben. Schließlich meinten die Sänger gar, ich biete ihnen schon viel zu viel, sie sängen ganz gerne, nur ginge das nicht sogleich.

Da merkte ich es denn und trat zurück. Es handelte sich hier also um eine psychologische Feinheit. Meine Freunde waren nicht Leute, die anderen etwas vorsangen. Sie hatten immer nur sich selber gesungen.

Nun aber stimmten sie an. Der erste Sänger wandte sich von mir ab, schloß die Augen und begann. Nach mehreren Tönen setzten auch die anderen ein. Sie fügten ihre Stimmen in einem einfachen Dreiklang an den vom Vorsänger erreichten Leitton. Und auch diese Leute hielten dabei das Gesicht von mir abgekehrt.

So sangen sie Strophe um Strophe und vergaßen mich. Als sie geendet hatten, schwiegen sie längere Zeit still, als ob sie in tiefes Nachdenken versänken. Dann machte jemand eine leise Bemerkung; der eine oder andere nickte wohl wortlos dazu. Der Vorsänger schien noch auf etwas zu warten. Und dann stieg auch das zweite Lied. Es stieg wortwörtlich. So wurden mehrere Lieder gesungen.
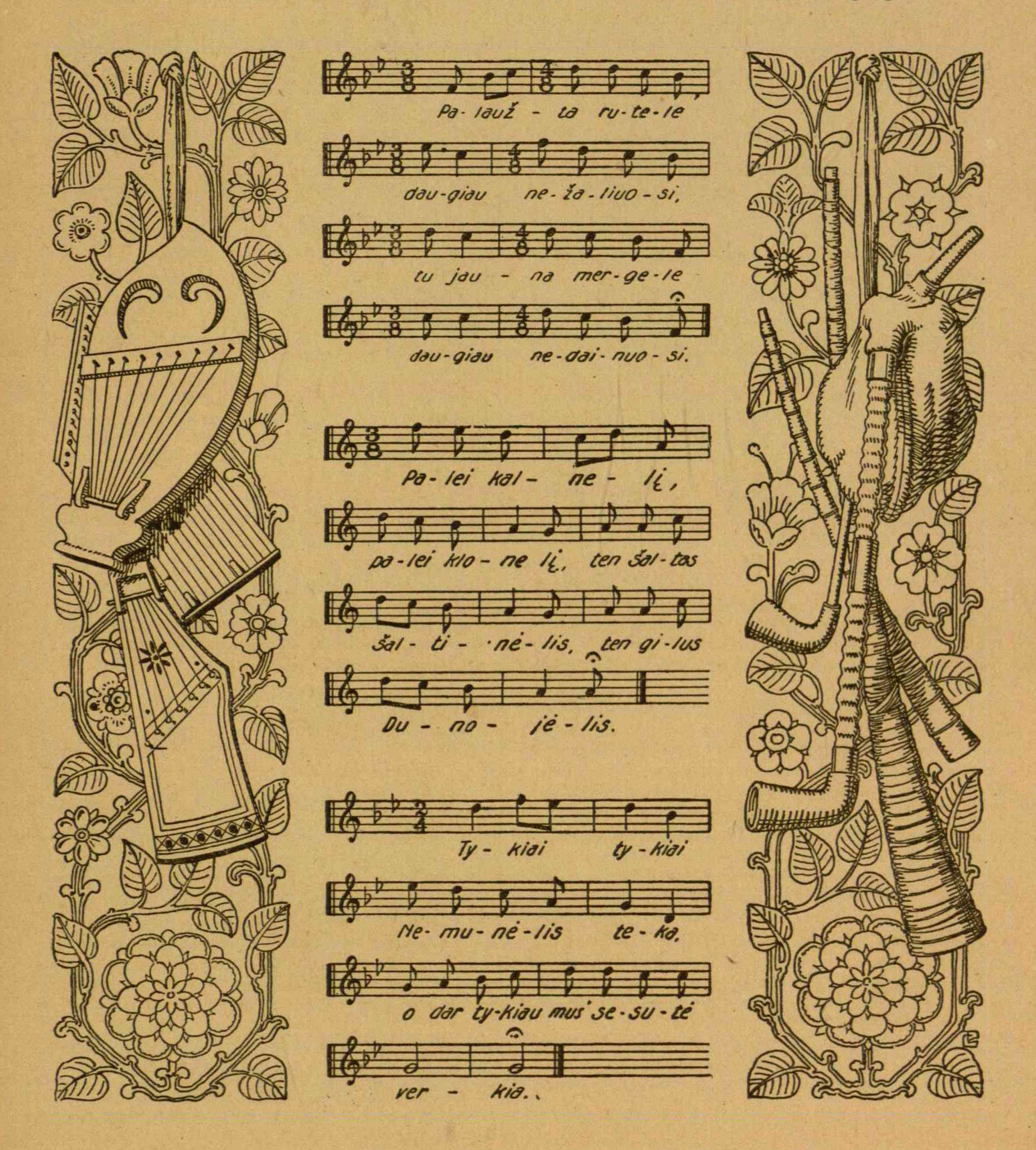
Immer aber dieses eigentümliche sinnende Schweigen nach jedem Liede. Und doch brauchten die Sänger sich gewiß nicht auf ein neues zu besinnen. Sangen sie sonst für sich allein doch stundenlang ihre Lieder. Sie besaßen davon einen großen Vorrat. Und stellte ich manchmal nach einem Liede eine Frage, dann war es meistens auch völlig aus mit dem Konzert. Die Sänger waren offenbar um die Möglichkeit gebracht, wieder anfangen zu können. Das zu wissen, daß sie vorsangen, war ihnen peinlich. Sie mußten vergessen, daß sie jemand hörte. Sie mußten ganz ihrer Stimmung leben.

Das Volkslied ist dem Litauer nicht bloß Mittel zur Gemütsbewegung. Es ist ihm gleichzeitig Zustand seines Gemütes. Darum will er nicht hinaus mit ihm. Er will bei ihm in seinem Innersten weilen; der rauhen Außenwelt soll es nicht preisgegeben werden.

Der solistische Anfang beim Chorgesang beschränkt sich nicht immer auf einige Töne. Manchmal ist er sinngemäß ausgebaut. Als ich noch nicht viel von litauischen Liedern wußte, wohnte ich einer Gesellschaft von Litauern wohlhabender und gebildeter Kreise bei. Da stimmte schließlich einer von den Gästen ein Lied an. Es war das sehr bekannte von dem Burschen, der bei einem Herrn in den Dienst tritt und von Jahr zu Jahr ein größeres Ausgedinge erhält, bis er schließlich nach zehn Jahren eine ganze Wirtschaft und das Töchterlein seines Herrn gewonnen hat. Der Bericht über den in jedem Jahre größeren Lohn wurde von dem Einzelsänger gegeben, und da in jeder Strophe auch auf den

Lohn des Vorjahres zurückgegriffen wird, nahm der Bericht mit jeder Strophe zu. In den Ausdruck der Freude über den jeweiligen Lohn stimmte aber dann schließlich die ganze Gesellschaft ein. Anfangs sangen allerdings nur einige mit — mir war das Lied damals gänzlich fremd; bei der zehnten Strophe hatten aber dann alle die Freude des Burschen begriffen.

An diesem Gesang wie überhaupt am litauischen Chorgesang beteiligten sich nur männliche Personen. Und doch singen Mädchen und Frauen in Litauen bei weitem mehr als die Männer. Nur habe ich sie nie im Chor singen hören. Der kunstmäßige Chorgesang kommt hier natürlich nicht in Betracht. Offenbar weist auch diese Tatsache wieder hin auf das Verhältnis des Litauers zu seinen Liedern. Das zartere Frauengemüt verbirgt noch scheuer seine feineren Regungen.



Litauisches Schrifttum

Von W. St. Vidunas

Man kann in Büchern über Litauen, auch in denen der letzten Jahre, fast beständig die Wendung finden, daß die litauische Nation nur einen Nationaldichter besitze, der Christian Donalitius (lit. Duonelaitis) heißt und von 1714—1780 unweit Gumbinnen gelebt hat. Das ist aber nicht ganz richtig. Donalitius hat didaktische Epen über die vier Jahreszeiten und ein paar Fabeln um die Mitte des 18. Jahrhunderts geschrieben, die aber erst 1818 mit einer deutschen Uebersetzung von Rhesa herausgegeben sind. Von letztem rührt auch die zusammenfassende Ueberschrift ‚Die Jahreszeiten' her.

Die Epen sind in Hexametern verfaßt, die leichter fließen als Goethes und Schillers Verse in griechischem Maß. Das liegt allerdings an der litauischen Sprache. Doch hat auch unser Dichter seinen Anteil daran. Er war ein Meister seiner Sprache und besaß die Gabe der poetischen Schilderung in ganz besonderem Grade. Die Bilder aus dem Natur- und Menschenleben während eines Jahrlaufes sind sehr lebendig und von packender Wirklichkeitskraft. Und seit Rhesa sind die Epen des Donalitius das Sprachstück, an dem man die litauische Sprache zu studieren pflegte. So gewannen sie an Bedeutung; so wurden ihre Schönheiten aufs genaueste betrachtet. Und schließlich waren dann die ‚Jahreszeiten' die einzige litauische Dichtung, die erwähnt zu werden verdiente.

Dennoch gibt sie trotz der vornehmen Hexameter, trotz des Reichtums an poetischen Bildern dem gebildeten Litauer der Gegenwart nicht mehr viel. Ihre Sprache ist von slawischen Ausdrücken, für die man sehr gute, altgebräuchliche litauische Wörter hat, geradezu überladen. Zudem ist der behandelte Gegenstand völlig bar jeder höheren Idee, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß die Darstellung von einer tiefen Empfindung getragen und die in Betracht kommenden Umstände von einem überlegenen, wenn auch beengten Geiste beleuchtet sind. Das Dichtwerk konnte auch seinerzeit keine größere Wirkung auf die Litauer ausüben, weil es ihnen nur wenig bekannt geworden ist. Seine Sprache und auch sein Inhalt haben darum fast nur kulturgeschichtliche Bedeutung.

Für die litauische Sprache besagt aber diese Dichtung doch noch etwas Besonderes. Vor ihm gab es nichts ähnliches im Litauischen. Sie ist gleichsam aus dem Nichts emporgestiegen mit einem wunderbaren Schimmer. Das ist für die litauische Sprache voll von Verheißungen; Aschenbrödel ist in Wirklichkeit doch Prinzessin.

Die Werke von Donalitius stehen aber auch im älteren litauischen Schrifttum durchaus nicht allein. Wohl sind andere noch kleiner an Umfang, an poetischem Gehalt aber bleibt z. B. die Dichtung ‚Anykschtiu Schilelis' (Der Hain von Anykschten) von Antanas Baranauskas hinter den ‚Jahreszeiten' durchaus nicht zurück. Sie sind allerdings fast 100 Jahre später entstanden, jedoch kaum 40 Jahre später durch den Druck veröffentlicht und weit mehr bei den Litauern bekannt geworden als die Jahreszeiten. Von Baranauskas gibt es außerdem noch eine Reihe größerer Gedichte, wie z. B. die ‚Erinnerung an die Vergangenheit'.

Erwähnt seien hier neben den Dichtungen von Baranauskas diejenigen von Dionysius Poschka († 1831): Brief an Tadäus Czaskis, Mein Gärtlein, Der Bauer in Schamaiten und Litauen; ferner die Dichter und Schriftsteller Antanas Drasdauskas, Simanas Stanevitschus, Simanas Daukantas, der dicke Bände über die Geschichte Litauens geschrieben hat, Laurynas Ivinskis, Motiejus K. Valanschus, der neben anderem als Bischof eine ganze Menge litauischer Schriften meist kirchlichen Inhalts und eine Geschichte des Bistums Samogitien verfaßt hat.

Im preußischen Litauen ist als litauischer Schriftsteller um die Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem Friedrich Kurschat mit seiner Zeitschrift ‚Keleiwis' bekannt, der später der Anlaß wurde zu einer ganzen Reihe von Zeitungen, in denen meist einfache Landleute als Dichter und Schriftsteller zu Worte kamen.

Als älteste Schriften in litauischer Sprache werden die Uebersetzung von Luthers Katechismus durch Martin Mosvidius (Maszvydas), Königsberg 1547, und die ‚Postilla Katolicka' des Mikalojus Daukscha, Vilnius 1599, genannt. Es gibt auch noch mehr Schriften aus jener Zeit. Sie alle dienten kirchlichen Zwecken. Im preußischen Litauen wurden Kirchenlieder in litauischer Sprache schon 1589 und 1591 eine Postille von Janis Bretkunas herausgegeben. Von ihm ist auch zuerst die Bibel ins Litauische übersetzt, doch nicht gedruckt. Erst 1735 erschien die Bibel in litauischer Sprache.

Die bisher bekannte älteste litauische Aufzeichnung litauischer Worte zeigt bemerkenswerter Weise ein litauisches Gürtelband, eine Juosta aus dem Jahre 1512. Sie gehört einem Herrn Poege in Dresden. In dieses Band ist eine sehr bekannte Daina eingewebt, die ins Deutsche unrhythmisch übertragen lautet: „Ich wuchs bei der Mutter und kannte keine Mühen. Wandelte

im Garten und wand mir den Rautenkranz. Ich ging aus dem Garten und öffnete die Pforte. Da fiel mir der Kranz vom Haupte."[1])

Seit dieser ersten Aufzeichnung auf einer Juosta gibt es wiederholt kleine Sammlungen litauischer Volkslieder. Eine besonders glückliche, wenn auch kleine Sammlung ist die von L. Rhesa (Königsberg 1825). Wie Rhesa gesammelt haben mag, ist aus seinen deutschen Gedichten (Königsberg 1809 und 1824) zu ersehen, in denen er das Schicksal des altpreußischen (litauischen) Volkes in rührender Weise besingt. Volksliedersammlungen der verschiedensten Art, wie die erwähnten und noch andere, z. B. ‚Rutu Lapeliai' von Vilius Kalvaitis, sind dann lange Zeit die eigentliche litauische Literatur gewesen. Auch muß durchaus beachtet werden, daß die Volkslieder, die gedruckt waren, noch im Gedächtnis des Volkes fortlebten, daß also die Aufzeichnungen nur Beweise waren, daß das Volk Sprachschätze besaß, die es sich selber immer wieder schuf.

*

Eine sehr verhängnisvolle Zeit fing für das litauische Wort im russischen Litauen mit den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts an. Die letzte polnische Revolution, an der sich auch Litauer beteiligten, war von der russischen Macht mit Leichtigkeit überwunden. Aber während die Polen ihr Schrifttum weiterpflegen durften, wurde den Litauern untersagt, mit gewohnten, lateinischen Lettern ihre Schriften zu drucken. Dem gegenüber fingen die Litauer erst recht an, selbständig zu sinnen und zu schreiben. Und sie achteten weder Kerker noch Sibirien. Ja von dort her kamen Lieder in Briefen und gingen von Mund zu Mund. Sie wurden gesungen und reizten zu weiteren Schöpfungen, die nun aber nicht mehr wie die alten Volkslieder bloß auf einen engen Kreis von Erlebnissen beschränkt blieben, sondern das Schicksal der Heimat und der Muttersprache zum Gegenstand hatten.

Der russische Zwang hörte nicht auf. Zu ihm gesellte sich polnische Verachtung und polnischer Spott. Trotz allem aber sangen, dichteten und dachten die Litauer nur um so lebhafter in ihrer Sprache. Doch mußte heimlich gedruckt und heimlich mußten die Schriftwerke verbreitet werden. Wie man früher den Liedern lauschte und sie lernte, so nahm man jetzt das gedruckte Blatt und las und prägte sich das Gelesene ein. Dieses war aber durchaus volkstümlicher Art. Nur war der Gegenstand größer, umfassender geworden.

Immer sind es auch Litauer von Bildung, die sich an einem solchen Schrifttum beteiligten. Und sehr viele Namen gewinnen heute noch immer mehr Klang bei den Litauern. Es seien nur genannt Petras Arminas, Visztalus, Jonas Schlupas. Im preußischen Litauen war der Name des deutschen Litauerfreundes Dr. Georg Sauerwein, des Lehrers und Freundes von Carmen Sylva, bestens bekannt. Ihm verdanken die Litauer manches sinnige Lied. Schließlich kam man dazu, 1883 in Ragnit ein Literaturblatt erscheinen zu lassen, die ‚Auszra' (Morgenröte). In Form von Heften wanderte sie in die Häuser der russischen und auch der preußischen Litauer.

Später erschienen auch Bücher verschiedenen, sogar wissenschaftlichen Inhaltes, die zum Teil im preußischen Litauen, zum Teil in Amerika gedruckt und in ganz Litauen verbreitet wurden. Bald sind die Namen verschiedener Schriftsteller bekannt. Unter ihnen steht an erster Stelle Vincas Kudirka. Und es berührt eigentümlich, wenn man 1899 in Zweck, Litauen (S. 194) lesen konnte: „Heute sind die in litauischer Sprache erscheinenden Zeitungen die einzigen literarischen Kundgebungen von dem geistigen Leben der Nation" —, während die gebildeten Litauer auch in Preußen neben verschiedenen Originaldichtungen Schillers ‚Tell', ‚Jungfrau von Orleans', Byrons ‚Kain' usw. bereits in ihrer Sprache lasen und Alexander Guszutis eine Reihe von Dramen herausgegeben hatte. Und das etwa zehn Jahre, bevor jenes Wort geschrieben war.

Guszutis nimmt bewußt Bezug auf Sagen und geschichtliche Ueberlieferungen. Das religiöse Moment ist von Bedeutung in seinen Dichtungen. Seine Personen treten häufig mit Gesang auf und schreiten in Reigen. Man sieht den Dichter gleichsam aus seinem Volkstum hervortreten.

Aus jener Zeit gibt es auch ein Lustspiel mit stark satirischem Gehalt. Es ist dies ‚Amerika Pirtyje' (Amerika im Badehaus) von Keturakis (Tilsit 1895). Auch hier merkt man sehr deutlich den Puls des Volkstümlichen.

In jener Zeit beginnen auch meine eigenen schriftstellerischen und dichterischen Versuche in litauischer Sprache. Allerdings haben sie nicht die Bedeutung, die meinen späteren Arbeiten zuerkannt worden ist.

Neben Kudirka treten noch andere Namen auf. So werden vor allem einige Frauen bekannt: Szemaite, Bite, Schatrijos Ragana u. a. In ihnen haben wir aber auch wie in Kudirka bereits bewußt schaffende Schriftsteller. Szemaite zeigt in ihren Erzählungen bei ihren realistischen Naturschilderungen und Darstellungen von Szenen aus dem Dorfleben sehr starke Verwandtschaft mit Duonelaitis. Und die anderen legen mit allem, was sie schreiben, durchaus Zeugnis ab von einem feinen, hochkultivierten Innenleben. Das ist bedeutsam. Meist sind es die Frauen und Mädchen in Litauen, welche die Dainos singen und zum Teil auch wohl ersinnen. Wieder sind es Frauen, die im Schrifttum mit im Vordergrunde stehen.

Als Lyriker werden um jene Zeit vor allem Maironis und dann der früh verstorbene Vaitschaitis bekannt. In beiden haben wir Dichter, die schon weit ab vom Volkstümlichen

[1]) Diese Notiz in Dr. Gaigalat, Lietuvos Nusidavimai, Tilsit.

stehen; aber sie sind Dichter von Gottes Gnaden. Neben ihnen gibt es noch mehrere, die das litauische Wort ebenfalls mit tiefer Empfindung zu sprechen wußten, doch müssen sie hier unerwähnt bleiben.

Etwas Neues für das litauische Schrifttum brachte das Jahr 1904. Die russische Regierung erklärte, daß das Verbot litauischer Schriften mit lateinischen Lettern zu Unrecht erlassen sei. Und nun begann in Litauen zu schreiben, wer nur die Feder zu führen gelernt hatte.

Ganz unheimlich schnell wuchs die Zahl der litauischen Schriften. Besonders wurde viel übersetzt, leider fast nur wertloses Zeug aus der deutschen, polnischen, russischen Literatur, dann aber auch aus der französischen und englischen. Hierbei waren besonders die Litauer in Amerika geschäftig.

Ein ganz sonderbares Spiel. Leute, die vielleicht sonst eine Daina mit mehr oder weniger Empfindung einem kleinen Zuhörerkreis gesungen hätten, glaubten nun auch durch ein Geschreibsel anderen etwas bieten zu können. Und so viele Sänger und Dainos Litauen gehabt hatte, so viele Schriftsteller konnte es jetzt aufweisen. Nur konnten diese ihren Volksgenossen nichts weiter zeigen als ihre Eitelkeit, Beschränktheit und Unwissenheit. Aber es waren auch nicht jene alten Sänger der Dainos, die jetzt schrieben; es waren wenigstens in der Mehrzahl Leute, die ihrem Volkstum bereits entsagt und sich anderswo zu betätigen versucht hatten, nun aber bemerkten, daß sie daheim eine Rolle spielen könnten ohne wirkliches ernsthaftes Streben, ohne lebendige Ideale im Busen. So sind denn völlig wertlose Sachen auf den Büchermarkt gebracht, die keinen Heller wert sind. Und Litauen hat sie nach Tausenden gekauft und gelesen, als ob es danach heißhungrig gewesen wäre.

Sehr bezeichnend ist es nun, daß wiederum eine Frau dagegen Stellung nahm. Im Jahre 1910 erschien die Schrift ‚Lietuvoje‘ (In Litauen) von Sofia Tschurlonis, geb. Kymantas, in der die Verfasserin mit hinreißendem Schwung gegen diese wertlose Literatur und gegen alle die Flachheit in der neuen ‚nationalen‘ Bewegung eifert. Und auch tiefer greift. Ihre Kritik geht bis zur Forderung sittlicher Persönlichkeiten. Auch will sie, daß der Zusammenhang mit dem Volkstümlichen überall, im Schrifttum wie in der Kunst, gewahrt bleibe.

Die Schrift ist vielfach als eine zu herbe Kritik aufgefaßt und getadelt worden. Aber sie scheint doch Eindruck gemacht zu haben; nur Amerika blieb mit seinem Geschäftemachen unempfindlich. Die Verfasserin hatte aus der Seele herausgeschrieben. Und sie ist selber eine Dichterin. Ihre Schöpfungen sind nicht umfangreich. Aber wer ihre ‚Jura‘ (Das Meer) gelesen hat, die allerdings erst während des Krieges im ‚Pirmasai Baras‘ (Erste Mahd) veröffentlicht ist, der muß dieser Dichtung eine ganz besondere Stelle und Bedeutung zuschreiben. Die ‚Jura‘ trägt allen Zauber der Dainos; sie ist nur in der Form von ihnen verschieden. Und doch ist die Verfasserin eine Frau mit Hochschulbildung. In ihr sehen wir also das bewußte Festhalten an dem Volkstümlichen, an dem Urlitauischen. Und diese Bewußtheit hat durchaus nicht zu Künsteleien geführt, sondern zu einem wirklichen Dichtwerk.

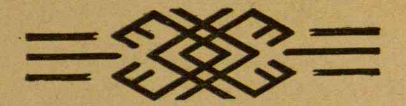
Doch es sei nochmals gesagt: es ist die grundsätzliche Bedeutung, die dieser Schriftstellerin diese auffallende Stellung verschafft. Neben ihr steht eine ganze Reihe von Erzählern und Sängern. Manche von ihnen haben ebenfalls in sehr glücklicher Weise die Ueberlieferung der Volkspoesie ins künstlerische Schaffen übernommen. Erwähnt seien von den Erzählern Vincas Kreve, von den Lyrikern Liudas Gira.

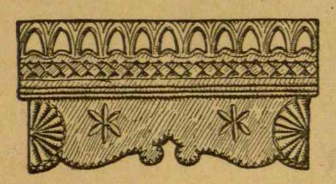
Abseits von dieser geraden Linie, die sich aus dem Fundament des Volkstümlichen erhebt, stehen die schon erwähnten Schriftsteller, die in der Mehrzahl noch leben und schaffen. Doch ist ihre Wirkung durchaus der eben erwähnten Richtung gleich. Und sie haben ihren Kreis auch noch um manche fruchtbare Kraft vermehrt.

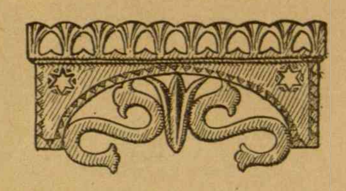
Erwähnt sei Lazdynu Peleda, die in ihren sehr anschaulichen Erzählungen zuweilen ein dramatisches Talent offenbart. Sie ist insofern noch besonders bemerkenswert, als sie durchaus an litauische volkstümliche Vorstellungen und Stoffe anknüpft. Auf psychologische Vertiefung ist allerdings bis jetzt noch nicht viel Gewicht gelegt. Nur der Roman ‚Bludas‘ von J. Dobilas macht eine sehr beachtenswerte Ausnahme, wenn auch die Komposition des Werkes nicht ganz befriedigt. Gewisse bekannte litauische Charaktertypen sind jedoch mit viel Liebe herausgearbeitet.

In der dramatischen Literatur sind es nur wenige, die an eine Zeichnung litauischer Charaktere gehen. Genannt sei hier ‚Blinda‘ von Szemkalnis. In ‚Blinda‘ haben wir einen in vielen Erzählungen und Ueberlieferungen bekannten litauischen Charaktertyp. Nur mangelt es dem Werk an dramatischer Kraft.

In meinen eigenen Dichtungen habe ich litauische Stoffe aus der Volkssage und Geschichte verarbeitet und Volkstypen wiederzugeben versucht, besonders in den kleinen Lustspielen.





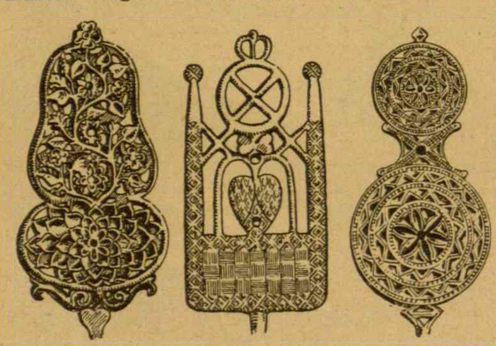
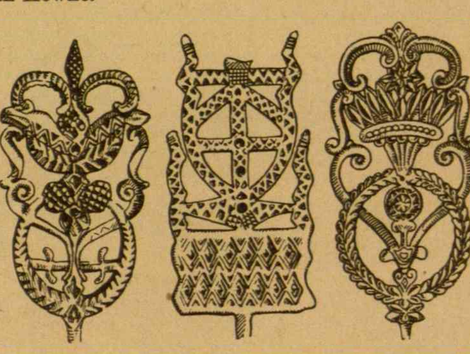


Litauische Kunst

Von Dr. W. Gaigalat

Wirklicher litauischer Volkskunst begegnet man recht häufig an den täglichen Gebrauchsgegenständen, an Haus- und Küchengerät, an Möbeln, Kästen, Stöcken, Spindeln, Schuhen, Dosen und sonstigen aus Holz oder Rinde gefertigten und geschnitzten Bedarfsgegenständen. Originalnationale Zeichnungen finden sich auf Töpferwaren und Ostereiern. Sehr eigenartig und kunstvoll sind die von Mädchen und Frauen mit unendlicher Sorgfalt und verblüffendem Stilgefühl hergestellten, mit mannigfachen Mustern, auch Liederversen oder Sprüchen gewebten bunten Bänder (Juostos, Pakeles), mit denen die Frauen ihre Röcke oder Schürzen befestigen und die in breiter Ausführung auch als Pelzgürtel für Männer dienen. Stoffe, Tuche und besonders Schürzen weisen die verschiedenartigsten geschmackvollen Muster auf, die häufig an skandinavische Vorbilder erinnern. Die Zartheit und Zurückhaltung des rein Zeichnerischen wird durch die sehr geschickte und kühne Anwendung der Farben überwunden. Die Freude am Klaren, Lebhaften, Leuchtenden und Satten erhält hier ihren schönsten Ausdruck.

Eine besonders auffallende und weitgediehene Eigenart der litauischen Holzschnitzkunst sind Heiligenbilder und insonderheit Holzkreuze Diese werden meist in riesiger Ausdehnung, hohen Masten vergleichbar, ausgeführt und nicht nur auf den Friedhöfen, sondern auch auf Feldern, an Landstraßen und häufig an den Wohnstätten errichtet. An den Kreuzen sind die wundervollsten, aus Holz geschnitzten, oft bunt bemalten, mit allerlei aus Schmiedeeisen gefertigten Zierraten versehenen Gehäuse angebracht, in denen Heiligenbilder befestigt sind. Diese großen Grab- und Wegekreuze tragen auf ihrer Spitze meist noch ein kleines Strahlenkreuz. Der litauische Kunstverein in Wilna hat im Jahre 1912 ein künstlerisch ausgestattetes Album solcher litauischer Kreuze mit erläuterndem Text in litauischer und französischer Sprache herausgegeben, das den Titel führt: ‚Litauische Kreuze, gesammelt und nach der Natur gezeichnet von A. Jaroszewiczius, mit einer archäologischen Untersuchung darüber versehen von J. Basanawiczius und mit Vignetten nach nationalen Motiven ausgestattet von A. Zmuidzinawiczius‘. Das Album enthält über 200 Zeichnungen verschiedener litauischer Kreuze und ihrer eigenartigen Verzierungen. In ihrer Ursprünglichkeit dürften sie jedem Künstler von Nutzen sein, da sie ihm ganz neue Motive, besonders auf dem Gebiete der Dekorationskunst, darbieten. — Der genannte Kunstverein besitzt eine umfangreiche Sammlung der verschiedenartigsten Erzeugnisse litauischer Volkskunst älterer und neuerer Zeit, ebenso das städtische Museum in Kowno.



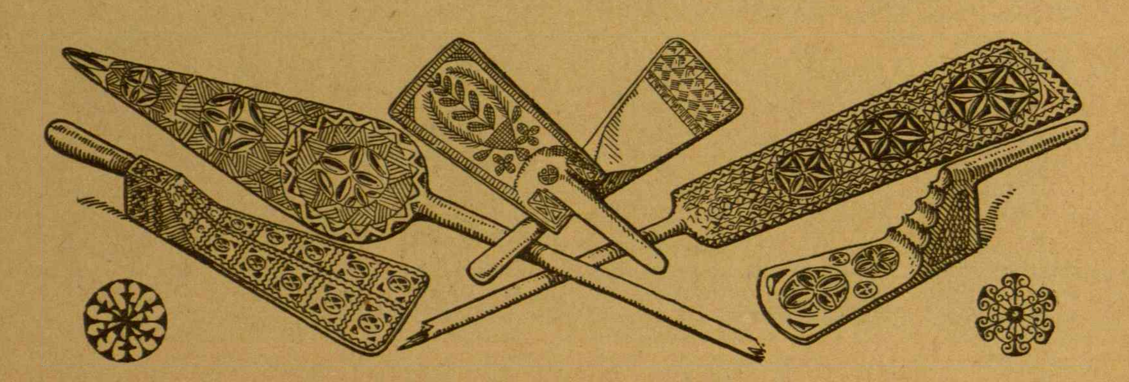
Die litauische Volkskunst erscheint allgemein als recht farbenfroh und heiter, während die bildende Kunst der litauischen Künstler das Abbild des Lebens der gedrückten Litauer nicht vermissen lassen kann und die Bildwerke daher von einer gewissen Schwermut durchhaucht erscheinen, wie das auch in den Dainos und ihren Melodien der Fall ist.

Die litauische Kulturkunst ist noch recht jung und ist als solche erst nach 1904 in die Oeffentlichkeit getreten, als freiheitlichere Lüfte in Rußland zu wehen begannen. Die Hauptstütze litauischer Kunst ist der obenerwähnte Kunstverein in Wilna, der seit 1907 erfolgreiche Arbeit betreibt und alljährlich Ausstellungen litauischer Kunstgegenstände veranstaltet. Bisher haben sechs Ausstellungen in Wilna, drei in Kowno und eine in Riga stattgefunden. Schon die erste Ausstellung 1907 in Wilna hatten 23 Künstler mit 242 Kunstwerken beschickt. Daneben konnte man eine Menge der verschiedenartigsten Erzeugnisse litauischer Volkskunst bewundern. Der Begründer des Kunstvereins ist K. Cziurlionis, ein fruchtbarer Künstler und Komponist, der vor einigen Jahren im blühenden Alter verstorben ist. Seinen Gemälden eignet ein symbolisch-phantastischer Charakter. In der Originalität großzügig, hat er des öfteren versucht, verschiedenartige musikalische Gebilde (Sonaten, Präludien u. a.) im Bilde darzustellen. Die Schönheit seiner Schöpfungen kann man anzweifeln, in ihrer Eigenart stehen sie einzig da. Es wird beabsichtigt, die Gemälde des Cziurlionis, der von manchen als der Nationalgenius der Litauer verherrlicht wird, aufzukaufen und in dem noch zu erbauenden Nationalhaus in Wilna, für das bereits 60 000 Rubel gesammelt und auch der Bauplatz angekauft ist, auszustellen.

Neben Cziurlionis steht als ein talentvoller und fruchtbarer Bildhauer und Zeichner P. Rimsza, dessen ‚Schule‘ (eine litauische Mutter unterrichtet am Spinnrocken ihr Kind im Lesen) und ‚Pflüger‘ nach aus dem Volksleben entnommenen Motiven monumentale Bedeutung behalten werden.[1]) Weitere namhafte Künstler in der Malerei sind Zmuidzinawiczius, Stabrauskas, Daugirdas, Warnas, Kalpokas.

Die litauische Musik baute sich ebenfalls auf dem Volkstümlichen auf, und die litauischen Komponisten haben auf alte Volksmelodien zurückgegriffen, um daraus moderne Werke, Operetten und anderes zu schaffen. Die ursprüngliche litauische Sangesfreudigkeit, die im Einzelgesang, besonders herrlich aber sich im Chorgesang betätigte, wurde mehr in künstlerische Bahnen geleitet. Eine große Anzahl volkstümlicher Kompositionen sind von Sasnauskas, Petrauskas, Cziurlionis und Szimkus veröffentlicht worden. Musik-, Gesang- und Theatervereine bildeten sich allerorten. Gesangchöre machten Vortragsreisen durch Litauen; Gesangfeste, meist unter freiem Himmel im Sommer, wurden an landschaftlich schönen Stätten veranstaltet. Der Gesang hat den Litauern die trüben Zeiten immer von neuem erhellt und die Hoffnung neu belebt.

[1]) Rimsza hatte für die letzte Kunstausstellung in Wilna ein Werk geschaffen, das den litauischen Ritter (Vytis) darstellte, wie er den polnischen Adler schlägt. Darob entstand unter den Polen ungeheure Entrüstung, bis Rimsza sein Kunstwerk in der Ausstellung mit einer Axt zertrümmerte.





Litauische Grabkreuze

Eine Vergleichung mit deutschen Formen

Von Professor Otto Schwindrazheim

Schon in Friedenszeiten und bei Wanderungen in der Heimat spielt, wenn man auf Besonderheiten einzelner Gegenden fahndet, der Friedhof mit seinem Grabschmuck eine große Rolle; denn die Grabmäler sind vielfach in Ortschaften, die sonst ganz modern geworden sind, die einzige Stätte, wo noch alterhaltene, echt heimatliche Kunstdenkmäler dem Auge des Wanderers sich bieten.

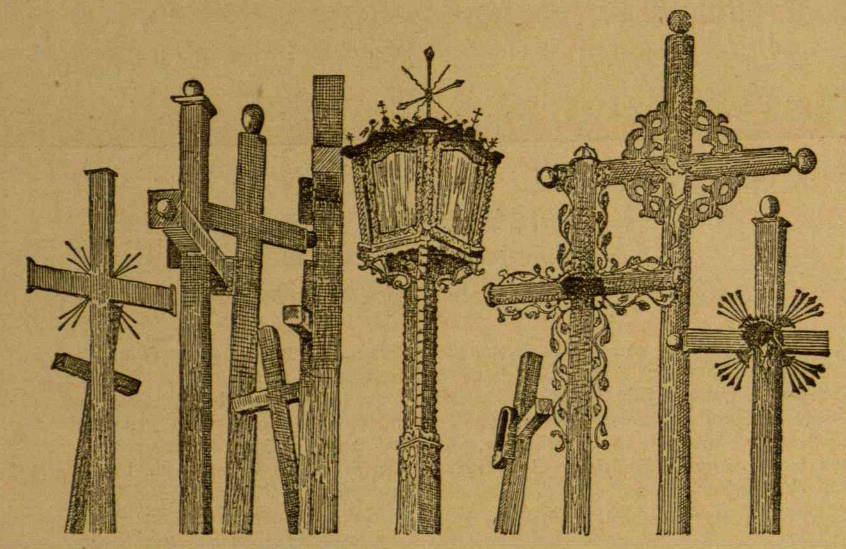
Und köstliche Kunstwerke enthält vielfach der deutsche Friedhof, einerlei ob ich an herrliche Grabsteine denke aus mittelalterlicher Zeit, mit einem betenden Ritter geschmückt, oder aus späteren Zeiten, mit einer Auferstehung Christi oder mit schönen Wappen geziert oder in schönem Rokoko-Umriß, voll malerisch wirkender Ornamente und schöner flotter Schrift, oder in den reinen stillen Formen des Klassizismus, — oder ob ich an dörfliche hölzerne Grabkreuze oder -tafeln denke in allerlei eigenartigen Formen, mit rührend naiven Darstellungen oder Symbolen, in schönem Farbenschmuck oder ernstem Schwarz-weiß. Allein das Betrachten der auf Tod, Auferstehung oder Erinnerung bezüglichen Symbolik und zugehörigen Inschriften ist von fesselndem Reiz. Erschütternde Tiefe des Schmerzes, ergreifende wortkarge Klage übers Grab hinaus, freudige Hoffnung auf ein Wiedersehen im Jenseits — all das spricht uns daraus an. Und dazu kommen hie und da besondere Kreuze oder Kreuzgruppen mit dem Gekreuzigten und heiligen Figuren, die den Mittelpunkt des Friedhofs schmücken.

Schon in Deutschland ist der Grabschmuck der verschiedenen Gegenden ein sehr verschiedenartiger. Ganz nah beieinander gelegene Orte, die in ihrer Bauweise gar nicht voneinander verschieden sind, weichen in ihrem Grabschmuck bisweilen recht auffällig ab, sei's, daß hier Stein, dort Holz seit alter Zeit beliebt und üblich ist, sei's, daß hier diese, dort jene Form, hier das Kreuz, dort die Grabtafel herrscht, sei's, daß an einem Orte ein besonders begabter Tischler oder

Steinmetz oder Schmied so oder so für einige Jahrzehnte einen besonderen Ortsstil geschaffen hat. Und schon in Deutschland finden sich manchmal Grabschmuckformen, die höchst fremdartig aussehen — man braucht gar nicht in deutsche Gegenden zu gehen, die von einer Bevölkerung nicht germanischer Abstammung bewohnt sind: nein, mitten in Deutschland kann man's erleben, daß man förmlich vor Rätseln steht, vor Grabsteinen oder Kreuzen, die mit nichts verwandt sind, was man sonst als deutsch kennt! Man kommt oft auf den Gedanken, daß man es da mit einer jetzt deutschsprechenden Bevölkerung zu tun hat, die aber nicht germanischer Abstammung ist und hier in Befolgung alter Ueberlieferung noch ihre volkliche Andersart ebenso offenbart, wie die Kuren auf der kurischen Nehrung und die preußischen Litauer es in ihrem Grabschmuck klärlich tun, trotzdem allerlei deutsche Einflüsse schon aus Jahrhunderten auf sie eingewirkt haben.

Gehen wir über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus, so wird das Fremdartige natürlich noch auffallender. Zum Bemerkenswertesten, was ich auf diesem Gebiete kennen gelernt habe, gehören die litauischen Grabkreuze, die ein mir zugesandtes, 1912 in Wilna erschienenes Werk, von der litauischen Kunstgesellschaft herausgegeben, enthält[1]). Es sind Meisterwerke volkstümlicher Holzkunst; hie und da tritt einiges Eisenwerk von der Hand des Dorfschmiedes ergänzend hinzu, wenige sind ganz aus Eisen.

Mächtige, hohe und schlanke Gebilde sind es, hie und da scheint's massenhaft zusammenstehend. Die einfachsten sind Pfähle mit einem Dächelchen, drauf ein kleines Eisenkreuz steckt. Dann kommen einfache oder verzierte Kreuze ohne Dach, dann solche mit einem Dach über dem Christusbild oder über dem ganzen Kreuz — aus dem Dach ist sodann in beiden Fällen oftmals ein ganzes Häuschen geworden. Daran reihen sich dann Formen, welche nur ein solches, den Heiland und mehrere Heilige schützendes Häuschen oder auch zwei Dächer übereinander auf einem Pfahl zeigen, obenauf eine hohe kreuzgekrönte Spitze aus Eisen; gelegentlich ragen auch mehrere Spitzen oder Türmchen drauf in die Luft. Auffallend viel und reich ist von ausgesägten, gezackten, gewellten oder durchbrochenen Rändern der Brettchen oder von ganz ausgesägten Zierbrettern Gebrauch gemacht, sicher einer sehr alten Schmuckart. Dazu kommen an Ornamenten: gewundene Säulchen, barocke Schnörkelornamente, herabhängende Holzglöckchen, Kranzformen, Blattformen, Blumen und kleine Vögelchen. Die Kreuzesarme laufen in Kleeblätter, Kugelformen, Kronen oder Spitzen aus. An symbolischen Ornamenten finden wir den Dornen- oder Strahlenkranz, das zweiarmige Patriarchenkreuz, kleine Kreuze, bisweilen in großer Anzahl, Engelköpfe, posaunenblasende oder eine Krone haltende Engel, Kelch und Monstranz, Herz, Grabhügel mit Kreuz, Sonne, Mond und Sterne sowie den uralten, aus Halbkreuzen gebildeten sechsstrahligen Stern. Das fast immer an der Spitze aufragende Eisenkreuz ist auch gern zu einer Scheibe ausgebildet.



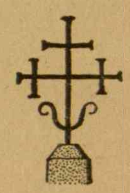
Im großen und ganzen kenne ich keinen deutschen Grabschmuck, an den diese litauischen Formen stark erinnerten. Auch bei den preußischen Litauern kommen solche Formen nicht vor — die im Buche selbst abgebildeten deutsch-litauischen Grabtafeln sind ganz anders, und auch im Text wird nichts davon gesagt. Schon die gewaltige Höhe der litauischen Kreuze ist einzigartig; etwas erinnern sie darin an hohe Andachtkreuze auf

[1]) Einige der abgebildeten Kreuze scheinen keine Grabkreuze, sondern Andachtkreuze zu sein.

deutschen Bergen oder an sog. Missionskreuze auf deutschen Friedhöfen. Kleine überdachte Grabkreuze oder solche mit kleinem Dach über dem Heiland kommen auch auf deutschen Friedhöfen vor; desgleichen finden wir in Süddeutschland solche Andachtkreuze, aber nie von solcher Höhe. Die Form des kleinen Häuschens auf einem Pfahle, oft sehr reich verziert, findet sich in süddeutschen Marterln oder Heiligensäulen; aber auch sie sind nie so hoch wie diese litauischen.

Einfache Holzornamente kommen natürlich auch an deutschen Grabkreuzen vor, obschon wohl selten in solchem Reichtum; die barocken Schnörkelornamente aber sind in Deutschland oft ganz ähnlich denen, die, wie bei einigen der abgebildeten litauischen Kreuze, die Winkel zwischen den Armen ausfüllen.

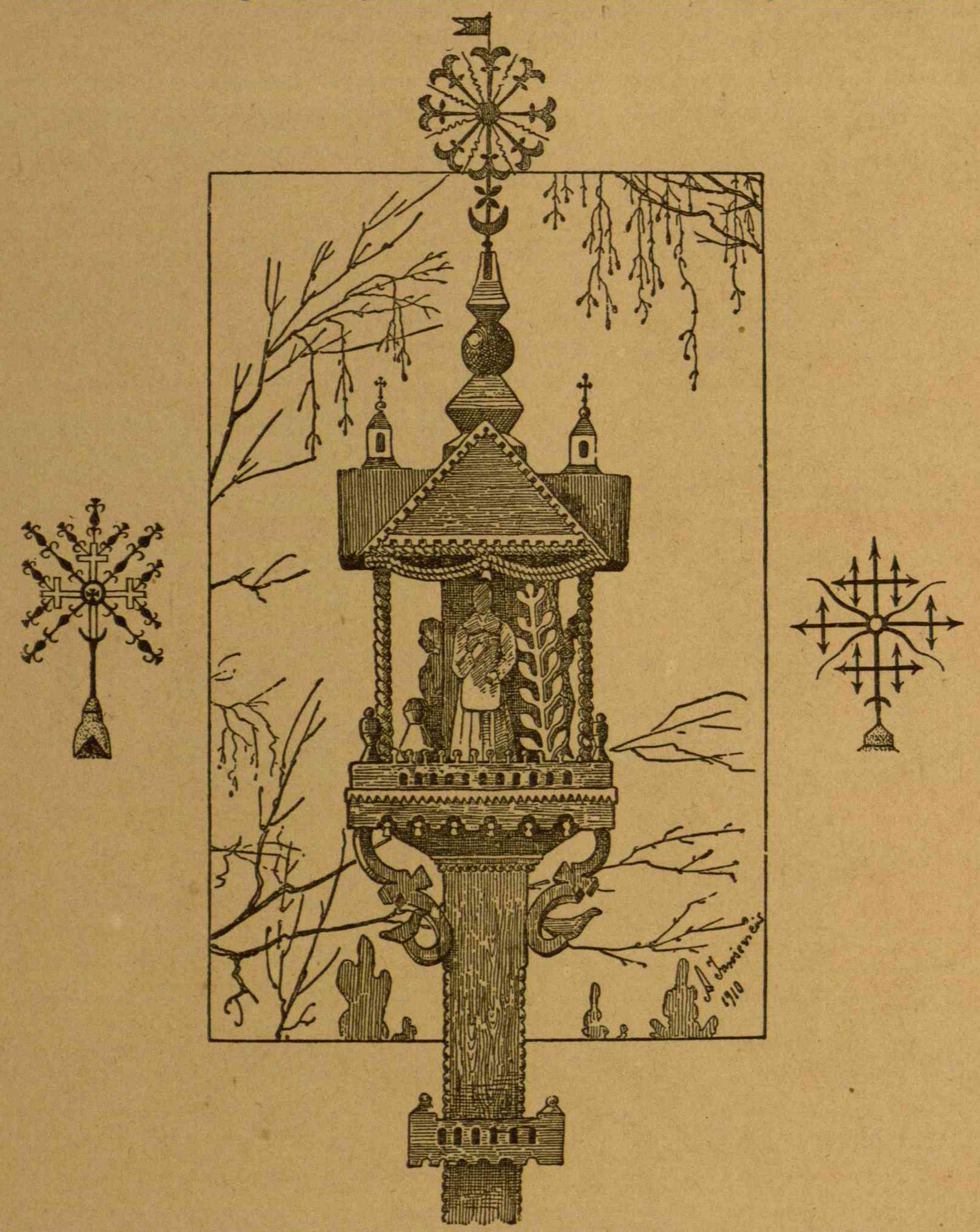
Die kleinen Vöglein kenne ich auch bei deutschen Grabkreuzen; in einem solchen Beispiel fand ich einmal in Form wie Farbe getreulich abgebildete Dompfaffen. Die herabhängenden hölzernen Glöckchen kenne ich nur an pommerschen und hessischen Bauernstühlen, Löffelkästen, Salzfässern u. dergl; an deutschen Grabkreuzen habe ich



4

nur einmal ähnlich verwendete Eicheln als Schmuck gesehen.

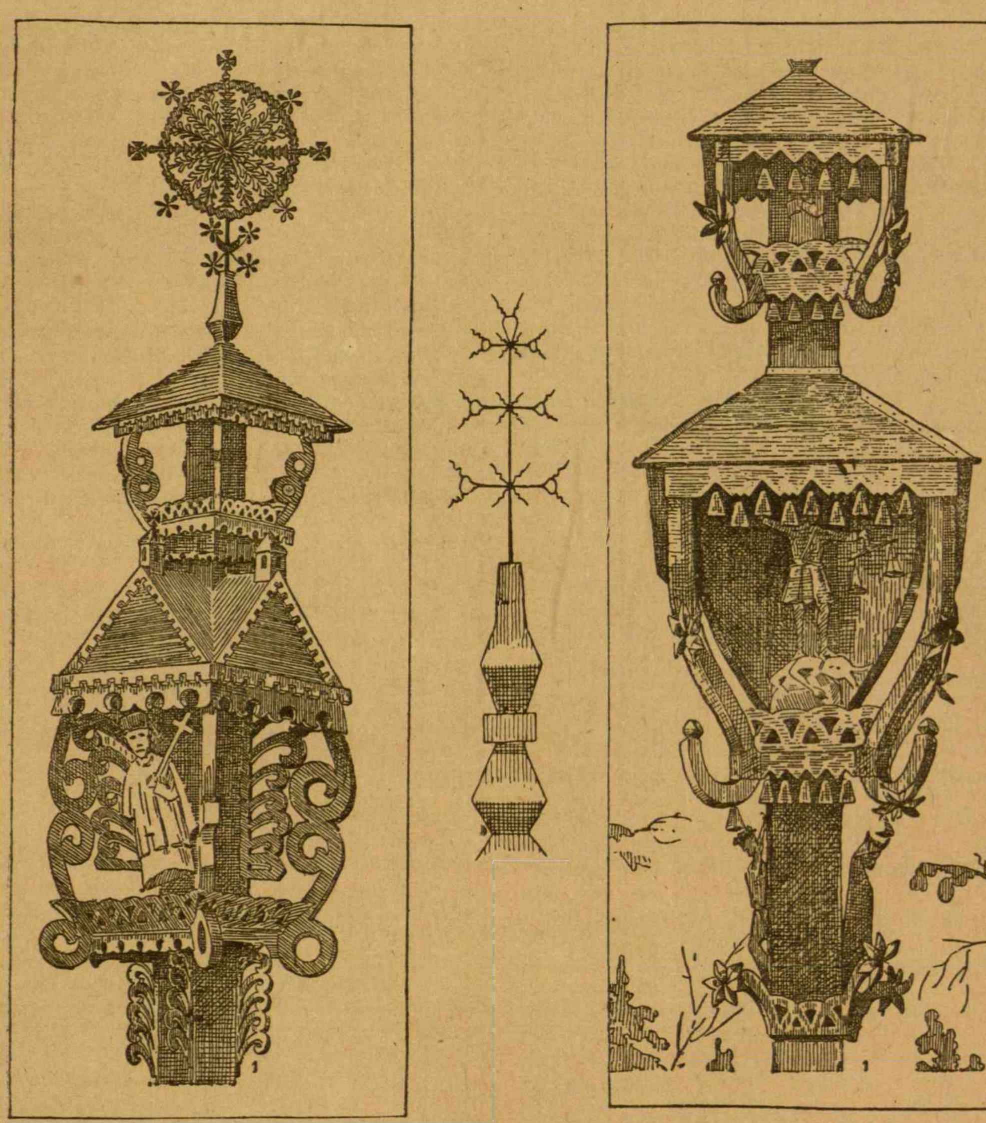
Die meisten der obengenannten Symbole finden sich auch bei unserem volkstümlichen Grabschmuck, selbst Sonne, Mond und Sterne. Gar nicht kenne ich bei uns die Monstranz als Grabschmucksymbol, auch nicht den Halbmond in der Verwendung zu Füßen des oben aufragenden Eisenkreuzes. Jene erwähnte Häufung von Heiligenbildern



in den kleinen Häuschen habe ich in Deutschland auch noch nicht gesehen, wohl aber habe ich einmal die Form des mehrarmigen Kreuzes beobach-

tet; aber das hatte mit dem Patriarchenkreuz nichts zu tun, sondern bezeichnete die Grabstätte mehrerer Geschwister, die bei einem Brande verunglückt waren. Umgekehrt kommen einige bei unserem volkstümlichen Grabschmuck sehr beliebte Symbole bei diesen litauischen Kreuzen nicht vor: so Kornähren, Garbe mit Sichel, Palme und Palmzweig, Schmetterling sowie die Zeichen von Glaube, Liebe, Hoffnung; auch weist keins der abgebildeten litauischen Beispiele auf eine so reiche und schöne Verwendung in Form wie in Inhalt schöner Inschriften hin, wie das in deutschen Kreuzen vorkommt. Endlich finde ich auch keine Andeutung dafür, daß die Abbildung des Verstorbenen sowie der ihn betrauernden Angehörigen jemals vorkommt, wie ich sie, freilich auch nur auf Grabtafeln, von Hessen-Nassau kenne.

Die Verschiedenheit der Gesamtform dieser litauischen Kreuze von den unsrigen weist auf die volkliche Verschiedenheit hin; in der meist vorhandenen Aehnlichkeit der Symbolik zeigt sich dagegen die Verwandtschaft mit westeuropäischer Art (die Litauer sind ja römisch-katholisch). Nur hie und da, in den Kuppeln der kleinen Schmucktürmchen, in der Schnitzart der Figuren u. a. bemerkt man, wie mir scheint, Einflüsse der russisch-katholischen Kunst.



Litauische Webereien

Von Gefr. Karl Brammer

Weltentlegen, abseits von den großen Heerstraßen, ungenannt und unbekannt, abgeschlossen vom Lärm und lauten Getriebe der neuen Zeit, unberührt von den Einflüssen unseres Jahrhunderts lebte das litauische Volk noch eine Reihe von Jahren vor dem Kriege wie auf einem vergessenen Eiland. Eine Blume, die im stillen blühte. Nicht arm war das Volk, weil es vom Segen und Unsegen fremder Kultur überschüttet oder verschont blieb; reich wurde es vielmehr durch die Kräfte, die in ihm wohnten, in ihm wuchsen, blühten und reiche Frucht trugen. Die Volkskunst wurde die schönste Frucht. Im Eigenen war diese Kunst begrenzt, aber gerade dadurch kam sie zu einer Stärke des Ausdrucks, die eigenartig ist. Wohl kamen von dieser und jener Seite manchmal auch fremde Einflüsse, aber immer war das Ureigene stärker und formte fremde Gedanken nach dem eigenen Wesen um. So fiel diesem Volke in den Schoß, wonach andere Völker immer noch und immer wieder streben müssen, der Stil, als wahrer Ausdruck des Volkstums. Alles ist einheitlich und festgeschlossen in diesem Ring, die alten Volkslieder, die seltsamen Grabkreuze und die litauischen Webereien.

Stolz, und mit Recht stolz, ist das litauische Volk auf seine Webkunst, die nicht von wenigen Geübten, sondern von allen Frauen und Mädchen gepflegt wurde. In den Dainos wird das Lob der Weberinnen immer wieder gesungen; die des Webens besonders Kundige wird gepriesen, und das ungeschickte Mädchen bedauert man. „Sie verstand nicht, fein zu spinnen, fein zu spinnen, nicht zu weben." Die Mutter warnt ihre Tochter, in eine fremde Gegend zu heiraten, indem sie sagt: „Findest Webstühle nicht, nicht Gewebe wie bei uns," und in einem anderen Liede freut sich das Mädchen auf die Heirat, denn sie wird in dem neuen Heimatort „Webstühle finden und feine Gewebe und ahornholzne Schiffchen". Jede Gegend schafft Webarbeiten, die nur ihr eigen sind, und in jedem Dorfe hütet jede Frau ihre Muster sorgsam vor den andern Mädchen und Frauen. Die Sammlungen des Kownoer Museums, des Litauischen Kunstvereins und des Polnischen Museums in Wilna geben einen guten Ueberblick über diese Schätze litauischer Volkskunst; auch im Besitz litauischer Künstler und Kunstfreunde befinden sich wertvolle Stücke besonders aus alter Zeit, die dem Forscher noch manches zu sagen haben.

Aus der natürlichen Freude am Schönen und der Freude am Schmuck sind diese Webereien in einem Lande entstanden, dem metallischer Schmuck im wesentlichen fremd war. Auch Liebesbeziehungen sind mit den Webarbeiten, die ja alle einen sehr persönlichen Ausdruck haben, verknüpft. Nichts Fremdes ist in diesen Webereien. Auf eigenem Felde wurde der Flachs gebaut, auf eigenem Spinnrade wurde gesponnen, auf eigenen Webstühlen gewebt, und die bunten Fäden waren, wenigstens in alter Zeit, mit selbst hergestellten Farben gefärbt. Nur Flachs-, Hanf- und Wollfäden verwandte man einstmals, heute allerdings wird auch Seide und Baumwolle verwandt. Gleich ängstlich wie die Muster bewahrte auch jede Weberin das Geheimnis ihrer Farben, die aus Erden, Farbpflanzen und Baumrinde hergestellt wurden. Sehr mühsame Verfahren wurden angewendet, die Pflanzen wurden zerkleinert und mit dem Garn gekocht und mit Brot oder Grütze behandelt; weiter wurde das Garn in warmer Molke getränkt, und die Pflanzenasche wurde als Beize gebraucht. Stets wurde aber nur das Garn gefärbt, niemals das Gewebe. Heute ist diese Färbekunst, die, wie man an alten Arbeiten sehen kann, den Farben Leuchtkraft und Beständigkeit gab, leider verschwunden, jetzt wird meist nur noch mit Anilinfarben gefärbt. Die ursprünglich gebrauchten Farben waren Braun, Blau und Rot, später kam noch eine große Vorliebe für Grün hinzu. Auch in den Liedern wurde das Eigenschaftswort Grün sehr beliebt. Bei der häufigen Verwendung von Rot und Grün wird die Farbensymbolik eine Rolle spielen, die im Rot Heilkraft und Gesundheit, im Grün Glück und Liebe verkörpert sah.

Die Webstücke, in denen sich der hochentwickelte Farbensinn des Volkes am besten kundgibt, sind die Bänder, Juosten genannt, die für die litauische Volkskunst kennzeichnend sind. Das Wesen der Ergänzungsfarben ist hier mit erstaunlicher Sicherheit erfaßt, eine Verirrung kommt nie vor. Rot und Grünlichblau, Orange und Cyanblau, Grünlichgelb und Violett werden in treffender Weise nebeneinandergesetzt. Sehr fein wirkt ferner die geschickte Verwendung von Weiß bei gegensätzlichen Farben. Aus der Verwendung von Rot und Gelb auf schwarzem Grunde ist deutlich zu ersehen, daß man auch das Verhältnis zwischen dunklen und leuchtenden Farben sehr gut kennt. Wohl ist bei den Litauern die Freude am Farbenreichtum vorhanden, aber nicht wie bei den Polen die laute Freude an lauten, lichten Farben, sondern das Wesen der Farbe ist hier viel tiefer und geklärter erfaßt.

Drei Herstellungsarten der Juosten unterscheidet man. Am einfachsten, vielleicht auch am ältesten, sind die Bänder (Juostos pintines), bei denen man die bunten Fäden, ohne irgendein Werkzeug nötig zu haben, mit bloßen Händen ineinander flicht. Diese Bänder, die nur ein Muster, das durch die Herstellung bedingte Winkelmuster, kennen, werden meist in der Kownoer Gegend gearbeitet. Doch selbst bei dieser einfachen Art hat man durch gute Farbenzusammenstellung reiche Mannigfaltigkeit erzeugen können. Auch die zweite Art der Bänder (Juostos austines) erfordert kein Gerät. Die Weberin befestigt das Band an einem Wandhaken und strafft es durch ihr Körpergewicht, indem sie es an ihrem Gürtel befestigt. Mit bunten Wollfäden kann das Muster ganz nach dem Belieben der Weberin angebracht werden; das gleiche Muster kann regelmäßig wiederkehren, es kann aber auch stets ein neues Muster folgen. In den Juostos austines offenbart sich nun der ganze Reichtum litauischer Ornamentik. In ganz alten Bändern finden sich seltsame Runen, Heilrunen vielleicht; Lieder sind uns auf Juosten überliefert, Wünsche und Namenszüge finden sich ebenso wie das alte Symbol des Feuers und die Dornenkrone Christi. Bei den dargestellten Bändern handelt es sich um regelmäßige geometrische Muster, denen man nachträglich alle möglichen Bedeutungen beilegt. Acker- und Hausgerät und die sinnenfälligen Dinge der Natur müssen die Namen für die Muster abgeben, so die Harke, Tanne, Raute, Erbse, Fliege und Rose, der Krebs, Frosch, Besen, Stern, Zahn und Dorn, das Herz und das Fenster, ja sogar ein Ziegenhufmuster gibt es. Oft kann man zweierlei Dinge aus einem Muster herauslesen. Manchmal ist das Tannenmuster mit dem Besenmuster verknüpft, manchmal kann man sogar drei verschiedene Muster vereinigt auf einem Bande finden, so das Harken-, Dorn- und Krebsmuster. Die meisten dieser Muster stammen aus Südlitauen, aus der Njemengegend. Das Stern- und Blumenmuster ist in Polangen beliebt. Während im westlichen Teile des Gouvernements Kowno die Weberei nicht in dem gleichen Maße gepflegt wird wie in den übrigen Teilen Litauens, ist Polangen geradezu ein Hauptort der Juostenweberei geworden. Im Gouvernement Suwalki findet sich dann vorzugsweise die dritte Art der Juosten (Juostos kasytenes). Besonders im nördlichen Teile dieses Gouvernements zeitigte die litauische Webart die schönste Blüte. Aus diesem Gebiet, das durchweg von einer wohlhabenden, lebenskräftigen Bauernschaft bewohnt ist, stammen die feinsten Stücke, die man überhaupt kennt. Die Gegenden um Marjampol und Wilkowischki dürfen in dieser Beziehung namentlich genannt werden. Zur Herstellung der Juostos kasytenes ist ein Handwebstuhl nötig. Während des Webens werden die bunten Wollfäden, welche die Muster bilden, mit den Händen eingelegt und dann festgewebt. Durch diese Technik sind weitgehende Ausdrucksmöglichkeiten gegeben, in der Hauptsache werden formenreich stilisierte Blumenmuster eingewebt.

Die drei Bandarten, auf deren Herstellung viel Fleiß und große Sorgsamkeit verwendet wird — „Die Juosta schielt" sagt man, wenn ein Mädchen die Mitte nur um einen Faden verfehlt —, dienen allein als Geschenke.[1]) In früherer Zeit wurde nur selten ein Stück verkauft. Jedes Mädchen schenkte ihrem Liebsten solche Juosta, waren doch oft innige Liebeswünsche und heiße Liebesbeteuerungen in das Band gewebt. In einer alten litauischen Beschreibung der Bandweberei heißt es, daß Männer, die keine Liebste hatten, sich selbst Bänder webten; aber diese waren sofort zu erkennen, denn sie waren grob und hart. Die Jünglinge verwenden die Juosten meist als Gürtelbänder zum Verschließen der Pelze, ferner als Schmuckbänder, die um den Hals geschlungen werden. Früher gebrauchte man die Juosten auch als Ersatz für Strümpfe, als Wadenbänder (litauisch Aukles), und kleine Juosten, Pakeles genannt, werden noch heute als Strumpfbänder gebraucht. Besonders schöne Stücke tragen die Mädchen als Kopfschmuck bei festlichen Gelegenheiten. Die Juostos kasytenes werden, da sie genügend breit gewebt werden können, auch jetzt noch als Wickelbänder verwendet; am Ende des Bandes sind häufig noch bunte Zeugfetzen quastenartig angenäht. Entgegen anderer Anschauung war und ist es nicht üblich, die einzelnen Bänder zu Decken zusammen zu nähen. Das tun nur Leute, Pfarrer oder Beamte, die Juosten geschenkt bekommen haben, ohne zu wissen, was sie damit beginnen sollen.

Neben den Bändern weisen im besonderen die Schürzen die Kennzeichen echt litauischer Volkskunst auf. Die Schürzen sind in der Art der Juostos kasytenes gleichfalls auf Handwebstühlen gewebt. Meist tragen sie auf dunklem Grunde ebenso farben- und formenreiche Muster wie die Bänder. Weiße Schürzen sind nach Vidunas[2]) bis in die neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts in der Gegend an der Scheschuppe getragen worden; in neuerer Zeit sind sie in der Kownoer Gegend wieder modisch geworden. Auch in der Schürzenweberei sind bestimmte Muster an bestimmte Gegenden gebunden; manchmal werden indessen durch webekundige Frauen die Muster auch in andere Gegenden gebracht. So fand man in der Gegend von Koschedary ein Muster, das sonst nur in Marjampol heimisch war. Auf Befragen stellte sich heraus, daß die Heimatmuster eines Mädchens, das nach Koschedary geheiratet hatte, im neuen Ort Nachahmerinnen gefunden hatten. Die Schürzenweberei ist am verbreitetsten im Gouvernement Suwalki; hier sind, vielleicht unter dem polnischen Einfluß, die Farben leuchtender als in den andern Gebieten des Landes. Einzelne der

[1]) Emma Dethleffen „Ueber litauische Volkstrachten" in Ostpreußen, Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz, Jahrgang 3, Nr. 1 u. 2.

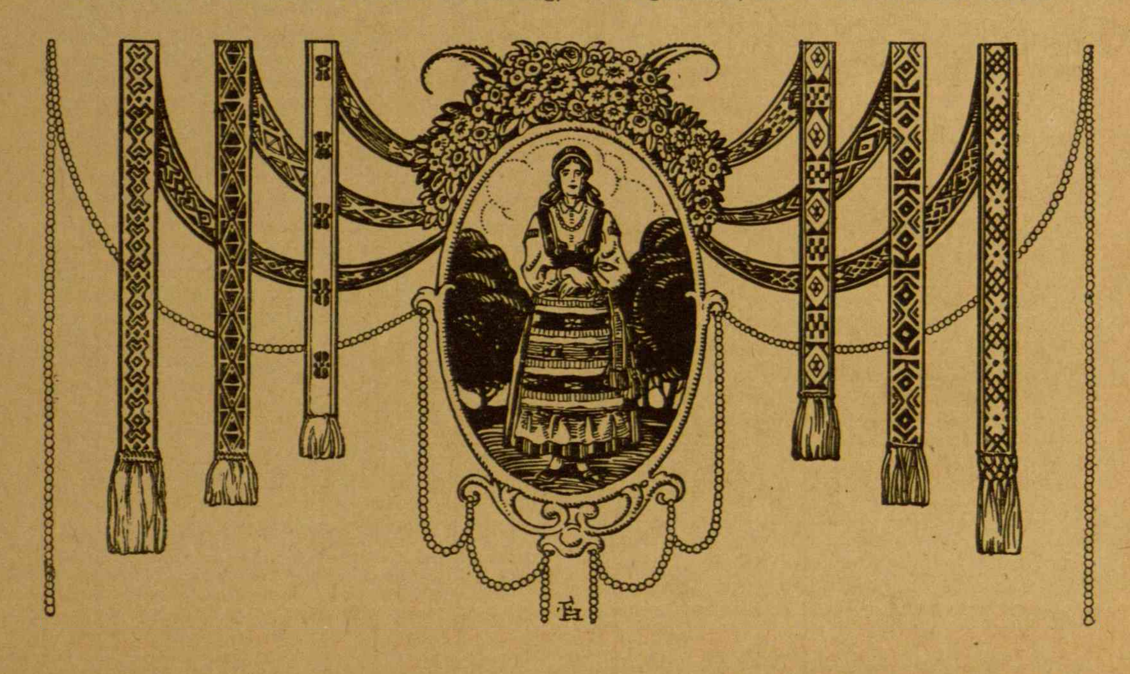
[2]) W. St. Vidunas, Litauen in Vergangenheit und Gegenwart, Tilsit 1916.

Schürzen, so die Stücke mit dem sogenannten Tulpenmuster, sind von großer künstlerischer Wirkung. Das Tulpenmuster überhaupt ist kennzeichnend für den Süden des Landes. Stets wiederholt sich dies Muster; im Rankenwerk als langes Band, zu vieren als quadratisches Muster, mit kleineren Blüten und mit Blättern, unendlich formenreich wird das Muster gestaltet. Um die Ausdeutung des Musters hat man sich vielfach bemüht, ohne bisher genaue Herkunft und Bedeutung feststellen zu können — denn Tulpen selbst sind dem Lande fremd. Mit innigen Liebesbeziehungen, wie man sie bei ganz einfachen Völkern dargestellt findet, will man das Muster in Zusammenhang bringen. In Verknüpfung damit steht auch die Erklärung, daß das Muster einer Blume, die sich in Litauens Wäldern finden soll, dem Kletenschlüssel (litauisch Kletis raktas), entlehnt sei: Klete heißt auch der Vorratsraum des litauischen Bauern, der gleichzeitig als Schlafgemach für die heiratsfähigen Töchter dient.

Andere Webstücke, die länger waren als die Schürzen, wurden als Schmuck auf das Bett gelegt. Nur gelegentlich verwendete Gold- oder Silberfäden deuten wohl auch auf fremden Einfluß hin. Die schönsten Stücke, sowohl an Bändern als an Tüchern, werden aber in die Kirche gebracht; die Bänder werden hier am Klingelbeutel angeheftet, und die Tücher dienen als Altardecken. Mädchen, die solch feine Stücke nicht anfertigen konnten, versuchten eine Nachahmung der Webereien in der Kasytenes-Art, indem sie die Muster nachträglich in die gewebten Sachen einstickten. In diesem Zusammenhang verdient auch die Stelle aus einem Volkslied Erwähnung, die darauf hinweist, daß man die Webekunst von Wilnaer Webermeistern lernen könne.

Neben den Webarbeiten sind ferner noch die litauischen Flechtspitzen bemerkenswert. Es handelt sich hier nämlich um Spitzen, welche mit der Hand geknüpft werden und an eine alte Technik erinnern, die sich bis in die graue Vorzeit verfolgen läßt. Das Hirtenmädchen fertigt noch heute beim Viehhüten solche Spitzen an, die zum Teil den unmittelbaren Abschluß der gewebten Stücke bilden. An den Handtüchern finden sich vielfach auch Kreuzsticharbeiten, die mit wertvollen Strickarbeiten das Bild litauischer Volkskunst vervollständigen. Bei Handschuhen und Strümpfen wird das Muster nicht gestickt, sondern mit bunten Wollfäden eingestrickt. Bemerkenswert ist bei diesen Arbeiten das Auftreten des Tiermotivs, das den Litauern sonst fremd ist. Wie es heißt, soll es allerdings in einigen Dörfern des Gouvernements Kowno bei Wandteppichen in einfacher stilisierter Form verwendet werden. Bei größeren Buntwebereien, die als Decken und Stoff zu Röcken gebraucht werden, sind nur geometrische Muster bekannt.

In dieses reiche Gebiet der litauischen Webkunst hat der Krieg, wie in alle Dinge, mit zerstörender Hand eingegriffen. Das Land wurde Kriegsgebiet, da mußte Wichtigeres getan werden, als schöne Bänder und Schürzen weben. Aber der Quell, das litauische Volkstum, aus dem diese schöpferische Kraft fließt, wird nicht versiegen. Für die Zukunft darf eine neue Blüte des Volkes und seiner Kunst erwartet werden; denn eine Volkskunst, die solche Werke wie die litauischen Webereien schaffen konnte, kann durch den Krieg wohl gehemmt, aber nicht vernichtet werden.



Der Flachsbau in Litauen

Da Leinewand mit bescheidenen, aber sehr geschmackvollen farbigen Mustern seit jeher von den Litauerinnen angefertigt wird, die als geschickte Spinnerinnen und Weberinnen einen verdienten Ruf in ihrem Lande besitzen, läßt sich annehmen, daß auch der Flachsbau in Litauen schon in frühgeschichtlicher Zeit betrieben wurde. Zuerst zum eigenen Gebrauche. Gar bald aber wird daraus eine der wichtigsten Ausfuhrwaren. Unendliche Reihen von Flößen ziehen alljährlich den Njemen und die Düna hinab. Ihre Bürde wird auf Schiffe verladen und weiter befördert, teilweise nach den deutschen Häfen Stettin, Lübeck und Hamburg, teilweise aber noch weiter, nach England. Da Bodenverhältnisse und Klima gerade in Litauen und den daran grenzenden Gouvernements östlich der Düna: Livland, Witebsk und Pskow, für den Flachsbau außerordentlich günstig sind (der Flachs liebt keinen allzu fetten Kulturboden und gedeiht am besten auf Neuland) und die Preise, die man damit im Ausland erzielte, dauernd stiegen, gewann auch der Flachsbau in Litauen immer größere Ausdehnung, bis er vor 30—50 Jahren seinen Höhepunkt erreichte. Riesige Felder standen zur Blütezeit in himmelblauer Pracht; manches Gut hatte ein Drittel seines gesamten Ackerlandes mit Flachs besät. Das konnte nun freilich nicht lange dauern. Schon damals regte sich unter den verständigen Landwirten Widerspruch gegen den übertriebenen Flachsbau, der „den Boden aussaugen" soll. Dies ist zwar nach den neueren Ansichten nicht so ganz zutreffend, denn der Flachs an und für sich entnimmt dem Boden durchaus nicht mehr Kräfte als z. B. Halmfrüchte; der Unterschied beruht hauptsächlich darauf, daß bei Roggen, Hafer, Gerste lediglich das Korn verkauft wird, das Stroh aber meistens an Ort und Stelle verfüttert und als Dünger wieder dem Boden zugeführt wird, wogegen beim Flachs Samen sowohl wie Bast ausgeführt werden, weshalb denn auch der so entstandene Verlust dem Boden in Gestalt von Kunstdünger ersetzt werden muß. Da aber zu der Zeit Kunstdüngung in Litauen noch wenig bekannt war, waren auch die Mahnungen, die sich gegen den Flachsbau erhoben, im Grunde durchaus nicht so unberechtigt.

Während nun ein Teil der Landwirte den Flachsbau wesentlich einschränkte oder ganz abschaffte, kümmerten sich andere wenig darum, ob der Boden leide oder nicht. Es war gerade die Zeit nach dem polnischen Aufstande von 1863. Viele großen Güter waren von der Regierung eingezogen und an russische Generäle und höhere Beamte verschenkt worden. Diese verstanden von der Landwirtschaft nichts, lebten meist in Petersburg und verlangten von ihren Verwaltern oder Pächtern möglichst hohe Gutsüberschüsse. Dazu diente der Flachs vortrefflich, und so wurden denn nach wie vor unermeßliche Ländereien mit Flachs besät und der Boden abgewirtschaftet.

Mit der Zeit stellten sich aber neue Verhältnisse ein, die den Flachsbau immer mehr beschränkten. Vor allem waren es die immer höher ansteigenden Kosten gegenüber den immer tiefer sinkenden Preisen, die das bewirkten.

Bekanntlich nimmt die Zubereitung des Flachses, das Rösten, Bläuen, Kämmen, viel mehr Arbeit in Anspruch als die anderer Nutzpflanzen. Solange man Leibeigene hatte, brauchte man sich ja darum nicht besonders zu kümmern; nach der Aufhebung der Leibeigenschaft aber (vor etwas mehr denn 50 Jahren) wuchsen die Arbeiterlöhne ständig, zumal auch ein gut Teil Landarbeiter in die Fabrikstädte auswanderte und der Mangel an Arbeitskräften auf dem Lande immer fühlbarer wurde. Freilich kann ein gut Teil der Arbeit, wie z. B. das Kämmen, im Winter besorgt werden, wenn es auf dem Felde nichts zu tun gibt; doch muß man den sehr kurzen Wintertag in Betracht ziehen. Früher wurde deshalb die Nacht durch gearbeitet, und so geschieht es noch jetzt auf den Dörfern. Es ist üblich, daß nicht ein jeder Bauer für sich die Arbeit besorgt, sondern daß das ganze Dorf ihm dabei hilft; den nächsten Tag hilft er dann seinem Nachbar, und so geht es in die Runde, von einem Hof zum andern, ein uralter, slavischer Brauch, ‚Tloka' oder ‚Toloka' genannt. Nach vollendeter Arbeit gibt es dann einen Schmaus, bestehend aus Käse, Butter, Speck, Branntwein und selbstverfertigtem Dünnbier.

Was nun auf den Dörfern ein Nachbar dem andern leisten kann, das tut auf einem Herrschaftsgut ein Tagelöhner nicht; dieser rechnet den Tag von Sonnenaufgang bis Untergang, und das sind im Winter etwa sechs Stunden; eine Stunde Mittagszeit abgerechnet, bleiben fünf Stunden Arbeitstag, für den man wie für einen vollen zahlen muß.

Es kommen noch andere Umstände hinzu: Bei dem hiesigen Klima, dem langen, feuchten Herbst, muß der Flachs vor dem Kämmen erst künstlich getrocknet werden, wozu es auch besondere Trockenkammern gibt, wo früher, vor dem Dreschen, auch das Getreide getrocknet wurde. Seitdem aber die Holzpreise mehr denn ums Zehnfache gestiegen sind, kommt man immer mehr davon ab; das Dreschen wird durch Maschinen besorgt, und den Flachs gibt man eher ganz auf, als daß man die großen Kosten für Holzbeschaffung trägt.

Endlich braucht der Flachs zu seiner Röstung künstliche Wasseranlagen, die gleichfalls teuer sind. Früher wurde dies in Seen und Flüssen besorgt. Dadurch verpestete man aber alle Gewässer, was sehr nachteilig auf die Fisch- und Krebszucht wirkte, bis es polizeilich streng untersagt wurde. — Das waren die hauptsächlichsten Gründe, die die Kosten der Flachszubereitung über die Maßen erhöhten.

Anderseits wurde bereits darauf hingewiesen, daß auch die Preise in den letzten dreißig Jahren bedeutend gesunken sind. Dazu hat in erster Reihe anscheinend die Einführung der Goldwährung in Rußland beigetragen. Da nämlich der Flachs ins Ausland und zwar meistens nach Deutschland ausgeführt wurde, erhielt der Zwischenhändler sein Geld in deutscher Münze. Selbstverständlich ist nun, daß zu einer Zeit wie in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als der Rubel = 1,60 M galt, er für seine Mark viel mehr Rubel beim Umtausch erzielte und deshalb auch höhere Preise zahlen konnte denn später, als nach Einführung der Goldwährung der Rubel auf 2,16 M stieg. So hatte die Erhöhung des Kurses ein Sinken der Preise zur Folge. Ein zweiter, nicht unwesentlicher Grund ist von den hiesigen Kaufleuten (meist Juden) selbst verschuldet. Um nämlich bei den früheren, hohen Preisen noch am Gewicht zu verdienen, befeuchteten sie die Ware oder legten in die Bündel Steine und Sand hinein. Das erhöht zwar das Gewicht, es hatte jedoch die Folge, daß der hiesige Flachs, der an und für sich zur besten Sorte gehört, bald verrufen wurde und man für ihn einen viel niedrigeren Preis bot; denn verschmutzt und durch das Anfeuchten halb verfault, taugte er nicht mehr zu feinerem Linnen, konnte im besten Falle zu Sackleinwand und dergleichen verwendet werden.

Schließlich kommt noch die wachsende Verbreitung der Baumwolle in Betracht. Alles das bewirkte, daß der Flachsbau hier sich nicht mehr bezahlt machte, wenigstens bei weitem nicht so wie früher, und deshalb in letzter Zeit gewaltig zurückgegangen ist. Die meisten Güter treiben keinen Flachsbau mehr, andere haben ihn ungefähr auf ein Zehntel der früheren Fläche beschränkt.

Nur der Bauer ist nach wie vor dem Flachse treu geblieben. Er baut ihn hauptsächlich zu seinem eigenen Bedarf an und hält ihn hoch in Ehren; ja der Volksglaube schreibt dem Flachs wundertätige Kraft zu, wie einem Amulett, das vor dem Teufel und allem Bösen schützt. Auch erzählt sich der Volksmund viele Geschichtchen, in denen der Flachs eine Rolle spielt, darunter recht ergötzliche, wie z. B. die vom überlisteten Teufel: Es trug einst bei der Nacht ein Teufel einen Schatz, einen eisenbeschlagenen, schweren Kasten voll Gold und Edelsteine. Er keuchte unter der Last, der Schweiß bedeckte ihn; doch wußte er sich nicht anders zu helfen, denn es war bloß ein armer Teufel, und die müssen in der Hölle genau so arbeiten wie die armen Menschen hier auf Erden. Da kam des Wegs ein Bäuerlein, das zu lange in der Schenke dem Branntwein zugesprochen und jetzt spät, ohne einen Groschen in der Tasche, aber lustig nach Hause ging. Er sah den Teufel, und dienstbereit, wie er war, erbot er sich, die Last ein Stück Weges tragen zu helfen. Der Teufel war zufrieden und wälzte den schweren Kasten auf des Bauers Rücken. Der Bauer geht, die Last drückt ihn schwer, und er denkt bei sich: wie könnte ich doch von dem unermeßlichen Schatze wenigstens eine Handvoll bekommen? Doch das war schwer zu machen. Der schlaue Teufel wich keinen Schritt von ihm und paßte scharf auf jede Bewegung des Bauern auf. Da kamen sie gerade an einem blühenden Flachsfeld vorüber. Der Mond, den bisher dunkle Wolken verhüllt hatten, war eben in seiner vollen Pracht hervorgetreten und ergoß sein mildes, klares Licht auf die Erde. Da kam dem Bauer ein guter Gedanke: er sammelte seine ganze Kraft, und mit einem Satz war er mitten in dem himmelblauen, wogenden Feld. Der Teufel brüllte laut auf und rannte wie unsinnig ums Flachsfeld herum, hinein aber traute er sich nicht. Da hörte man vom nahen Dorfe die Hähne krähen, und der überlistete Teufel mußte zur Hölle fahren. Das Bäuerlein aber schlief sich im Flachs seinen Rausch aus und kehrte bei Tagesanbruch mit dem Schatz wohlbehalten und fröhlich nach Hause zurück. Um das Flachsfeld herum aber sah man in dem feuchten Lehmboden Abdrücke von Pferdehufen, als wenn hier eine Herde wilder Rosse umhergerast wäre.

Ein anderes Geschichtchen erzählt: Es ging einmal ein altes Bettelweibchen des Weges. Der kalte Herbstregen, dem sich große Schneeflocken beimischten, durchnäßte sie unbarmherzig. Keiner im Dorfe wollte sie aufnehmen. Da ging sie in die Dreschtenne und verkroch sich hinter dem großen Ofen in der Trockenkammer, die bei keiner Dreschtenne fehlen darf. Hier war es schön warm, und bald übermannte sie der Schlaf. Eine jede Badstube und eine jede Trockenkammer hat aber ihren Teufel; denn die Teufel lieben das Feuer und den Ruß. Zufällig begab es sich, daß gerade der alte Teufel dieser Trockenkammer

seine Tochter ausheiratete. Es kamen zu Gast alle Teufel aus der Umgegend, aus allen Badstuben, Dreschtennen und Sümpfen. Es wurde hoch geschmaust und pokuliert. Da schnupperte ein alter Teufel und sagte zum Wirt: Bruderherz, ich wittere Menschenfleisch! Gleich sprangen alle Teufel auf; sie durchsuchten die Dreschtenne und das Trockenhaus, und richtig fanden sie die alte Bettlerin, die, über all dem Lärm erwacht, zitternd in der Ecke hinter dem Ofen hockte. Es wäre ihr sicher schlecht ergangen; doch in ihrer Angst tastete sie rings umher, und da fand sie ein Leinfädchen, denn kurz zuvor hatte man hier Flachs getrocknet. Die Alte, eine kluge, erfahrene Frau, hob es schnell auf, bewickelte sich damit, und so konnten ihr die Bösen nichts antun.

Bemerkt sei hier aber, daß nach dem Volksglauben nur der ungebleichte Flachsfaden seine wundertätige Kraft hat; gebleicht verliert er sie: Sonne und Morgentau ziehen sie aus.

Mit Hilfe von Flachs oder Lein kann man auch den Schlangenkönig fangen. Der Schlangenkönig trägt auf dem Kopf eine güldene kleine Krone. Wer die ihm entwinden könnte, der würde alle Schätze und alle Weisheit dieser Welt besitzen. Doch das ist eine gar schwere Aufgabe. Mit Kraft läßt sich da überhaupt nichts machen, man muß es mit List versuchen. Die beste Zeit ist der Spätherbst. Da sammelt der Schlangenkönig all seine Untertanen, all die vielen, vielen tausend Schlangen und Eidechsen und anderes Gewürm aus Sümpfen und altem Gemäuer und führt sie bei Nacht an einen sicheren Ort, wo sie den Winterschlaf halten. Nun muß man nur genau den Weg kennen, den der Schlangenkönig dahinzieht. Am Abend legt man über den Weg ein Stück ungebleichtes Linnen. Der Schlangenkönig, der sehr beschäftigt ist, Ordnung unter seinem zahllosen Gefolge zu halten, wird dies nicht merken, und sobald er einmal auf dem Leintuch ist, verliert er all seine Kraft, die goldene Krone fällt ihm vom Haupte, und am anderen Morgen kann man sie mit dem Tuch aufheben. —

Was die Bearbeitung des Flachses anbelangt, so sind da mancherlei Regeln zu beachten: Kein Bauer fängt das Brechen und Kämmen des Flachses vor dem Allerseelentag an (dem 2. November alten Stils, d. h. dem 15. November). Gewöhnlich muß diese Arbeit bis zu Weihnachten beendet sein. Dann wird an den langen Winterabenden der schon zubereitete Flachs von den Mädchen und Weibern gesponnen und gewebt, wobei manch wunderbare Geschichte erzählt zu werden pflegt. Im Frühjahr wird das Linnen in der Sonne gebleicht: das dürfen jedoch nur Jungfrauen besorgen; denn Leinwand, die von verheirateten Frauen gebleicht wird, hat bei weitem nicht den schönen Glanz und das zarte, strahlende Weiß.



Volks- und Aberglaube bei den Litauern

Allgemeines

Noch jetzt wird die litauische Bevölkerung auf dem Lande bei den wichtigsten Arbeiten und Verrichtungen des ländlichen Lebens vom Aberglauben ihrer Vorfahren geleitet.

Eine besondere Rolle spielt der Wechsel des Mondes, vor allem die damit zusammenhängenden klimatischen und astronomischen Erscheinungen. Soll eine Unternehmung, sei es in der Wirtschaft oder im Handel, gelingen, so ist es am besten, sie zur Zeit des Neu- oder Vollmondes auszuführen; denn Neu- und Vollmond sind die besten Zeiten fürs Gelingen. Dagegen hält das Landvolk jede Unternehmung zur Zeit des letzten Mondviertels von vornherein für dem Mißlingen geweiht. Deshalb werden so wichtige Angelegenheiten wie Feldbestellung, Ernte, Schafschur, Hausbau, Hochzeit, Ein- oder Verkauf zur Zeit des Neu- oder Vollmondes ausgeführt. Bei besonderen Saaten wird die Form, die Größe und Lage der Wolken, die Richtung der Winde streng berücksichtigt. Eine wichtige Rolle spielt auch die Frage der ersten Begegnung: wenn der Bauer auf dem Wege zum Felde oder auf dem Wege nach der Stadt einer Frau begegnet, die ein leeres Gefäß trägt, wird dies als schlechtes Zeichen angesehen; dasselbe ist der Fall, wenn vor dem Betreffenden ein Tier über den Weg läuft. Die abergläubischen Leute kehren in solchen Fällen lieber nach Hause zurück oder weichen zum mindesten aus und suchen auf Umwegen ans Ziel zu gelangen. Wenn sich der Bauer unterwegs an den Wolf, den Hauptfeind der Haustiere, erinnert, so wird das als Zeichen drohender Gefahr für den Hausviehstand angesehen. Um die Haustiere vor Schaden zu bewahren, wird zu Beginn der Fütterungszeit folgendes Verfahren angewendet: Das Hausvieh wird durch zwei Eier, die auf beiden Seiten des Weges gelegt werden, durchgelassen; die Eier werden alsdann nach der Kirche getragen und dem hl. Juri, dem Patron des Hausviehs, geweiht. Eine lange Dürre im Sommer ist die Strafe für das Unterlassen der Beichte zu Ostern; sie rührt aber auch von dem Einfluß böser Leute her, die mit den Geistern in Verbindung stehen. Auch wenn eine Kuh wenig oder schlechte Milch gibt, wird das auf böse Leute, die sich mit besonderen Zaubermitteln die Milch zukommen lassen, zurückgeführt.

Eine sehr große Rolle spielt beim Landmanne das ‚Besprechen' des Getreides, das nur Zauberer oder weise Leute verstehen. Von fremder Seite ausgeübt, soll es dem Besitzer des Gutes großen Schaden bringen; dieser sucht dann die Wirkung der Besprechung durch Gegenspruch anderer Weiser ungültig zu machen. Die ‚Besprecher' bekommen natürlich eine besondere Vergütung für ihre Mühe; geheimnisvolle Handbewegungen begleiten ihre gemurmelten Sprüche.

Als ein Feind aller bösen Geister wird von den Bauern der Donner angesehen. Er schlägt dort ein, wo sich die unreine Kraft versteckt hält; aber auch Gebet und das Zeichen des Kreuzes treiben die bösen Geister weg. Der Donner verschont freilich auch die Guten nicht, wenn sie nicht zu Schutzmitteln wie dem Bekreuzigen ihre Zuflucht nehmen. Im übrigen verschließen die Bauern zur Zeit des Gewitters sorgfältig alle Türen und Eingänge, um die unreine Kraft nicht hereinzulassen. Viele zünden auch ein Licht an, das sie neben ihre Heiligenbilder stellen. Falls der Blitz doch einschlägt und Schadenfeuer entsteht, so wird es zuerst mit Milch zu löschen versucht, wobei süßeste und Ziegenmilch einen Vorzug haben. Als Gott des Blitzes und des Regens wird der hl. Ilja angesehen; er wird von den Landbewohnern um Schutz sowohl gegen den Donner als auch gegen die Dürre angerufen.

Eine große Bedeutung wird den Träumen beigelegt. Die Kunst ihrer Ausdeutung will gelernt sein, weshalb die litauischen Traumdeuter auf dem Lande noch jetzt ein großes Ansehen genießen. Um das im Traum Geschaute zu verstehen, muß man die Lage ändern oder sich auf die andere Seite umdrehen. Manche Träume müssen geradezu in ihr Gegenteil umgedeutet werden. Wenn z. B. jemand träumt, daß er gesund ist, so heißt es, daß er krank ist oder erkranken wird; desgl. daß er verarmt, wenn er sich als reich träumt usw.

In den meisten Dörfern gibt es die sogenannten ‚snachari', d. h. Leute, die imstande sind, Krankheiten, körperliche wie geistige, zu heilen. Die Dorfleute schenken diesen Snachari mehr Vertrauen als den Aerzten, und in allen Fällen wenden sich die Bauern zuerst an jene. Manche sind sehr volkstümlich und besitzen in den umliegenden Gegenden eine große Praxis. Sogar von entlegenen Dörfern kommen die Kranken, um bei ihnen Heilung zu suchen. Für die Behandlung zahlen die Bauern meistens mit Naturalien, wie Butter, Käse, Eiern, Honig usw. Oft wird auch ‚wodka' (Schnaps), gebracht, der aber mit dem Snachar gemeinsam getrunken wird. Als Heilmittel dienen: die Sonne, der Mond, die Röte, das

Gebet, das ‚Besprechen'; ferner das Wasser, verschiedene Gräser (frische wie getrocknete), das Räuchern, Waschen des Kranken usw. Auch Heilung aus der Ferne wird gewährt. Hauptbedingung des Erfolges ist der unerschütterliche Glaube des Kranken an die Wunderkraft des Snachar; jeder Mißerfolg wird dem Unglauben des Patienten zugeschrieben. Diese Heilkunst wird meistens von Frauen ausgeübt, die oft aus einem Dorfe zum andern gehen; aber auch in den Städten treiben die Heilkünstler ihr Wesen und erfreuen sich — leider — auch dort eines außergewöhnlich großen Zuspruchs.

•

Von den Raganas, dem Werwolf und den Irrlichtern

Die Raganas sind böse Weiber, Hexen, die des Nachts das Vieh quälen und ihm die Milch austrinken. Sie spucken oft an die Wand; ihr Speichel sieht wie Butter aus und heißt ‚Raganas spiaudals'. Tut man diese Hexenspucke in ein Horn, keilt es mit Ebereschenholz zu und hängt es in den Rauch, so kommt am andern Tage die Person, die als Ragana jenen Speichel ausgeworfen hat, und bittet um etwas zu trinken. Wird ihr das verweigert, so muß sie verdursten.

‚Raganas spiaudals' werden auch die harten Schwämme an den Bäumen genannt. Hexenspeichel sieht wie Schleim aus und findet sich an Bäumen, auf Gras, an Türen usw. Um sein Vorkommen, das auf Hexerei beruht, für die Folge zu vermeiden, zerschlägt man eine Silbermünze und schießt damit nach dem ‚spiaudals'. Trifft man ihn, so kommt die Person, durch welche die Hexerei verübt ist, am andern Tage, um etwas zu borgen. Man muß ihr aber nichts leihen, dann hört der Spuk auf.

Vom Werwolf, der in einigen Gegenden ‚vilktrisa', in anderen ‚vilkatas' heißt, erzählt man sich: Ein Mann fuhr mit seiner Tochter auf eine Wiese, um Heu einzufahren. Während des Aufladens sagte er zu ihr: „Was tätest du, wenn jetzt ein Wolf käme?" „Dem würde ich mit der Harke schön in die Zähne schlagen!" antwortete das Mädchen. Nach kurzer Zeit ging der Mann zur Seite in ein Gebüsch, aus dem gleich darauf ein Wolf sprang, der das Mädchen anfiel. Das Mädchen wehrte sich gegen ihn und schlug ihm den Kopf blutig, worauf er sich trollte. Bald hernach kam der Vater mit ganz blutigem Gesicht zurück, und als das Mächen ihn fragte, wo er sich seine Wunden geholt habe, erwiderte er: „Warum schlugst du mit der Harke so zu?"

Irrlichter sind die Geister kleiner Kinder, die vor der Taufe gestorben sind. Wo sich Irrlichter zeigen, verbrennt der Teufel Geld. Sobald man eine solche Stelle bemerkt, muß man mit dem Pantoffel nach ihr werfen. Man kann dann das Geld am nächsten Tage ausgraben.

Zu einer Stelle, an der man Geld brennen sah, soll man in Strümpfen gehen. Das Geld liegt dann so tief unter der Erde, wie die Strümpfe lang sind. Während man nach dem Geld gräbt, darf man kein Wort sprechen, auch nicht niesen, sonst kommt der Teufel.

Ein Schatz brennt mit blauer Flamme. Brennt er vor Mitternacht, so sitzt der Teufel dabei. Brennt er nach Mitternacht, so kann er ergraben werden. Wer dies tun will, muß beim Graben ein Kreuz von Quitschenholz vor sich hinlegen und darf sich weder umsehen noch irgendetwas sprechen, weil es sonst unsichtbare Ohrfeigen gibt. Findet man den Schatz nicht, so versinkt er mit Dröhnen in die Tiefe. Findet man ihn, so darf man das Loch nicht zumachen.

•

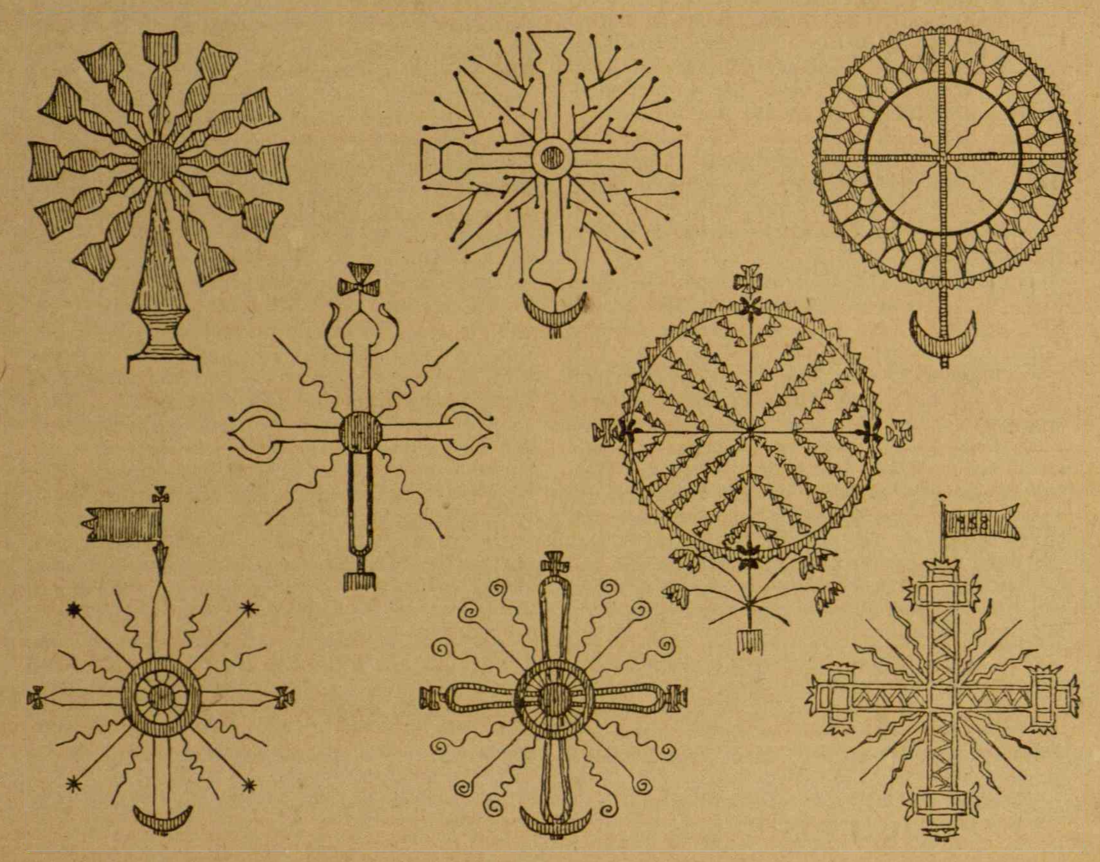
Totenbräuche

Ihre Toten pflegten früher die Litauer nicht nur zu waschen, sondern auch in Weiß zu kleiden und auf einen Sessel zu setzen, bis das ihnen geltende Leichenmahl beendigt war. Dem Frauenleichnam wird an manchen Orten Litauens noch heute eine eingefädelte Nadel in die Hand gelegt, damit sich die Verstorbene auf der weiten Reise instandhalten kann; dem Manne dagegen band man ein Handtuch um den Hals. Bei dem Wegschaffen der Leiche wird mit Säbeln in der Luft das Zeichen des Kreuzes geschlagen, um die bösen Geister zu verscheuchen. In den Sarg oder in das Grab wird Geld, Brot und ein Krug Bier als Wegzehrung getan. An einem bestimmten Tage findet eine Erinnerungsfeier, ‚Pominki' genannt, statt, wozu auch der Tote eingeladen wird. Schweigend setzt man sich da nach Geschlechtern getrennt zu Tisch, und weil keine Messer gebraucht werden dürfen, sind die Speisen vorher schon zurechtgeschnitten. Von jeder Speise und von jedem Getränk werden vorher dem Toten einige Opfer gespendet. Die Leiche wird gewöhnlich bis zu dem Grabe gefahren; doch pflegt die Frau den Sarg nur bis zur Dorfgrenze zu begleiten. Nach der Rückkehr von der Bestattung pflegte man etwas für den Verstorbenen zu kochen, worin ein Anklang an das früher im alten Litauen noch allgemein übliche Verbrennen von Leichen zu erkennen ist. Wer seinen bald eintretenden Tod spürte, bestimmte selbst „für das Dorf und die Freunde" die Menge des Bieres zu seinem Leichenschmause. In wohlhabenden Häusern wird das Trauermahl aus eigenen Mitteln bestritten, während ärmere zum selben Zweck eine Sammlung umgehen lassen. Allmählich kommen jedoch diese Trauermahle ganz außer Gebrauch.

Das noch übliche Klagen der Weiber um den Toten bildet eigentlich ein Lob des Verstorbenen. Die Tochter dankt z. B. ihrer Mutter für die gute Erziehung, die sie ihr gegeben, für die unermüdliche Arbeit im Hause, und dann fragt sie die Verstorbene, wem sie jetzt ihre Kinder überlassen will. Dasselbe Klagelied wird von der Frau über ihren verstorbenen Mann, von der Mutter über den Sohn oder die Tochter angestimmt. Die Mut-

ter lobt ihren Sohn oder ihre Tochter als ‚meine weiße Lilie', ‚goldene Rose' oder ‚grünen Zweig'; der Sohn wird auch in den Klageliedern als bester und flinker Renner über die Wiesen oder als bester Feldarbeiter gepriesen. Die Klagelieder haben eine große Wandlung durchgemacht. In den früheren Jahrhunderten enthielten sie das Echo des alten religiösen Lebens der Litauer; in den neueren Liedern hingegen findet sich von den abergläubischen Ueberlieferungen kaum eine Spur noch: in ihnen spiegelt sich mehr das Dorf- und Familienleben der Litauer wieder. Die Frau, die von ihrem verstorbenen Manne Abschied nimmt, bittet ihn inmitten ihres Klagens, sich demnächst zu Füßen ihrer verstorbenen Eltern zu werfen und sie zu bitten, daß sie nun ihren Mann bei den weißen Händen fassen sollen und ihn an die Türen des Paradieses, eigentlich ‚Welow', d. i. der Name der alten litauischen höheren Geister, geleiten sollen.

In vielen Ortschaften Litauens werden noch jetzt die obenerwähnten Totenbräuche ausgeführt, und man kann sagen, daß jedes Dorf mehr oder weniger noch seine besonderen Sitten besitzt. Zur Erklärung muß man einen Blick in die alte litauische Mythologie werfen sowie sich der Zeit der früheren Leichenverbrennungen erinnern. Stellenweise werden die Kleider des Verstorbenen, das Bett und das Bettzeug, auf dem er schlief, verbrannt. Im Sarge wird ans Kopfende des Toten oder in seine Hand Brot gelegt: das rührt von dem Glauben her, daß der Tote einen sehr langen Weg zurücklegen muß. In die linke Hand des Verstorbenen werden zwei Münzen gelegt, damit er den Führer durch den Fluß bezahlen kann. Am Tage, der dem Andenken der Toten geweiht ist, werden sie mit ihrem Namen angerufen und gleich Heiligen gebeten, das Hauspferd und das übrige Hausvieh vor Krankheiten und allem Uebel zu schützen. Vielfach wird noch geglaubt, daß sich die Seelen mancher Toten in Götter verwandeln; und deshalb werden nach Ablauf mehrerer Jahre nach dem Todesfall die Verstorbenen um Schutz und Segen angefleht. Schließlich sei auch noch erwähnt, daß in vielen Dörfern die Seele des Verstorbenen aus dem Ofen ausgefegt zu werden pflegt. Ueberhaupt sind die Totenbräuche der Litauer überaus zahlreich, und infolge uralter, meist noch aus der Heidenzeit stammenden Ueberlieferung zeichnen sie sich sowohl durch ihre Eigenart wie durch ihre tiefe Bedeutung aus.



Die Sommersonnenwende

Von Wilhelm Storost

Die Litauer feiern die Sonnenwende wie alle arischen Stämme. Darum haben sie wohl auch mit den anderen dieselben Gebräuche. Nur ist bei ihnen vieles noch voll von dem alten Sinn, der anderswo schon geschwunden ist. Allerdings ist es auffällig, daß die Litauer nur noch Liederreste haben, die auf diese Feier deuten. Von den stammverwandten Letten hat man mehr davon aufbewahrt. Wahrscheinlich hat frommer Eifer bei uns viel ausgelöscht.

Der ganze Empfindungsgehalt jener Feiern ist aber noch lebendig. Vor allem fällt auf, daß die beiden Geschlechter die Sonnenwende in eigener Art begehen. Das leuchtet gewissermaßen hinein bis in die letzten Tiefen des Menschenwesens. Beim weiblichen Geschlecht richtet sich alles Sinnen und Denken auf die ansteigenden Heil -und Lebenskräfte. Das männliche Geschlecht denkt an Licht und Feuer. Die Frauen und Jungfrauen suchen die Lösung ihrer Rätsel meist bei aufgehender Sonne oder spätestens am Abend, wenn die letzten Strahlen noch einmal die Himmelsweiten grüßen. Die Männer fangen zu feiern an, wenn die Dunkelheit herabgekommen ist; dann erst zünden sie ihre Feuer an.

Beide Geschlechter aber haben es zur Zeit der Sonnenwende mit den Hoffnungen und Erwartungen des Lebens zu tun. Alles Heil, alles Leben und Licht mit seinen Erfüllungen scheint ja vor der Pforte zu stehen.

So gehen denn in den Tagen gegen die Sonnenwende die Frauen und Mädchen früh durch Feld und Wald, um allerlei Kräuter zu sammeln. Von den weisen Ahnen her wissen sie es, was für geheime Kräfte während des Frühlings in das Grün aus anderen Welten herabgestiegen sind. Nun muß man die Kräuter sammeln, aufbewahren und bei Bedarf genießen. Dann durchkreisen jene Kräfte den Körper mit Gesundheit und Lebensfrische.

Allerdings liegen diese Gedanken sehr nahe. Die Sonnenkräfte lassen zur Zeit ihrer höchsten Spannung aus sich heraus ja Blätter und Blüten aller Gewächse geboren werden. Sonne und Leben sind Mutter und Kind.

Durch die Kräfte des Gedeihens werden die Beziehungen des einzelnen Menschen zum Gesamtleben immer wieder gefestigt. Darum hat das Rautenkränzlein der litauischen Jungfrau am Johannistage auch eine ganz besondere Bedeutung. Wie feierlich es auch sonst gewunden wurde, jetzt muß das mit besonderer Andacht geschehen. Und Schweigen ist dabei eine Hauptsache. Dann geht es zum Lindenbaum. Und rückwärts wird der Kranz in den Baum geworfen. Bleibt er hängen, so gibt es Hochzeit.

Oft finden sich zu diesem Spiel auch mehrere Mädchen zusammen. Sogar noch beim Abendrot. Doch müssen das Schweigen und das Geheimnis mit ihnen gehen.

Man sollte es nicht glauben, wie tief das Leben in solchen Spielen erfühlt wird. Der Mädchenkranz wird vom grünen Baume aufgefangen: die Verbindung des einzelnen mit dem Gesamtleben ist wieder vollzogen. Die Hochzeit führt die Jungfrau in den großen Werdegang des sich erneuernden Menschenlebens hinein. Und das ist das große Glück.

Teilhaben muß man an dem großen Lebensgewoge, an dem allgemeinen Geborenwerden und Sterben, an der Mehrung des Lebens. Dann ist der einzelne befreit von einer Sonderheit und in den großen Strom gestellt. Glück ist ja nichts weiter als eine Steigerung des Lebensgefühls.

Auch das Forschen und Fragen bei Leuten mit geheimem Wissen ist in der Zeit der Sommersonnenwende Brauch. Die Frauen und Jungfrauen haben wohl das Gefühl, daß dann alle Lebensgeheimnisse bis dicht an die Oberfläche gekommen sind. Nun bedürfe es nur noch jenes Blickes, den manche Menschen haben, und der alle Abgründe und Zukünfte zu durchmessen scheint. Das muß man nützen. Das Wissen von den Lebenstiefen und Zukunftsfernen macht den Menschen groß. Und so geht man denn zu jenen mit den Zeichen des Geheimnisses in den Augen. Und man geht heimlich. Die letzten Lebensfragen bekommt man nur ganz im Geheimen beantwortet.

So geht denn manche Jungfrau einsame Pfade. Vielleicht spotten manche darüber. Wer es aber weiß, was jene schweigenden Menschen wirklich bewegt, der bleibt still und wundert sich vielleicht, daß auch ganz einfache Leute vor dem Meer des Lebens und seinen Tiefen mit den Schauern der Verwunderung und mit Sehnsucht stehen können.

Bei den Männern ist das nicht so deutlich wie bei den Frauen; doch haben auch sie ihre Gebräuche. Für sie sind bestimmte Höhen für die zu entzündenden Feuer von Bedeutung. Dorthin wandern sie denn zur Sommersonnenwendfeier. In Preußisch-Litauen ist eine berühmte Feierstätte die letzte Höhe rechts am Memelstrome zwischen Ragnit und Tilsit, die bei den Litauern ‚Rambynas' heißt.

Es ist eigentümlich, daß die Menschen oft irgendwohin gehen, weil die Beine sie gewissermaßen dorthin führen. Aehnlich bestimmen die Instinkte und Triebe das Tun und Lassen der Menschen. So hat im Leben sehr oft das Untermenschliche eine große Bedeutung; die Ueberlegung ist häufig nur ein Begleitumstand. Und schließlich wirken im Unbewußten noch Kräfte mit, die durch Jahrhunderte aus längst vergessenen Sinnen und Sagen eines ganzen Volkes entstanden sind.

So wandern denn die Litauer am Johannisabend zu ihrer altberühmten Höhe. Viel Aufhebens wird davon nie gemacht, als ob das so ganz selbstverständlich wäre. Und wenn man sich recht besinnt, befindet man sich auch selber unterwegs. Da sieht man denn einzelne und auch einige zusammengehen. Sie schreiten vorüber. Und dann wundert man sich, daß sie so schweigsam sind. Ob sie wohl über etwas nachsinnen oder nur gedankenlos weitergehen, ist schwer zu sagen.

Dann sind sie auch auf der bewaldeten Höhe. Da bleiben sie stehen und schauen auf die Landschaft unten, auf den Strom und das Tal. Hier und dort unterhält man sich auch. Im allgemeinen herrscht aber doch trotz der beständig zunehmenden Menge ein ganz eigentümliches Schweigen. Und doch ist das weder verabredet noch als Festbrauch bekannt.

An einzelnen Stellen wird allerdings auch gespielt. Da erschallen dann zuweilen laute Rufe; das leichter lachende und sprechende weibliche Geschlecht ist ja auch vertreten. Dennoch gibt's nirgends Lärm oder Geschrei. Wenn hier oder dort ein Lied aus einer Gruppe erklingt, hört alles zu. Gibt's gar eine geübte Sängerschar unter den Anwesenden, so wird sie immer wieder, sobald sie ihre Lieder singt, der Kern der ganzen Zusammenkunft. Sonst aber macht sie doch den Eindruck, als ob sie von etwas bewegt wird, das weit ab, vielleicht in der Vergangenheit oder Zukunft liegt.

Etwas anderes gilt von der Versammlung weiter abwärts auf der Höhe. Dort wird nämlich seit ein paar Jahren im Walde von den Pfarrern der Umgegend ein Missionsfest veranstaltet als — Seitenstück zu unserer Sonnenwendfeier. In Reden in deutscher und litauischer Sprache wird dann von den heidnischen Litauern erzählt, die hier auf dem Berge Menschenopfer dargebracht hätten, daß das Blut nur so zum Memelstrom geflossen sei. Doch ist diese Behauptung geschichtlich durchaus nicht belegt.

Unsere Sonnenwendfeiern nehmen aber trotzdem immer denselben Verlauf. Auch die Störung seitens der Menge von Städtern, die mit ein paar Dampfern aus Tilsit und anderswoher kommen, macht nicht viel aus, wenn sich auch deutlich zeigt, daß diese Leute nicht das geringste Verständnis haben für eine das Naturleben nachfühlende Feier. Doch kommt wohl manchmal ein etwas derberer Ton in das Ganze hinein, besonders, wenn gar eine Schankstätte auf der Höhe errichtet wird.

Zuweilen sind auch die Litauer mit Dampfern hergekommen. Manchmal sogar von Memel über das Kurische Haff her, den Memelstrom herauf. Diese müssen dann allerdings wegen der langen Fahrt schon vor Eintritt der Dunkelheit die Heimreise beginnen. Dann schallen ihnen wohl Lieder nach vom Berge. Und später klingen vom Dampfer Lieder zur Höhe hinauf, bis die Ferne und das Schweigen des Abends sich immer mächtiger zwischen beide breiten.

Wenn's dunkel geworden ist, beginnt die eigentliche Feier. Dann schreiten die Männer an ihr Werk: sie entzünden die auf Stangen errichteten Teertonnen. Und dann blickt man zu den züngelnden Flammen empor und schaut aus nach den Feuern, die anderswo ebenfalls auflodern müssen. In der Tat sieht man sie denn auch bald auf allen Höhen leuchten, am Strom entlang und auch weiter ins Land hinein. Vom Rambynas aus hat man einen weiten Ausblick. Und öfter sind schon gegen 30 Feuer von ihm aus gezählt worden.

Sie brennen nun jahraus, jahrein, wohl seit Urväterzeit. Wie ein Naturvorgang gehören sie zu jenem Abend. Gewisse Leute, meistens die Anwohner jener Höhen, halten es für ihre Pflicht, sie zu entzünden. Und jeder Litauer will nichts weiter als dieses einfache Feuerwerk schauen, dazu schweigen und sich, wenn irgend möglich, etwas dabei denken. Und es gelingt dies wohl einem jeden.

Wenn es dann hier und dort aufleuchtet, murmelt wohl der eine oder andere etwas von einem neuen Feuer der Ragana. Manche deuten das als Verbrennung der Hexe. Das litauische ‚Ragana' wird nämlich oft durch dies häßliche deutsche Wort übersetzt. Doch ist wohl richtiger Ragana mit dem gotischen ‚Regin', ein Wort für Gott, in Beziehung zu setzen, das man in ‚Ragna Rok', d. h. der Götter Schicksal, öfter nennen hört. Das Feuer der Ragana ist ganz gewiß ein geweihtes.

Das empfinden die Leute auf der Höhe wohl alle. Sonst würden sie nicht so lange schauen und schweigen. Den Männern, die die Feuer angezündet haben, merkt man es ganz deutlich an, daß sie etwas Sinnvolles zu vollbringen meinen. Und das Gefühl des Stolzes und der Wichtigkeit leuchtet von ihrem Antlitz, wenn die Flammen lodern.

Auch wenn es sich nie zu bestimmten Gedanken in ihrem Sinn geformt hätte, so ist für sie doch bei dieser Feier der Zusammenhang des durch den Menschen erregten Lichtes in der dunklen Nacht mit dem Sonnenlicht, welches das All durchflutet, gegeben. Diesen Zusammenhang ahnen und empfinden schafft die Stimmung dieses Abends.

Langsam erlöschen die Feuer. Immer mehr verschwinden die schweigenden Gestalten in dem

noch einige Funken; sie erhellen nichts mehr. Und die Menschen lösen sich von ihrem Standorte. Einzelne kleinere und größere Gruppen regen sich, ziehen langsam durch die Nacht der Waldpfade des Rambynas und schweigen.

Da steht man nun abseits. Sie kommen und gehen vorüber. Und ihr Schweigen wird wie die herrschenden Dunkel. Schließlich glimmen nur Eröffnung einer Fernsicht. Mögen sie mit ihrem Sinnen bei den erloschenen Feuern weilen oder bei dem Sonnenlicht, in dem sich die Himmelskörper baden, oder mögen sie mit dem Licht ihres Nachdenkens die Pfade festhalten, ihre Träume durchzieht gewiß eine ganz bestimmte Regung. Sie glauben als Menschen dem Leben mehr Freude, mehr Licht und Würde bringen zu müssen.

Litauische Sonnenlieder

Uebertragen von G. H. F. Nesselmann

Ach, gestern spät am Abend
ist mir ein Lamm verschwunden.
Wer wird mir helfen suchen
mein liebes einz'ges Lämmlein?

Zum Morgensterne ging ich,
der Stern gab mir zur Antwort:
Ich muß der Sonne morgen
das Feuer früh anzünden.

Zum Abendsterne ging ich,
der Stern gab mir zur Antwort:
Ich muß der Sonne abends
das Lager ja bereiten.

Da ging ich denn zum Monde,
der Mond gab mir zur Antwort:
Bin mit dem Schwert zerhauen,
und traurig ist mein Antlitz.

Da ging ich hin zur Sonne,
die Sonne gab zur Antwort:
Neun Tage werd' ich suchen,
am zehnten auch nicht ruhen.

*

Der Morgenstern gab Hochzeit,
Perkun's ritt durch die Pforte,
und schlug die Eiche nieder.

Der Eiche Blut, aufspritzend,
hat mir befleckt die Kleider,
hat mir befleckt das Kränzchen.

Der Sonne Tochter weinte
und sammelte drei Jahre
des Kranzes welke Blätter.

Und wo, geliebte Mutter,
soll ich die Kleider waschen,
soll ich das Blut abwaschen?

Du meine junge Tochter,
geh hin zu jenem Teiche,
in den neun Bäche fließen.

Und wo, geliebte Mutter,
soll ich die Kleider trocknen,
sie ganz im Winde trocknen?

Du meine junge Tochter,
in jenem grünen Garten,
in dem neun Rosen blühen.

Und wann, geliebte Mutter,
soll ich die Kleider anziehn,
die weißen Kleider tragen?

Du meine junge Tochter,
an jenem hellen Tage,
an dem neun Sonnen scheinen.

*

O Sonne, Gottes Tochter,
wo säumtest du so lange?
Wo weiltest du so lange,
seit du von uns geschieden?

Jenseits des Meers, der Berge
bewachte ich die Waisen,
erwärmte ich die Hirten.
Ja, viel sind meiner Gaben.

O Sonne, Gottes Tochter,
wer hat denn früh und spät dir
das Feuer angezündet,
das Lager dir bereitet?

Der Abendstern, der Frühstern:
der Morgenstern das Feuer,
der Abendstern das Lager.
Ja, groß ist meine Sippschaft.

*

Der Mond führt' heim die Sonne,
es war im ersten Frühling.
Die Sonne stand schon früh auf,
der Mond von ihr sich trennte.

Er ging allein spazieren,
verliebt sich in den Frühstern;
da ward Perkunas zornig,
zerhieb ihn mit dem Schwerte.

Warum hast du getrennt dich,
bist einsam nachts gewandelt?
Verliebst dich in den Frühstern?
Da war sein Herz voll Trauer.

Altlitauische Burgen im Volksmärchen

Die litauischen Volksmärchen können wir im großen und ganzen in drei Gruppen einteilen: Zunächst sittlich-belehrende; diese sind neueren Ursprungs, unter dem Einfluß der Kirche entstanden, von dem gläubigen litauischen Volke eifrig aufgenommen und verbreitet und wohl noch mit manchen Zutaten bedacht. Sie besitzen jedoch für den Forscher verhältnismäßig geringen Wert. Dann die Märchen, welche Naturerscheinungen und Naturkräfte, wie Donner, Wind, Sonne, Mond, Sterne, Jahreszeiten usw., behandeln. Diese sind unzweifelhaft die ältesten; sie wurzeln tief im alten litauischen Heidentum, das ja eine Naturreligion und Naturverehrung in des Wortes eigentlichster Bedeutung war.

Zwischen diese beiden Gruppen gehört eine dritte, die wir die geschichtliche nennen wollen, obgleich von vornherein zu bemerken ist, daß der geschichtliche Kern bei diesen Märchen durchaus verkümmert, die wenigen darin enthaltenen geschichtlichen Angaben und Erinnerungen meistens ganz falsch oder doch entstellt und vollständig durch das vorherrschende Element des Wunderbaren in den Hintergrund gedrängt sind. Da jedoch die Anregung zu solchen Märchen unzweifelhaft von geschichtlichen Tatsachen, von den alten, mächtigen Bergruinen, Verteidigungsanlagen, Schlachtfeldern u. dgl. kam, so können sie wohl als geschichtliche Gruppe gelten.

Den meisten dieser ‚geschichtlichen‘ Märchen liegen gemeinsame Züge zugrunde. So behauptet das Volk in Litauen von jedem alten, zerfallenen Gemäuer, daß es einst ein stolzes Königsschloß war, das die große und reiche Königin Bona vor vielen, vielen hundert Jahren errichten ließ. Mehr wissen sie allerdings von dieser Königin nicht zu berichten. Es gab nun wirklich einst eine Königin Bona in Litauen, die Italienerin Bona Sforza, Gemahlin des polnischen Königs Sigismund I. (Anfang des 16. Jahrhunderts). Ihrem Einfluß verdankt Polen und Litauen die Einführung und Blüte der Renaissance. Prachtliebend, ließ sie aus ihrer Heimat bedeutende Künstler, Baumeister und Bildhauer kommen, die hier manch wertvolles Werk schufen. Dem Beispiele des Hofes folgten die Magnaten, die sich in ihren Landsitzen nach italienischem Muster z. T. von auswärtigen, z. T. von einheimischen Meistern Herrenhäuser errichten ließen. Für das Land, in dem bis dahin der Holzbau vorherrschte, war das etwas Neues, durchaus Ungewohntes, und es muß einen gewaltigen Eindruck auf das Gemüt des einfachen Volkes ausgeübt haben, da es bis auf den heutigen Tag die Erinnerung an diese Königin als Gründerin aller gemauerten Bauten aufbewahrt. In Wirklichkeit aber stammen gerade diese Burgruinen, die dem Volksmärchen zugrunde liegen, meistens aus der viel älteren Zeit der Ordenskämpfe (13. und 14. Jahrhundert). Manche von diesen Burgen, wie z. B. das Schloß in Kowno, sind vom Deutschen Orden selbst erbaut worden, andere wiederum unter dessen unmittelbarem Einfluß; noch andere Befestigungsanlagen, wie z. B. die Pilkalnis, reichen in eine noch ältere Zeit zurück. Um all diese geschichtlichen Tatsachen bekümmert sich jedoch der Volksglaube sehr wenig; trotz aller Belehrungen und Widerlegungen wird heute noch jeder litauische Bauer im Angesicht einer alten Burgruine behaupten, daß dies ein Schloß der berühmten, großen Königin Bona gewesen sei.



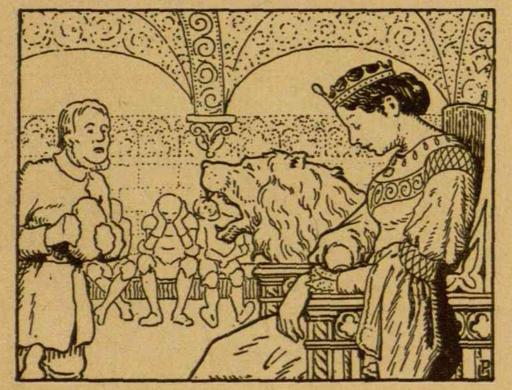
Was alte Kriege anbelangt, so kennt die Volksüberlieferung nur den Schwedenkrieg. Jede alte Schanze, jedes Massengrab, gleichviel aus welcher Zeit es stammt, ja selbst die vorgeschichtlichen Kurgane (Hügelgräber), werden vom Volke durchweg den Schweden zugeschrieben. Es ist dies leicht verständlich, wenn wir die schreckliche Verwüstung, der das ganze Land zur Zeit der Schwedenkriege (Mitte des 17. Jahrhunderts) anheimfiel, bedenken. Die Ordenskriege liegen nun so weit zurück, daß die Erinnerung an sie vollständig aus dem Gedächtnis des Volkes entschwunden ist. Kriege, die Polen mit Rußland, den Türken und Tataren geführt, wurden an des Reiches äußersten Grenzmarken, z. T. in Feindesland ausgefochten, haben also unmittelbar dies Land nicht berührt. Der napoleonische Feldzug schließlich sowie die polnischen Befreiungskriege sind zu neu, als daß sie der Volksdichtung freien Spielraum gewähren könnten; denn gerade das dichterische, wunderbare Element bildet bei diesen Volkserzählungen den eigentlichen Inhalt; alles andere ist bloß Zugabe, ist der Hintergrund, vor dem sich die Volksphantasie ihre bunten, wunderlichen Bilder ausmalt.

Im folgenden seien einige dieser Märchen wiedererzählt, schlicht und ohne alle schmückenden Zutaten, so wie sie vor einigen Jahren wörtlich aus dem Volksmund niedergeschrieben worden sind.

Das schlafende Heer in der Burg zu Kowno

Da, wo die Wilja bei Kowno in den Njemen mündet, auf einer schmalen Landzunge, stehen noch heute die Trümmer eines einst mächtigen Schlosses. Es gehörte ehedem der Königin Bona, die hier, umringt von einer glänzenden Hofschar und von vielen tausend Reisigen, lebte. Obgleich dies schon sehr lange her ist, so lange, daß die Väter und Großväter der ältesten unter uns lebenden Menschen sich dieser Zeiten nicht erinnern konnten, so ist es doch gewiß, daß die Königin Bona bis jetzt nicht gestorben ist. Sie schläft vielmehr einen Zauberschlaf inmitten ihrer Hofleute, Diener und Ritter, ihrer unermeßlichen Schätze, in einem der unterirdischen Gemächer und Gänge, die sich viele Meilen weit von Kowno bis nach Wilna ziehen.

Sie schläft und wartet auf den Augenblick, da sie an der Spitze ihres Heeres hervortreten wird, um die Feinde zu schlagen und des Reiches Herrlichkeit zu erneuern. Ein solcher Augenblick wiederholt sich alle sieben Jahre. Da erscheint jedesmal die Königin Bona einem der Einwohner Kownos im Traume und weist ihn an, was er tun soll, um den Bann zu lösen. Er muß sich zu einer gewissen Nachtstunde aufs Schloß begeben und dort an einer bestimmten Stelle graben, so tief, bis er auf ein Kohlenlager stößt. Unter der Kohlenschicht befindet sich eine eiserne Tür. Oeffnet er diese, so findet er eine zweite, aus Erz; auch die soll er öffnen, dann tritt er in ein hellerleuchtetes, großes, unterirdisches Gemach ein. Dort sitzt, in Schlaf versunken, auf einem prächtigen Thron aus Gold und Edelsteinen die Königin Bona, und rings um sie, schlafend, der glänzende Hofstaat, unzählige Diener, und weiter die Ritter, von Kopf bis zu Fuß gewappnet. Vor der Königin steht eine eisenbeschlagene Truhe voll Gold und Edelsteinen; auf dieser Truhe liegt wachend ein Löwe. Doch soll man sich durchaus nicht erschrecken, sondern mutigen Herzens hinzutreten; der Deckel wird von selbst aufspringen, und dann kann man sich von all den unermeßlichen Schätzen so viel nehmen, wie man nur Lust hat. Im selbigen Augenblicke wird aber die Königin



mit all ihrem Gefolge erwachen und wird hervortreten aus ihrem unterirdischen Gemach, ihr großes Werk zu vollenden und das Land zu befreien.

So weit die eigentliche Volkssage. Macht aber der ungläubige Zuhörer die Bemerkung, warum sich denn bis jetzt keiner gefunden hat, die Königin zu befreien, da doch der Lohn so hoch und die Bedingungen nicht allzu schwer sind, dann erfolgt regelmäßig die Antwort: „Ja, wenn nicht die russische Polizei wäre! Sie hat dies alles erfahren, bewacht argwöhnisch das alte Schloß und erlaubt niemandem zu graben." Ein solches Verbot hat wirklich bestanden, — wie sich leicht denken läßt, nicht so sehr aus Furcht vor der Königin Bona, sondern um die Ruine vor Vernichtung durch übereifrige Schatzgräber zu schützen. Manche Leute fügen wohl noch hinzu, es hätte sich vor Jahren einer eingefunden, der da gegraben hat. Doch die Arbeit ist mühsam und lang, die Sommernacht kurz. Als er kaum bis zu dem Kohlenlager gelangt war, da ward es Tag; er wurde von der Polizei überrascht und vor die Gerichte geschleppt. Seit der Zeit ist die Königin Bona noch manchem im Traum erschienen, doch traute sich keiner das Werk zu unternehmen.

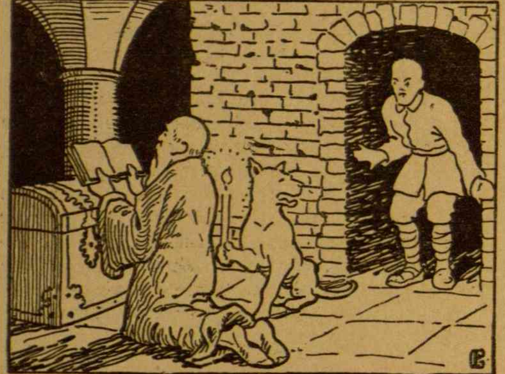
Der verzauberte Schatz im Schloß zu Troki

Vor vielen Jahren lebte in Troki ein berüchtigter Dieb und Taugenichts mit Namen Czerepowicz. Er war eine Plage der ganzen Gegend und ein wahrer Schrecken aller ruhigen Einwohner; denn er verstand es, so gewandt zu stehlen, daß er sich nie auf frischer Tat ertappen ließ. Nicht nur einmal wurde er unter dringendem Verdachte vor das Gericht gestellt; doch stets glückte es ihm, aus Mangel an Beweisen frei zu kommen.

Indessen trieb er es immer frecher, und immer öfter kamen Diebstähle vor. Die Bewohner von Troki verloren die Geduld und beschlossen, ohne Hilfe der Polizei und der Gerichte mit ihm fertig zu werden. Bei Nacht versammelten sie sich und gingen in großem Haufen zum Hause des Czerepowicz. Sie zerrten ihn aus dem Bett und banden ihm Hände und Füße. So schleppten sie ihn auf die Insel inmitten des Sees, wo die alte Schloßruine steht. Dort warfen sie ihn in ein Loch und wälzten einen riesigen Stein darauf. Dann gingen sie nach Hause in der Gewißheit, daß der Dieb, sofern er nicht das Genick gebrochen habe, in dem Loch vor Hunger umkommen müsse.

Doch die Vorsehung wacht sogar über einen solchen Taugenichts — vielleicht um ihm Zeit und Gelegenheit zur Besserung zu geben. So kam auch Czerepowicz, obgleich das Loch einige Klafter tief war, unten an, ohne sich auch nur einen Knochen zu brechen; denn er fiel auf trockenes Laub und Moos. Nachdem er sich von seinem Sturze erholt hatte, entledigte er sich glücklich seiner Fesseln; dann, im Dunkeln umhertastend, bewegte er sich weiter, einen unterirdischen Gang entlang. Wie weit er so gegangen sein mag, wußte er selbst

nicht — endlich erblickte er von weitem einen matten Schimmer. Erfreut, daß er den Ausgang finden werde, ging er nun rascher darauf los. Da plötzlich blieb er stehen, und das Blut stockte in seinem Herzen; denn der Anblick, der sich ihm bot, war schrecklich: siehe, es kniete da ein Greis in langem, weißem Totenhemd, in beiden Händen ein offenes Buch haltend. Vor ihm stand eine eisenbeschlagene, große Truhe, und neben ihr, an einer Kette liegend, saß ein riesiger Hund, der in einer Pfote ein brennendes Wachslicht hielt. Leise



wollte sich Czerepowicz zurückziehen; doch schon hatte ihn der Höllenhund bemerkt und schlug ein schreckliches Gebell an. Da blickte der Greis auf von seinem Buche; mit einem Wink beruhigte er das wütende Tier und fragte dann mit Grabesstimme den fremden Eindringling, wer er sei und was er wolle. Zitternd am ganzen Leib und mit den Zähnen klappend erzählte Czerepowicz alles, was sich mit ihm begeben hatte, und weshalb man ihn in das Loch geworfen habe. Wohlwollend hörte der Greis zu, dann sprach er: „Dein Glück ist es, daß du mir die Wahrheit gesagt; dafür will ich dich belohnen.“ Darauf öffnete er die Truhe, die über und über mit Gold gefüllt war. „Nimm,“ sprach der Greis, „soviel du tragen kannst.“

„Doch worein soll ich es legen?“ fragte der Dieb, dem beim Anblick des Goldes der Mut wiederkehrte.

„So zieh deine Hosen aus,“ brummte der Alte, „binde sie unten fest und fülle sie an.“

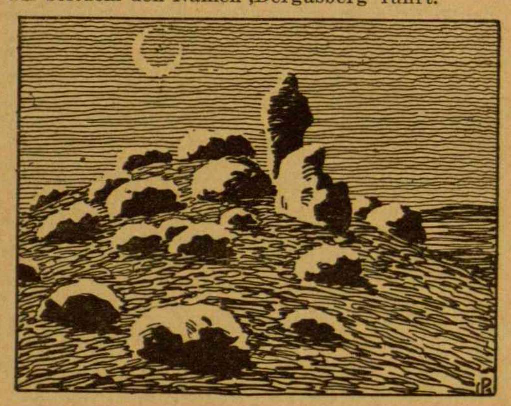
Czerepowicz ließ sich das nicht zweimal sagen, und als er so viel hatte, wie er nur tragen konnte, befahl der Alte seinem Hund, ihn hinauszugeleiten. Als sie sich aber entfernten, rief er ihm drohend noch nach: „Stiehl niemals wieder!“

Der Hund führte Czerepowicz durch einen unendlich langen Gang, und schließlich gelangten sie an einen großen Stein. Als diesen der Hund mit der Pfote berührte, da sprang er auf, und Czerepowicz erblickte das Tageslicht. Mit einem Satz war er draußen, und hinter ihm fiel dröhnend der Stein wieder zu. Als sich der Dieb umsah, merkte er, daß er weit vom Schlosse weg war, in der Nähe des alten Bernhardinerklosters. Er dankte Gott für seine glückliche Befreiung und kehrte dann mit seinem Schatze wohlbehalten nach Hause zurück. Einen Teil des Goldes verwendete er dazu, um allen denen, die er bestohlen hatte, den Schaden zu ersetzen, einen anderen schenkte er den Armen; das aber, was übrig blieb, war genug, um ihm ein bequemes, sorgenfreies Leben zu sichern.

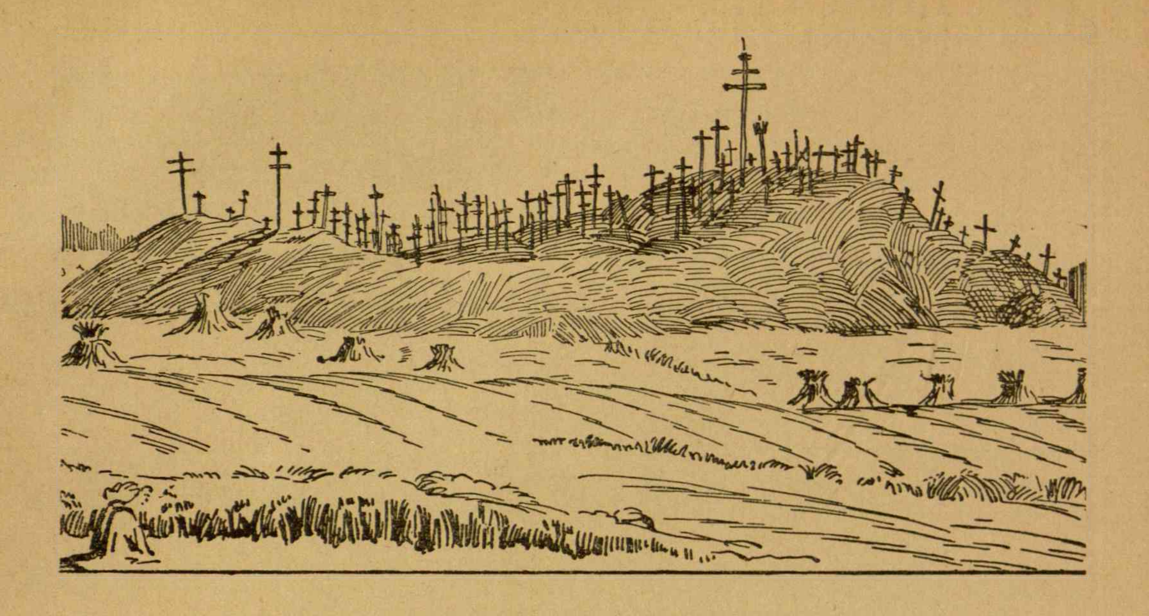
Der Dergasberg (Derga Kalnas)

Im Kreise Troki, ungefähr auf halbem Wege zwischen dem Bahnhof Marcinkance und dem Dorfe Menczegiry, erhebt sich eine steile Anhöhe, deren obere Kuppe dicht mit großen Feldsteinen bedeckt ist. Möglich, daß wir es hier mit einer alten, vorgeschichtlichen Verteidigungsanlage in der Art der Pilkalnis zu tun haben; doch läßt sich das nicht mit Bestimmtheit behaupten, da der Berg bis jetzt noch von keinem Fachgelehrten wissenschaftlich untersucht worden ist. Jedenfalls müssen sich hier vor Zeiten große geschichtliche Ereignisse abgespielt haben, deren Erinnerung, verworren und halb verwischt, uns in den vielen Volkssagen erhalten blieb. Eine von ihnen sei kurz angeführt:

Vor vielen Jahrhunderten lebte hier ein großer litauischer Feldherr namens Dergas. Der gebot nicht nur seinen Kriegern, sondern selbst die bösen Geister dienten ihm; denn er war ein mächtiger Zauberer. Nun ereignete sich einstmals, daß der Feind (natürlich der Schwede) das Land überfiel, plündernd und sengend. Dergas, durch diesen Ueberfall überrascht, hatte nicht Zeit genug, sein Heer zu sammeln. Mit einem Häuflein Getreuer flüchtete er auf diesen Berg. Doch auch hier fand ihn der Feind und umringte den Berg mit seinen unzähligen Kriegern. Anfangs wehrte sich tapfer der litauische Held; doch als er sah, daß er der Uebermacht nicht standhalten könne, rief er, im Augenblick, als der Feind den Berg schon erstürmte, die Hilfe der Hölle an und verwandelte sich und seine Gefährten in Steine, um so der Schmach der Gefangenschaft zu entgehen. Die Steine liegen aber bis heute auf dem Berg, der seitdem den Namen ‚Dergasberg‘ führt.



Geschichtliche Denkwürdigkeiten



Altlitauische Befestigungsanlagen

Wer das eigentliche ethnographische Litauen, namentlich aber seinen ursprünglichsten Kern, Samogitien, durchwandert, dem werden oft Hügel von besonderer Beschaffenheit auffallen, die einander ähnlich sind, und die durch ihre besondere Form schon auf den ersten, flüchtigen Blick verraten, daß hier einst des Menschen Hand bauend und umgestaltend tätig war.

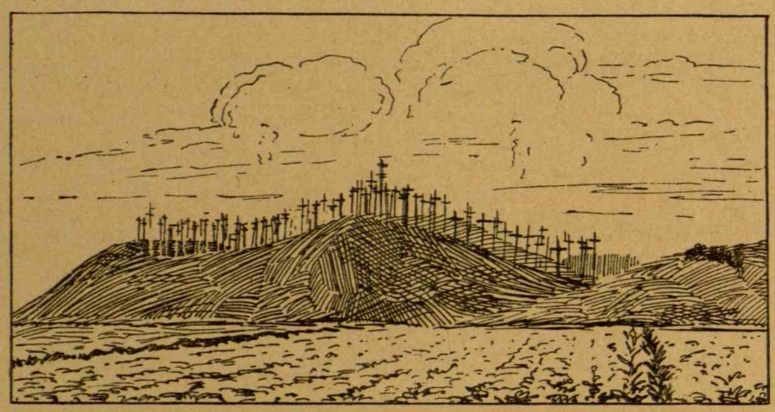
Das Volk, das von diesen Hügeln mit einer gewissen abergläubischen Scheu spricht und viele wunderliche Geschichten zu erzählen weiß, hat für sie im ganzen Lande nur einen Namen, der sich mit geringen sprachlichen Abänderungen wiederholt: ‚Pilkalnis‘. Das Wort ist litauischen Ursprungs, zusammengesetzt aus dem Zeitwort ‚pilti‘ (schütten, aufwerfen, graben) und ‚kalnas‘ (Hügel, Berg). Der Name spricht dafür, daß wir es mit künstlichen Erdbauten zu tun haben, was nun wiederum nicht bedeutet, daß sämtliche Pilkalnis, wie das Volk es behauptet, von Grund aus aufgeworfen, ja gar mit Händen oder Mützen zusammengetragen worden sind: vielmehr handelt es sich in den meisten Fällen um natürliche Erhöhungen, die nur durch des Menschen Hand dem damaligen Zweck entsprechend umgestaltet und ausgebaut wurden.

Der Name ‚Pilkalnis‘ selbst ist oft auf Orte übertragen worden, die in der Nähe eines solchen Hügels lagen, wobei der eigentliche Zusammenhang meistens vergessen wurde; so haben wir außer einer Unzahl von Dörfern, Flecken, Meierhöfen in Samogitien, deren Namen mit ‚pilis‘ zusammenhängen, auch in Ostpreußen ein Pillkallen, Pillau, Pillupönen usw., ja selbst das am Frischen Haff gelegene Heiligenbeil bedeutet nicht etwa ein ‚heiliges Beil‘, sondern ist höchstwahrscheinlich auf ‚Heiligenpeil‘ — ‚Heiligenpilis‘ zurückzuführen. Die Bezeichnung ‚heilig‘ im Zusammenhang mit ‚pilis‘ findet sich bei den Ortsnamen in Samogitien oft; sie ist jedenfalls späteren Ursprungs als die Hügel selbst, von denen die Volkssage berichtet, daß sie in alter, heidnischer Zeit dem Dienst der Götter geweiht waren, und daß auf den Gipfeln dieser Höhen das ‚heilige Feuer‘ der Litauer brannte. Die Kirche, die in der Regel alte, heidnische Bräuche und Vorstellungen durch christliche zu ersetzen bemüht war, ist auch hier nicht anders verfahren, indem sie auf diesen Hügeln Friedhöfe anlegte oder Kreuze errichten ließ, wodurch der Glaube an die Heiligkeit dieser Orte unter dem Volk nur befestigt wurde, so daß kein Bauer es wagen würde, die Krume eines solchen Hügels mit dem Pfluge zu ritzen.

Volkssagen und Ueberlieferungen, so ehrwürdig sie sein mögen, führen oft zu falschen Schlüssen und sind deshalb mit großer Vorsicht aufzunehmen. So steht es auch um die ‚Heiligkeit‘ der Pilkalnis. Zugegeben, daß hier und da ein Hügel dem heidnischen Kultus gewidmet war — dazu eignete sich schließlich eine jede Anhöhe, so wie sie von der Natur geschaffen war; aber diese durch Kunst und Fleiß vieler tausend Hände planvoll angelegten und ausgeführten Erdbauten dienten augenscheinlich einem anderen Zweck: nämlich dem der Landesverteidigung.

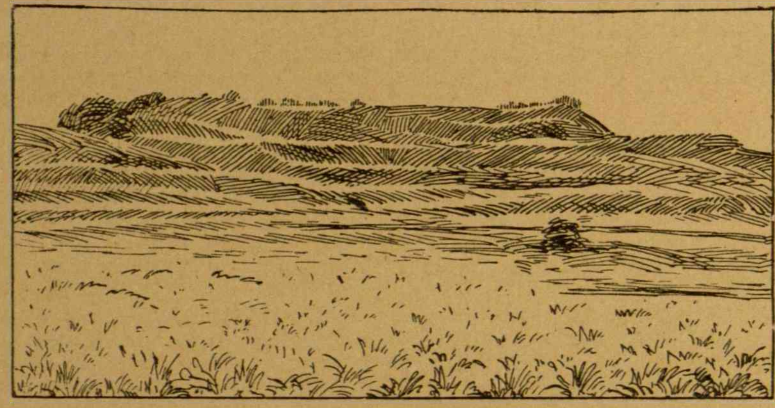
Betrachtet man diese Erdfesten näher, so sind deutlich zwei Arten zu unterscheiden. Erstens: natürliche Anhöhen, die durch Gräben und Wälle

befestigt sind. Diese Befestigungen stammen meistens aus den Schwedenkriegen, aus dem 17. Jahrhundert, was aufgefundene Münzen u. dgl. bestätigen. Manche freilich sind noch späteren Ursprungs, nämlich aus der Zeit des großen napoleonischen Feldzuges oder der polnischen Aufstände 1830 und 1863, werden aber trotzdem auch vom Volke als ‚Pilkalnis' bezeichnet. Die zweite Gruppe bilden die eigentlichen, frühgeschichtlichen oder sogar vorgeschichtlichen Pilkalnis. Sie besitzen ein Gemeinsames: es sind Hügel, deren oberste Kuppen abgetragen und deren Ränder etwas erhöht sind, so daß sie, von der Seite gesehen, einer Mulde oder einem Sattel ähnlich sind, weshalb sie auf den russischen Landkarten oft als ‚Sattelberge' erscheinen. Von oben gesehen, bildet der Hügel eine Hochfläche von regelmäßiger, meist eiförmiger Gestalt; doch ist auch die Form eines Rechtecks mit etwas abgerundeten Ecken ziemlich verbreitet. Die Länge schwankt zwischen 30 und 50 m, die Breite zwischen 20 und 30 m. Jedoch kommen, wenn auch selten, bedeutend größere vor, wie z. B. der berühmte, herrliche Pilkalnis bei Medwjagola, dessen Abplattung bei einer Breite von 30 m eine Länge von über 100 m erreicht. Die Höhe bei den einzelnen Pilkalnis ist verschieden; nicht selten erreicht sie 60—70 m und zwar von der Sohle des Hügels bis zur oberen Fläche gerechnet. Bedenkt man, daß die Hügel oft steil aus der Tiefebene oder dem Sumpfgebiet bis zu der beträchtlichen Höhe eines amerikanischen ‚Wolkenkratzers' emporsteigen, so fühlt man eine gewisse Ehrfurcht vor diesen riesenhaften stummen Zeugen einer längst vergangenen Zeit.

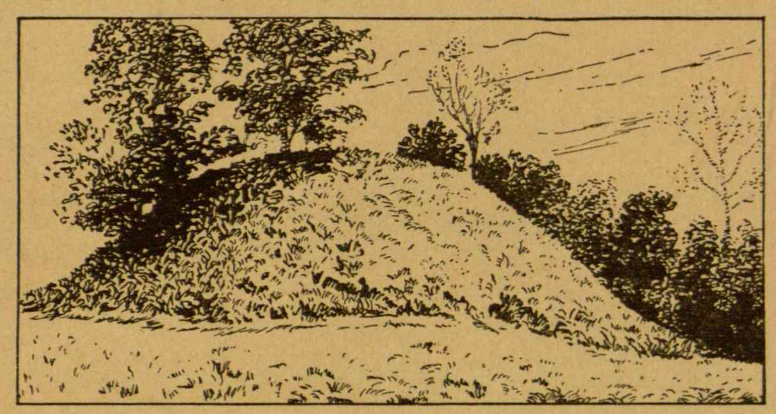


Die alten, eigentlichen Pilkalnis sind von keinerlei Wällen umgeben; hingegen haben sie steile, regelmäßig geformte Abhänge, die augenscheinlich von Menschenhand gebildet sind. Eine Steigung von 45 Grad ist noch als sanft anzusehen; gibt es doch so steile Abhänge, daß sie nur mit Hilfe der Leiter erstiegen werden können. Mancher besonders hohe Pilkalnis, wie der schon erwähnte von Medwjagola, steigt in Stufen empor.

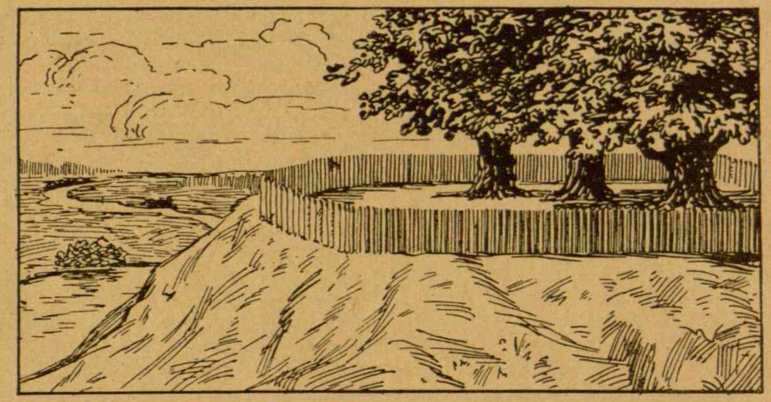
Aber beträchtliche Höhe ist durchaus nicht immer Bedingung eines Pilkalnis. Fällt doch in hügelreichen Gegenden oft die Tatsache auf, daß gerade kleinere Hügel den Vorzug vor größeren erhielten. Als Beispiel könnte man den Wilnaer Schloßberg anführen, der um ein beträchtliches kleiner ist als der benachbarte Kreuzberg. Doch ist dieses Beispiel insofern nicht zutreffend gewählt, als man den Wilnaer Schloßberg nicht zu den eigentlichen Pilkalnis rechnen kann. Er ist



zweifellos späteren Ursprungs. Jedenfalls aber reichen sowohl der Wilnaer Schloßberg wie auch die Pilkalnis in eine Zeit zurück, wo das Pulver entweder ganz unbekannt oder doch wenigstens die Tragkraft der Geschütze so gering war, daß man eine Beschießung von einem benachbarten, höheren Hügel nicht zu befürchten brauchte. Andere Gesichtspunkte waren es, die die Wahl



eines solchen Hügels bestimmten. In erster Reihe mußten seine Abhänge so steil wie nur irgend möglich, dabei aber fest sein, weshalb sandige Anhöhen sich am wenigsten eigneten und man meist festen Lehmboden vorzog. Man muß gestehen: wenn schon heutzutage das Erklimmen eines Pilkalnis durchaus nicht leicht ist, wieviel schwerer war es für die alten, geharnischten Ritter, zumal doch von oben, von den Verteidigern, Pfeile, Steine und riesige Holzstämme auf die



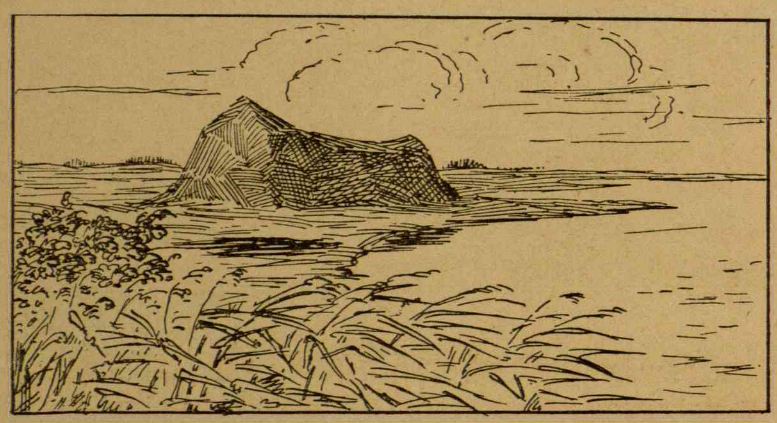
Köpfe der Anstürmenden herabgeworfen wurden, wie dies in der Reimchronik des Ordens aus dem 13. Jahrhundert zu lesen ist:

„jene dort inbinnen
menlich strebten widir,
werfinde hernider
in verlichem donen
phile, steine, ronen . . .“

Oben war der Rand der Plattform durch einen Zaun aus dicht nebeneinander eingerammten Pfählen geschützt, wovon verkohlte Spuren noch aufzuweisen sind. Die Gebäude bestanden durchweg aus Holz; von Feldstein- oder Backsteinbauten finden wir auf den alten Pilkalnis nicht die geringste Spur. Daß sich aber Bauten, wenn auch hölzerne, dort oben befunden haben, dafür sprechen die überaus reichen Kohlenfunde, so daß bis jetzt von den Bauern der benachbarten Dörfer, namentlich aber von den Schmieden, manche Pilkalnis als Kohlenbergwerke ausgebeutet werden, wobei man nicht selten ganze Balken auffindet, die noch deutlich Spuren menschlicher Arbeit aufweisen — hier handelt es sich also nicht etwa um umgefallene, rohe Baumstämme, sondern unzweifelhaft um Ueberreste von bearbeiteten Bauhölzern.

Wurde solch befestigter Platz erobert, so brannte man schonungslos alle seine Gebäude nieder, was bei der damaligen Fülle von Holz und der einfachen Bauweise keinen allzugroßen Schaden bedeutete. War der Feind gewichen, so bauten die Einheimischen ihre Festen oft innerhalb einiger Monate wieder auf. Sollte bei der Gelegenheit der Burghügel durch Erhöhung widerstands-

fähiger gemacht werden, so wurden auf die alte Brandstätte neue Schichten Erde aufgebracht und darauf die neuen Gebäude errichtet, die oft nur allzubald das Los ihrer Vorgänger teilten. So kommt es, daß man heute bei Grabungen, die auf den Pilkalnis zu wissenschaftlichen Zwecken unternommen werden, bis zur Tiefe von 6 m Schichten von Holzkohle, Asche und Erde abwechselnd findet.



Die Pilkalnis liegen meist in der Nähe von Flüssen; bei genauerer Untersuchung entdeckt man gewöhnlich Spuren eines ausgetrockneten Grabens. Schmale Landzungen, die durch Einmündung eines Flusses in einen See oder in einen anderen Fluß gebildet werden und die leicht vermöge eines Durchstichs zu einer Insel umgestaltet werden können, waren bevorzugt. Jedoch finden sich die Pilkalnis nicht selten auch mitten im Sumpfgelände, und hier scheint die Annahme wohl berechtigt, daß man es nicht mit natürlichen, sondern mit künstlichen Hügeln zu tun hat, die von Grund auf durch Menschenhand geschaffen wurden, und zwar unter schwierigen Verhältnissen, wahrscheinlich auf einer Unterlage von Pfählen, die man zuvor in den Sumpf einrammte. Also Pfahlbau und Erdbau zugleich! Wohl eines der merkwürdigsten mächtigen Denkmale einer längst vergangenen Zeit.

Noch heute ist der Zutritt zu solchen, inmitten unergründlicher Moräste und Seen liegenden Pilkalnis schwer. Nur unter Leitung eines erfahrenen Führers unternehme man den Ausflug; der schmale, für das ungeübte Auge unsichtbare Pfad führt seltsam verschlungen mitten durch den tiefsten Sumpf. Kennt man den Weg genau, so geht man sicher, obgleich das Wasser oft bis über die Knie reicht — unten fühlt der tastende Fuß festen Boden. Man hat nachgegraben, und siehe: in einer Tiefe von ½—1 m fand sich das herrlichste Pflaster, unter dem Pflaster aber eingerammte Pfähle, kunstvoll zusammengefügt, dergestalt, daß zu beiden Seiten des Weges die Pfähle senkrecht in den Sumpf eingelassen, darüber aber wagerecht Holzstämme gelegt waren. Also eine Art vorgeschichtlicher Brücke oder Damm, der oft eine Länge von einigen Kilometern erreicht, dessen Breite aber 2 m nicht übersteigt, wie das bei dem Pilkalnis von Sjetuwa, in der Gegend von Schwekschnje, zu sehen ist.

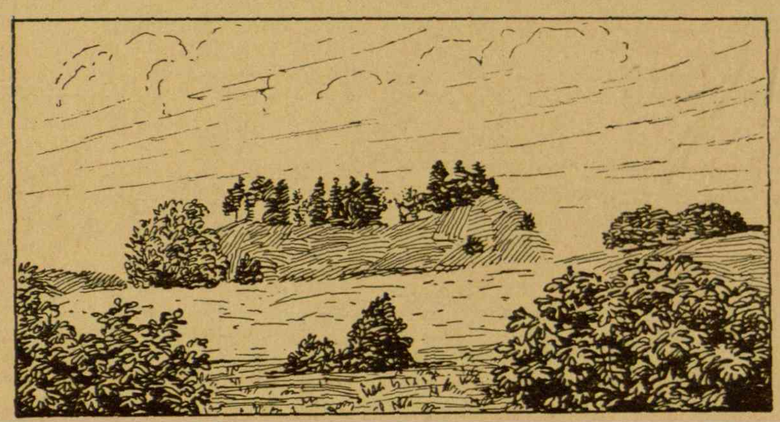
Es ist nun die Frage: sind diese Dämme von Anfang an so tief angelegt worden, oder sind sie im Lauf der Jahrhunderte durch ihr Gewicht in den sumpfigen Boden eingesunken? Faßt man ins Auge, daß der Weg sorgfältig jede Anhöhe vermeidet und absichtlich die tiefsten Stellen des Sumpfes wählt, daß er im Zickzack angelegt ist und Abzweigungen aufweist, die bestimmt waren, den Fremdling irrezuführen und ihn im Morast zu ertränken, so neigt man zur Annahme, daß diese Bauten von Anfang an unter der Wasserlinie angelegt waren, um dem feindlichen Auge unsichtbar zu bleiben. Zu Friedenszeiten mögen sie wohl durch Zeichen kenntlich gemacht worden sein, die für den Kriegsfall schnell entfernt wurden.

Bemerkt sei noch, daß derartige Dämme im Volksmund den Namen ‚Kulgrindis' (kul = der Stein, grindis = der Fußboden) führen und daß sie auch in Ostpreußen, wenn auch seltener als in Samogitien, vorkommen.[1])

Die Pilkalnis, deren Zahl in Samogitien bedeutend ist (irgendwelche Angaben lassen sich nicht machen, da viele bis jetzt noch unbekannt und unerforscht sind), treten nicht vereinzelt auf; sie bedecken das Land gleich einem wunderlich verschlungenen Netz, durchziehen es wie Blutgefäße den menschlichen Körper. Um einen größeren sind oft kleinere gelagert. Der Abstand von einem zum anderen beträgt manchmal kaum einige Kilometer, manchmal einige Meilen; gewöhnlich sind sie aber so angelegt, daß etwaige Feuerzeichen, die auf dem Gipfel eines Pilkalnis gegeben wurden, vom nächsten bemerkt und weitergegeben werden konnten. Daß solche Feuerzeichen bei den alten Litauern bestanden, dafür

[1]) Vgl.: H. Conwentz, Die Moorbrücken im Tal der Sorge auf der Grenze zwischen Ostpreußen und Westpreußen. Danzig 1897.

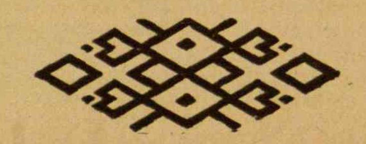
sprechen außer vielen Volkssagen auch die großen Kohlen- und Aschenherde, die man an bestimmten Stellen der Pilkalnis findet. War der Feind ins Land eingefallen, so zündete nachts der erste Pilkalnis seinen Scheiterhaufen an, der nächste gab das Zeichen weiter, im Laufe einiger Stunden flammte das ganze Land. Auf diesen vorgeschichtlichen ‚Funkspruch' hin flüchteten Weiber, Kinder und Greise in die Tiefe der unermeßlichen



litauischen Wälder; die Männer aber eilten in die Festen, um dort den Feind zu erwarten und ihm Widerstand zu leisten.

Eine Frage noch sei kurz berührt: Wann sind die Pilkalnis entstanden? Nachgrabungen, die man zu diesem Zweck unternommen, haben keinen genügenden Aufschluß gegeben, da man außer Kohle wenig findet. In einem Falle wurden auf derselben Tiefe nebeneinander eine Fibel und eine Münze gefunden. Die Fibel mag aus dem 12. bis 13. Jahrhundert stammen, die Münze aber trug die deutliche Aufschrift ‚Frederico Borussorum Rege' und die Jahreszahl 1733! Ein Beweis nur dafür, daß die Pilkalnis wohl auch später hier und da zu Befestigungszwecken verwendet wurden. Jedenfalls steht fest, daß die Pilkalnis zur Zeit der Kämpfe Litauens mit dem deutschen Orden schon bestanden, da wir bei den alten Chronisten oft von einem befestigten Ort ‚Pullen', ‚Pyllen' u. dgl. lesen, was auf ‚pilis' zurückzuführen ist. Sonst werden sie gewöhnlich ‚castra et propugnacula' genannt. Doch ist anderseits die Zeit der Ordenskämpfe eher als die des Unterganges der alten Pilkalnis anzusehen, da unter dem Einfluß der Deutschen immer zahlreicher gemauerte Burgen entstanden, die der neuen Kampfart besser entsprachen. Die Blütezeit der Pilkalnis liegt zweifellos weiter zurück· in welches Jahrhundert sie fällt, unter wessen Einfluß sie entstanden, von wem sie angelegt sind, ob von Litauern, ob von finnischen Stämmen, die wahrscheinlich vor den Litauern dies Land bewohnt haben — das festzustellen, bleibt künftigen Forschern vorbehalten. Unsere Aufgabe war es, die Leser kurz auf diesen Gegenstand aufmerksam zu machen, der in der deutschen wissenschaftlichen Literatur nur wenig bekannt ist. In polnischer Sprache besitzen wir eine sehr fesselnde Abhandlung von L. Krzywicki (‚Żmudź Starożytna', Warschau 1906), die neben anderen diesem Aufsatz zugrunde gelegt wurde. Sie erschöpft aber leider nicht im geringsten den überaus reichhaltigen Stoff und kann bloß als Anregung zu künftigen, ausführlicheren Forschungen über die alten, litauischen Befestigungsanlagen dienen.

In einem Aufsatz ‚Kowno' (S. 109 ff.) lenkt Dowgird die Aufmerksamkeit auf drei Pilkalnis bei Kowno, nämlich bei Pakalnischki, Rudyki und Gorne Werschwy; er erwähnt, daß die Umwallungen aus Lehm gestampft und dann durch das Feuer innen und außen aufgeschichteten Holzes gebrannt wurden. Ferner weist Kosmann in seinem Beitrage ‚Zur Geologie Litauens' (S. 17) auf verwandte ‚Heidenschanzen' in der Lausitz, Böhmen usw. hin. Dazu sei hier noch kurz bemerkt, daß Spuren ähnlicher Befestigungswerke auch in Irland aufgefunden wurden, deren Zusammenhang mit den litauischen nicht ausgeschlossen erscheint: dies wäre dann aber wahrscheinlich auf normannische Einflüsse zurückzuführen. Daß solche Einflüsse hier im Baltikum bestanden haben, das beweisen uns die zahlreichen vorgeschichtlichen Gräberfunde aus Finnland, Estland, Livland und Litauen, die sehr deutliche Zeichen der Einwirkung nordischer Kultur aufweisen.



Die litauischen Pilkalnis und die deutschen Walburgen

Von Dr. W. Hentschel (Schreckenstein b. Aussig a. E.)

Der vorige Aufsatz über ‚Altlitauische Befestigungsanlagen' ergänzt in erwünschter Weise die Anschauungen, die wir über gleichartige Altertümer in Deutschland besitzen. Solche finden sich hier (wesentlich aber nur östlich der Elbe), trotz aller Zerstörungen, noch immer in der stattlichen Zahl von einem Tausend. Sie tragen aber im Gegensatz zu den litauischen ‚Pilkalnis' und den polnischen ‚Grodziskos' die verschiedensten Namen. Deutet nun der Umstand, daß sie sich in Deutschland in einem Gebiete finden, das im frühen Mittelalter von slavischen Stämmen bewohnt gewesen ist, sowie daß sie westwärts, an der Weser und am Rheine, nicht mehr vorkommen (ebensowenig wie in skandinavischen Ländern), darauf hin, daß sie nichts mit den Normannen zu tun haben, mit denen der Verfasser des vorigen Aufsatzes die Pilkalnis in Verbindung bringt, so ist auch ihre strategische Bedeutung, wenigstens soweit die deutschen Walburgen, Burgwälle und Schanzen in Frage kommen, um so unwahrscheinlicher geworden, je mehr man sich mit ihnen beschäftigt hat, wenngleich gerade hier ihre Bezeichnung als Schweden-, Hussiten-, Tatarenschanzen und Avarenringe diese Deutung zuerst nahelegt. Den Irrtum hatte bei uns aber schon ein Zeitgenosse Goethes, der Schliebener Arzt F. A. Wagner, erkannt, der sie als heidnische Kultplätze ansprach.

Unter all den Umständen, die für eine solche Auffassung sprechen, sei nur der eine erwähnt, daß die deutschen Walburgen durch Sagen und Bräuche des Landvolkes mit altem Weihtum verbunden sind, daß auch die christliche Kirche sie als heilige Stätten kennzeichnete, indem sie überall ihre Babtisterien und Wallfahrtskirchen auf ihnen errichtete, wozu gar kein Grund wäre, wenn es sich da nur um Festungsanlagen handelte. So stehen z. B. fast alle Kirchen des Kreises Brieg auf solchen Aufschüttungen. Die Kirche folgte hier dem Rate Gregors d. Gr., der (im 6. Jahrhundert) an den Abt Melittus schrieb: er solle die heidnischen Tempel nicht zerstören, sie vielmehr mit Weihwasser besprengen und in christliche umwandeln, damit sich das Volk um so eher an die Verehrung des wahren Gottes gewöhne. Und dieser Brauch ist sogar noch älter; denn nach der heiligen Schrift hatte auch der israelitische Hauptgott seinen Tempel auf dem Kultplatze einer älteren Gottheit („auf der Tenne Aravna-Varunas") errichtet.

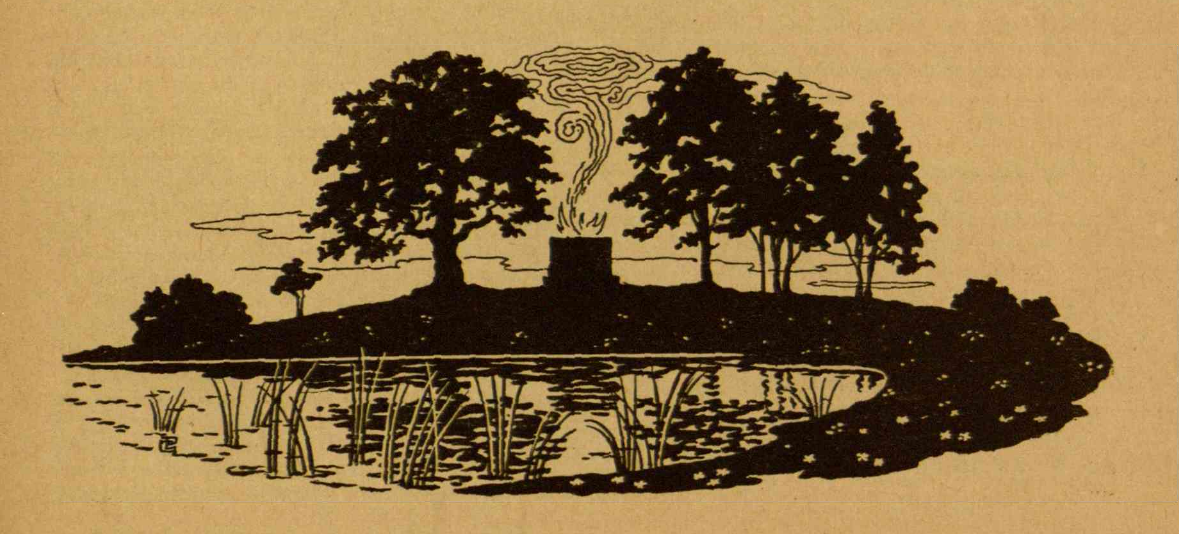
Die litauischen Bauern sind also im Rechte, wenn sie ihre Pilkalnis nur mit entblößten Füßen betreten und wenn sie die Pfahlbrücken, die so häufig durch tiefgründiges Moor zu ihnen führen, ‚heilige Wege' oder ‚heilige Stege' nennen, genau wie die Bauern in Westpreußen und im Spreewald, wenngleich diesen das rationalistische Zeitalter die heilige Scheu vor diesen Orten so weit ausgetrieben hat, daß sie die Anlagen zu Hunderten breitgekarrt haben: im Namen der Landeskultur. So traf ich einen nahe Falkenberg an der Arbeit, die geradezu unvernünftig war, weil die Burg in der Einöde und Heide, also doch niemandem zum Leide, gelegen war und der zu gewärtigende Grasertrag in auffallendem Mißverhältnis zu der erforderlichen Arbeit stand. Der einzige Vorteil fand sich für den Wanderer, der nun die schönsten altslavischen Topfscherben zu Tausenden auflesen konnte.

Wir haben uns also, wenn wir nach der Bedeutung der Pilkalnis fragen, vorzustellen, daß es Stätten sind, wo in der Vorzeit alle jene Verrichtungen stattfanden, die sich heute in der Kirche vollziehen: also gottesdienstliche Handlungen, Totenfeiern (‚Wal' = die Leiche), Kindtaufen (die Kinder stammen aus dem Sumpfe, weil dieser zumeist die Walburg beherbergt), Konfirmation, Hochzeit; und darauf deuten denn auch die Sagen, die sich auf jene Anlagen beziehen, nicht aber beziehen sich diese auf kriegerische Ereignisse. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß diese Wälle nicht auch einmal solchen Zwecken gedient haben; sind doch sogar die christlichen Kirchen und Klöster des Mittelalters gar nicht selten als Trutzburgen ausgebaut worden, wo es die Verhältnisse nur immer erwünscht erscheinen ließen (wer kennt nicht die merkwürdigen Rundkirchen auf Bornholm!). Am Ende kommt es ja auch heute noch vor, daß einmal eine Schützenlinie hinter einer Kirchhofsmauer Deckung findet.

Es ist nun hier nicht der Ort, genauer auf diese Verhältnisse einzugehen; nur auf einen Umstand will ich noch hinweisen, auf die Verbindung der Walburg mit Tanzfesten. Heißen doch die Walburgen an vielen Orten Deutschlands ‚Tanzberge', und konnte doch der Pole Chodakowski aus altpolnischen Sagen und Volksliedern nachweisen, daß es eine Zeit gegeben hat, wo auf der Walburg getanzt und gehochzeitet wurde, eine Tatsache, die sich zur Not selbst noch aus einer alten deutschen Chronik nachweisen läßt, die von einer bei Jüterbog errichteten Walburg aussagt, daß dort, einem ‚uralten Herkommen' gemäß, stets bei feierlichen Hochzeiten getanzt wurde. Im slavischen Altertum hatten diese Tanzfeiern aber eine besondere

Bedeutung. Sie liefen auf züchterische Veranstaltungen hinaus, durch die das Volk auf der Höhe seiner konstitutiven Tüchtigkeit erhalten wurde. Genaueres erfahren wir darüber aus den thrakischen Stammlanden der Slaven, also etwa aus dem Gebiete des heutigen Rumäniens, wo jene Feste bei der Epiphanie eines besonderen Tanzgottes, des Sabazjos, gefeiert wurden und dazu führten, daß am Ende nur die tüchtigsten Männer sich mit den heiratsfähigen Weibern auf dem Kultplatze einfanden, deren jeder sich nun mit einer Mehrheit von Frauen verband. Sie waren zuvor über Stock und Stein, Hügel und Heide im bacchischen Tanzschritte dahingezogen, altgriechischen Quellen nach, bis zur völligen Erschöpfung der Festteilnehmer. Darin findet sich dann auch die Erklärung, daß die alten slavischen Tänze (Masur, Oberek) die höchsten Anforderungen an den Tänzer stellen, während seine Partnerin fast ohne Anstrengung dahinschreitet. Es wiederholte sich auf diesen Bacchenzügen, was wir bei den Bienen wahrnehmen, wo die Königin, also das Bienenweibchen, inmitten der Schar ihrer Freier, der Drohnen, die nach Hunderten zählen, ihren Hochzeitsflug so lange fortsetzt, bis sich nur noch ein Bewerber in ihrer Nähe befindet, während alle anderen in die Tiefe gesunken und verkommen sind. Mit dem letzten aber feiert die Königin, noch immer hoch in den Lüften, ihre Vermählung. Alle Arbeitsbienen, die dann aus ihrer Brut hervorgehen, haben also den besten unter allen Fliegern zum Vater, und es ist dafür gesorgt, daß das Volk auf der Höhe seines Flugvermögens bleibt oder dieses, wenn möglich, gar noch steigert. Es ist ein Beispiel rassischer Hochzucht. In gleicher Weise sorgten nun der thrakische Tanzgott und seine Sachwalter bei den Slaven dafür, daß alle Kinder von guten Tänzern gezeugt wurden, also von Männern, die Mark in den Knochen und rhythmisches Gefühl hatten. So brachten sie das Leben, das sich ohne Zucht verbraucht, auf die Höhe und mehrten die Kräfte. Walvater selbst, der zu Beginn seine Auslese ganz auf den blutigen Kampf gestellt hatte, schloß in der Folge einen Pakt mit den Walburgsgöttern, indem er seine Wohnung (Walhall) auf der Walburg aufschlug, wohin ihm seine liebste Tochter, die Walküre, die toten Helden zuführte. Sie heißt anderwärts ‚Hagazussa', woraus die Kirche eine Hexe gemacht hat. Aber daß sie in der Walburgisnacht noch immer auf dem Besen durch die Lüfte reitet, kennzeichnet sie als echte Walküre, wie auch ihr sächsischer Name ‚Walriderska' beweist.

Nein, die Pilkalnis sind keine bloßen Festungen, es sind heilige Stätten. Diese mögen in alter Zeit auch sinnigere Namen gehabt haben, geradeso wie die Walburgen Deutschlands und Polens, und hier wie dort waren es geweihte Plätze, auf denen göttliche Gedanken walteten, dem Treiben der Menschen Grenzen, Maß und Ziel setzten und das Leben vor dem Verfalle bewahrten. Polnisch ‚Grodzisko' heißt: die umhegte Stätte, ähnlich unserem Hag und Hain; es sind Stätten der Hegung und Pflege, also der Zucht. Sie häuften die rassischen Kräfte, mit denen die späteren Jahrhunderte haushielten und, ach! nur zu schlecht haushielten, so daß die Völker alle, kaum in das Licht der Geschichte emporgetaucht, auch gleich wieder verdarben in ewigem Einerlei seit Jahrtausenden. Die Geschichte zehrte immerdar an den rassischen Kräften, die in der Vorzeit durch züchterische Veranstaltungen aufgespeichert worden sind, bis die Völker endlich an der Auszehrung zugrunde gingen. In Kriegszeiten aber steigern sich diese zehrenden Einflüsse; da ist es doppelt an der Zeit, sich nach den biologischen Hilfen oder, wie Goethe einmal sagte, nach den barbarischen Vorteilen des Lebens umzusehen. Sie liegen vor unseren Augen ausgebreitet; es kommt darauf an, daß wir sie wieder in den Dienst des Lebens stellen.



Krewo

Alles, was die hiesige Natur zum Schutze des Menschen schaffen konnte: riesige Tannenwälder, Hügel und Schluchten, undurchdringliche Moräste, steinige Wege — alles das umringte einst die Feste Krewo. Erst als zur Zeit des litauischen Großfürsten Olgird (14. Jahrh.) der Ort zur Residenz des ganzen Landes ward, bahnte man durch den Schatten tiefer Wälder breite Wege, versenkte viele Tausende von Stämmen im Schoße der Sümpfe und baute künstliche Dämme, um Krewo dem regen Verkehr, der nun von Ost und West einsetzte, zugänglich zu machen.

Die von Olgird geschaffenen Wege sind bis auf den heutigen Tag geblieben, aber seit fünf Jahrhunderten nicht wieder instand gesetzt worden; die alten Urwälder sind längst abgeholzt. Die ganze Gegend, meist sandig und steinig, mit verstreut liegenden ärmlichen Dörfern und Gehöften, macht einen ziemlich trostlosen Eindruck. Aermlich und schmutzig ist auch das alte Städtchen Krewo; es ist hauptsächlich von Juden bewohnt, die hier einen nicht unbedeutenden Viehhandel betrieben, neben dem Kleinhandel, der ja überhaupt in jüdischen Händen ist. Viermal im Jahre belebte sich der Flecken zur Zeit der großen Viehmärkte, um dann wieder in seinen gewohnten Schlaf zu versinken, der nun bereits viele Jahrhunderte dauert.

Das einzige, was Zeugnis von einer besseren Vergangenheit Krewos ablegt, ist die alte mächtige Burgruine. Gegen alle Gewohnheit liegt sie in einer Schlucht zwischen zwei Hügelketten: wir erblicken eine lange rotbraune Mauer mit den Ueberresten eines einst mächtigen Turmes; in der Mitte erhebt sich ein weißes russisches Kirchlein, das vor nicht allzu langer Zeit hier anstelle einer katholischen Kirche errichtet wurde.

Daß von der malerischen Burganlage noch Reste vorhanden sind, die die Vernichtungswut der hiesigen Bewohner verschont hat, ist einem Zufall zuzuschreiben: seitdem nämlich vor etwa einem halben Jahrhundert einem Bauern, der eben damit beschäftigt war, Ziegel zu seinem Gebrauch aus der alten, ehrwürdigen Mauer zu brechen, ein Ziegel so unglücklich (oder glücklich) auf den Kopf fiel, daß er auf der Stelle tot zusammenbrach, wagt es niemand mehr, der Ruine einen Schaden zuzufügen; man glaubt an einen Burggeist, der hier im alten Gemäuer haust und jeden Frevel sogleich bestraft.

Die Burgmauern bilden ein Rechteck von ungefähr 140 Schritt Länge und 100 Schritt Breite. Zwei Tore, wahrscheinlich mit Kettenbrücken, führten einst von Osten und Süden ins Innere der Burg. Im Burghof befand sich ein kleiner Teich sowie ein Holzgebäude. Den vornehmsten Teil der Burg bildete ein an ihrer nördlichen Seite gelegener mächtiger Turm, der auch wahrscheinlich als Wohnung der Großfürsten, Burgvögte usw. diente. Der Turm sowie die übrigen Mauern sind aus Findlingen gebaut und innen und außen mit Backsteinen verkleidet. Die Wohnung der Großfürsten und die Empfangsräume befanden sich im zweiten Stock, worauf wenigstens die großen gotischen Fensteröffnungen schließen lassen.

Kurz war die Glanzzeit Krewos, aber desto bedeutender für die Geschicke des Landes. Wie erwähnt, verdankte Krewo sein Ansehen dem Großfürsten Olgird, der hierher seinen Wohnsitz verlegte. Ueber das große, weit ausgedehnte Litauerland herrschte im 14. Jahrhundert Olgird gemeinsam mit seinem Bruder Keistut. Die beiden, die ein in der litauischen Geschichte seltenes Beispiel treuer, aufrichtiger Bruderliebe bieten, teilten sich (nach Vertreibung ihres dritten Bruders Jarnut) dergestalt in die Herrschaft, daß Keistut, der ein echter Sproß des alten heidnischen Litauens war, Samogitien verwaltete und es vor den Einfällen des immer mächtiger emporblühenden Deutschen Ordens tapfer verteidigte, wogegen Olgierd die ruthenischen (weißrussischen) Stämme und Lande regierte und die Grenzen seiner Herrschaft nach Osten hin ausdehnte.

Nach Olgird und Keistut sollten einst die Herrschaft über das Land die Söhne beider, Jagello und Witold, übernehmen. Sie wurden gemeinsam in Krewo erzogen, und von Kindheit an wurde ihnen treue Bruderliebe eingeflößt, die einst ihre Väter so eng verbanden. Witold, ein Sohn Keistus, sollte gleich seinem Vater das eigentliche Litauen beherrschen, während Jagello die ausgedehnte Ostmark des Landes zugedacht war. Jagello und Witold, beides bedeutende Männer mit unvergleichlichem politischem Scharfblick, hatten frühzeitig die Haltlosigkeit des damaligen heidnischen litauischen Staates erkannt. Statt gleich seinem Vater unversöhnlich die Ordensritter zu bekriegen, zog es Witold vor, sich mit ihnen aufs engste zu verbinden. Jahrelang lebte er in ihrer Mitte auf der Marienburg, wo er sich die deutsche Sprache und Sitte aneignete, und obgleich er mehr denn einmal die mit dem Orden geschlossenen Verträge und feierlichsten Schwüre brach, gehörte er im Grunde doch schon ganz der westlichen Kultur an. Anders Jagello, der mit ganzem Herzen der östlichen Kultur zugeneigt

war und von der Schöpfung eines mächtigen Reiches des Ostens träumte.

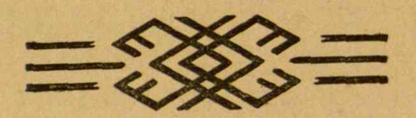
Als nach Olgirds Tode Jagello sein Erbe übernahm, stellte sich der Erfüllung seiner Pläne sein Ohm Keistut aufs entschiedenste entgegen. Unbeirrt und rücksichtslos, wenn es sich um Ausführung seines Herrschergedankens handelte, ließ Jagello den arglos auf sein Wort vertrauenden Keistut gefangen nehmen und ihn hier in Krewo einkerkern, wo er am fünften Tage seiner Gefangenschaft von Jagellos Dienern meuchlings ermordet wurde. Diese Schandtat geschah am 15. 8. 1382. Witold aber verzieh seinem Vetter den an seinem Vater begangenen Mord und versöhnte sich mit ihm.

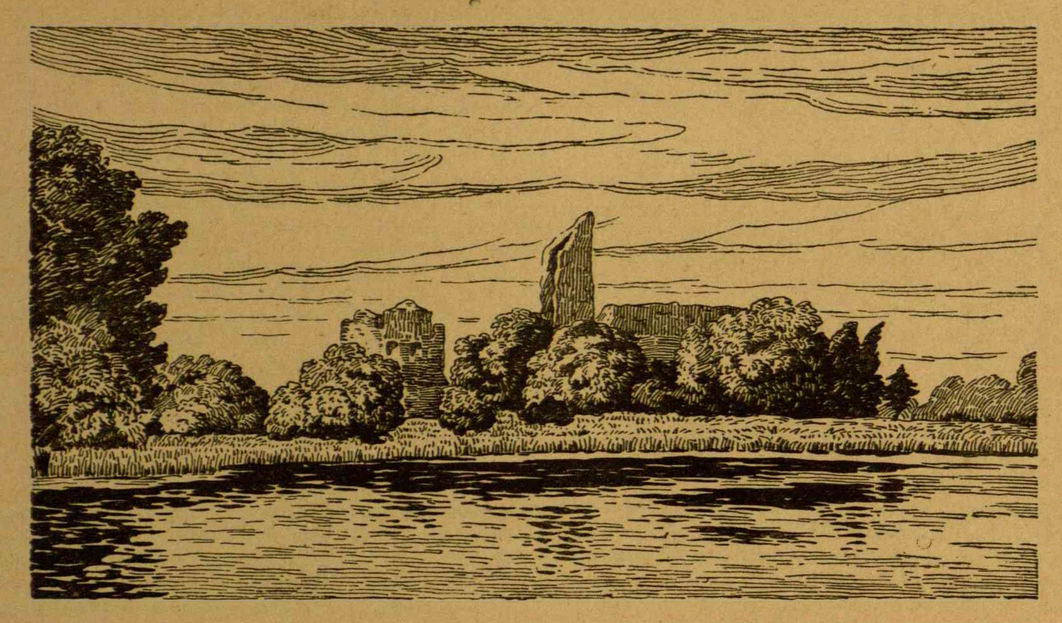
Nun stellte sich den ehrgeizigen Plänen Jagellos nichts mehr entgegen. Um sich die zur Ausführung dieser Pläne nötige Ruhe und Sicherheit an der Westgrenze des Landes zu verschaffen, beabsichtigte er, Samogitien dem Orden abzutreten, sich selbst aber mit ganzer Macht gen Osten zu wenden, das im Entstehen begriffene Moskau seinem Reiche einzuverleiben und zur Hauptstadt dieses riesigen Staatengebildes Krewo oder Wilna zu erheben. So beabsichtigte er denn nichts anderes zu tun, als das, was 300 Jahre später, allerdings auf anderen Wegen und mit anderen Mitteln, Peter der Große vollführte: den Schwerpunkt Rußlands nach Westen zu verlegen und hier ein auf orientalischer Kultur und Religion gegründetes Weltreich zu schaffen.

Das Schicksal hatte es aber anders beschlossen. In Polen bestieg nach dem Tode Kasimirs des Großen, des letzten Königs aus dem Hause der Piasten, seine Enkelin, eine ungarische Prinzessin Hedwig, den Thron. Das blutjunge Mädchen von berückender Schönheit war noch als Kind mit dem ebenfalls jungen Wilhelm von Oesterreich verlobt. So sollte durch diese Ehe ein ewiges Bündnis zwischen Oesterreich-Ungarn und Polen geschmiedet werden, das diesen drei aneinander grenzenden Landen festen Halt gewähren sollte. Jedoch die damalige polnische Diplomatie sah ihre Aufgaben in ganz anderer Richtung liegen und hatte sich die Angliederung der östlichen, litauischen Lande an die westliche Kultur und katholische Religion als Ziel gesteckt, um dadurch zu gleicher Zeit ein großes Hinterland zu schaffen, wo die überschüssigen polnischen Kräfte vollauf Raum zu ihrer Ausdehnung gewönnen. Es ist der Geschichtsforschung bis jetzt nicht gelungen, festzustellen, von welchem der damaligen polnischen Staatsmänner der Plan herrührte, an Jagello im geheimen eine Botschaft zu schicken und ihn ganz im Vertrauen aufzufordern, um die Hand der polnischen Prinzessin anzuhalten. Jagello, der damals vollständig von seinem orientalischen Gedanken eingenommen war und, wie es heißt, bereits im geheimen den christlichen Glauben nach morgenländischem, russischem Ritus angenommen hatte, traf diese Nachricht vollständig unverhofft. Er war jedoch zu klug, um nicht den Vorteil einzusehen, den ihm die polnische Königskrone mitsamt der schönsten Prinzessin jener Zeit gegenüber seinen orientalischen Träumereien, die zu ihrer Verwirklichung ungeheurer Anstrengungen bedurft hätten, gewährte. Schnell entschlossen ergreift er die Gelegenheit und schickt glänzende Gesandtschaften nach Budapest, zur Königinmutter Elisabeth, sowie nach Krakau, zu Hedwig selbst. Leichter war es allerdings, die Erlaubnis der Mutter zu erlangen als das Einverständnis Hedwigs, die ihren Wilhelm aufrichtig und von ganzem Herzen liebte. Unter dem Einfluß des Adels und der Geistlichkeit entschloß sie sich aber, ihr persönliches Glück dem des Landes zu opfern und den ihr widerwärtigen ‚Heiden‘ Jagello zum Gemahl anzunehmen.

Zur selbigen Zeit wurde aber im Schlosse zu Krewo unter bis dahin unbekannter Prachtentfaltung im Beisein der höchsten Würdenträger dreier Länder, Ungarns, Polens und Litauens, ein Vertrag unterschrieben, wonach die ungarische Königin Elisabeth die Hand ihrer Tochter Hedwig, Königin von Polen, dem Großfürsten, Herrscher und Erben Litauens und der russischen Lande, Jagello, versprach, wogegen dieser sich verpflichtete, das Christentum mitsamt seinem Volke nach katholischem Ritus anzunehmen und seine litauischen wie russischen Lande auf alle Zeiten mit Polen zu vereinigen. Dies geschah in Krewo am 14. 8. 1385, einem Tag von weltgeschichtlicher Bedeutung, der die späteren Schicksale beider Länder, Polens und Litauens, lange beeinflußte.

Das war zugleich der letzte Glanzpunkt in der Geschichte Krewos, das seit der Zeit verlassen, jeder Bedeutung beraubt, sich immer mehr dem Verfall näherte. Zwischen 1502 und 1506 wurde das Schloß von einfallenden Tataren gebrandschatzt. Als im Jahre 1518 der Gesandte des deutschen Kaisers, Herberstein, aus Moskau zurückkehrend, hier im Städtchen rastete, fand er an Stelle des einst glänzenden Schlosses — öde verlassene Trümmer.





Die Burgruine Traken

Von Baurat Bernhard Schmid (Marienburg i. Westpr.)

Nur drei Meilen von Wilna entfernt, und doch abgelegen in einsamer Gegend, selten vom Wanderer aufgesucht, liegt eine der merkwürdigsten Burgruinen: die Inselburg bei Troki-Nowe (Neu-Traken). In der Geschichte Litauens spielt sie eine wichtige Rolle, ja neben Wilna war Traken in alter Zeit vielleicht der bedeutendste Ort Litauens.

Nach chronikalischer Ueberlieferung soll König Gedimin (1316—1341/42) sich zuerst in Traken mitten in den Wäldern ein festes Haus gebaut haben; dieses lag dort, wo jetzt der Ort Troki-Stare (Alt-Traken) liegt. Von Gedimins zahlreichen Söhnen treten zwei in der Geschichte besonders hervor: Olgird († 1377), der Wilna und Krewo innehatte, und Keistut († 1382), der in Traken residierte. Keistut, auch Kynstut genannt, verlegte die Burgstätte nach einer 6 km nordwestlich von Alt-Traken gelegenen Gegend, an die zackigen Ufer eines großen Sees. Diese neue Gründung führte fortan den Namen ‚Troki' schlechthin, später erst ‚Troki-Nowe'; sie tritt bei der Schilderung der Kämpfe zwischen dem Deutschen Ritterorden und den Litauern mehrfach hervor.

Im Februar 1377 zog der Ordensmarschall Gottfried von Linden mit einem großen Heere nach Litauen, wobei der Krieg hauptsächlich in der Verheerung des Landes bestand. Olgird und Keistut entledigten sich ihrer Gegner mit List, indem sie die Ordensgebietiger zu Gast luden und dadurch ihre Aufmerksamkeit lähmten. Olgird bewirtete die Ritter in dem ‚Haus zur Wille', d. i. die Burg, deren Ruine noch jetzt in Wilna zu sehen ist. „Etliche Gebietiger ritten auch zu Traken auf das Haus zu Kinstod, der sie dahin bat, und aßen mit ihm auch in dieser selben Weise." Währenddessen verbrannten die Litauer dem Ordensheer alle Vorräte und zwangen es so zu eiliger Heimreise. Noch in demselben Jahre starb König Olgird.

Zwei Jahre später, am 29. 9. 1379, schlossen Keistut, Herzog zu Traken, und Jagello sein Neffe, Olgirds Sohn, mit dem Orden einen zehnjährigen Frieden; die Urkunde darüber wurde in Traken besiegelt. Lange währte dieser Friede nicht, woran wohl hauptsächlich Jagellos unaufrichtige und verräterische Sinnesart schuld war, die sich vor allem gegen seinen Oheim richtete. Ende 1381 überrumpelte Keistut Wilna und nahm Jagello gefangen, ließ ihn aber bald wieder frei und setzte ihn in Witebsk ein. 1382 fiel Keistut dann in Preußen ein und kam am 18. 1. bis in das untere Pregeltal bei Wehlau; der alte Streit um

Schamaiten entbrannte von neuem. Ende Mai zogen Jagello und sein Bruder Skirgello, unterstützt durch ein großes Ordensheer, vor Traken. Keistut wurde gefangen genommen, ebenso sein Sohn Witold, und Traken, das belagert wurde, gelangte schließlich in den Besitz Jagellos; auch Wilna, das Keistut 1381 erobert hatte, kam wieder in Jagellos Hände. Im August 1382 starb dann Keistut im Gefängnis, wie berichtet wird, keines natürlichen Todes. Litauen verlor damit nach vierzigjähriger Regierung einen sehr bedeutenden Fürsten, der sich, unterstützt durch die Einmütigkeit mit seinem Bruder Olgird, als ein zielbewußter und geschickter Politiker erwiesen hatte. Um so ergreifender ist sein Untergang durch den verräterischen Neffen. Keistut war im März 1361 von einem Ordensbruder „in der Wildnis“ gefangen genommen worden und hatte einige Monate in dem Ordenshaupthause Marienburg als Gefangener gelebt, war also mit deutscher Kultur noch mehr als andere seines Volkes in Berührung gekommen.

Jagello verlieh Traken 1382 mit Uebergehung von Keistuts Sohn Witold seinem eigenen Bruder Skirgello, der politisch völlig bedeutungslos war. 1386 erlangte Jagello bekanntlich durch die Heirat mit der polnischen Königstochter Hedwig auch die Krone Polens, und seine Aufmerksamkeit wurde dadurch von den litauischen Verhältnissen etwas abgelenkt.

Witold benutzte die Kämpfe des Ordens mit den Schamaiten, um vor allem sein väterliches Erbe wiederzuerlangen, und 1390 sehen wir ihn an dem Schutz- und Trutzbündnis beteiligt, das der Orden mit den Schamaiten am 26. 5. zu Königsberg abschloß. Durch Abfall von diesem Bündnis wußte er sich den Dank seines Vetters Jagello zu erwerben und erlangte 1392 von diesem mit der Würde eines Großfürsten von Litauen das Erbe Keistuts zurück, damit also auch Traken. Freilich war dies nicht der letzte Gesinnungswechsel Witolds, der in politischen Dingen keine kleinlichen Rücksichten und sittlichen Bedenken kannte. Schon 1396 kam es zu einem, in der Folge mehrfach verlängerten Waffenstillstand mit dem Orden, und am 29. 9. 1398 zu dem denkwürdigen ‚ewigen Frieden‘ auf dem Sallyn Werder, der Schamaiten dem Orden überlieferte und gleichzeitig ein Bündnis zwischen dem Orden und Witold zustande brachte. Die Folgen dieses Bündnisses spüren wir sogleich in dem Hilfstrupp, den der Orden 1399 Witold zur Abwehr des Tatareneinfalls schickte, und mehr noch in jener Wallfahrt, die Witolds Gemahlin 1400 nach Preußen unternahm. Der Ordenschronist Johannes von der Pusilie berichtet darüber:

„Item nach dem Margarethentag (13. 7.) kam die großmächtige Herzogin, Wytowt's (Witolds) Frau, von Litauen in das Land zu Preußen, wohl mit 400 Pferden und mit viel Volk, und gar köstlich ausgerüstet, und zog eine Bittfahrt zur St. Katharina zu Brandenburg[1]), und zu Marienwerder und zur St. Barbara zu Althausen[2]). Wohin sie zog oder kam, ward sie ehrerbietig empfangen, und gütlich getan, und ihr große Gaben gegeben, namentlich zu Marienburg von dem Hochmeister, und auch ihren Herzögen und allen ihren Rittern und Knechten, die da mit ihr gekommen waren.“

Unzweifelhaft haben solche Reisen dazu beigetragen, den Einfluß deutscher Kultur, der trotz aller politischen Feindseligkeit bestand, zu verstärken. Leider offenbarte sich schon im Jahre 1401, daß Witold abermals vom Orden abfiel. In der Zeit des Friedens hatte er seine Häuser auf dem Njemen und zu Kowno wiederaufgebaut und seine Länder zu Litauen befestigt und bemannt — hierin haben wir einen unmittelbaren Hinweis auf Burgenbau.

Die weiteren, noch jahrzehntelangen Kämpfe um Schamaiten können wir hier übergehen, da Traken in ihnen keine Rolle spielt. 1413 wurde die erste Union zwischen Polen und Litauen vollzogen, und in diesem Jahre beginnt auch die lange Reihe der Burghauptleute, die uns Nisiecki überliefert; der erste war Simeon Sunigail, ein litauischer Bojar.

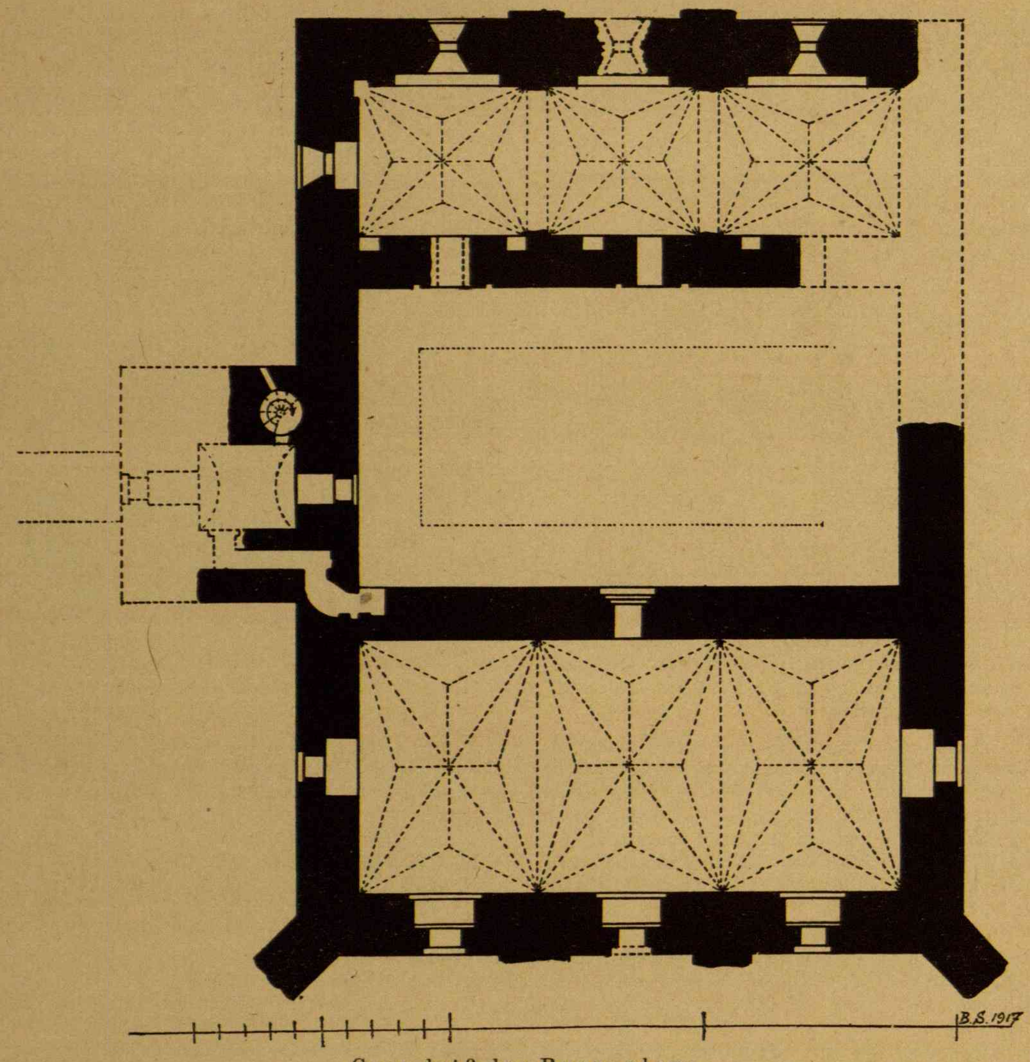
1430 stirbt Witold. Ihm folgten erst sein Vetter Swidrigello, dann sein Bruder Sigismund und 1440 Kasimir, Jagellos Sohn, der 1444 König von Polen wurde und sich vorwiegend in Polen aufhielt. Die Glanztage von Traken waren dahin.

*

Nach dieser geschichtlichen Vorbemerkung mögen nun die Mauern selbst zu Worte kommen; sie erzählen manches, von dem die Urkunden schweigen. Neu-Traken besitzt zwei große Ruinenstätten, die eine am Nordrande der Halbinsel, die zugleich den sich lang hinziehenden Marktflecken trägt, und die zweite nördlich davon auf einer Insel. Jene heißt die große Burg. Die Anlage besteht aus einem ziemlich regelmäßigen Mauerviereck von mehreren hundert Schritt Seitenlänge, das mit vier quadratischen Ecktürmen besetzt ist. Die Mauern selbst sind größtenteils verschwunden, während die aus Ziegeln gebauten Türme noch stehen. In der Mitte erhebt sich ein hoher, noch unerforschter Erdhügel. Als Burg ist das Ganze zu groß, auch zu wenig gesichert; eher möchte man an eine verlassene oder nicht zustande gekommene Stadtgründung denken, in deren Mitte vielleicht das feste Haus des Landesfürsten stehen sollte. Neuzeitliche Parkanlagen füllen jetzt den weiten Raum aus, und nur am Nordufer steht ein kleines Gehöft, die Behausung des Fährmanns, der uns zur kleinen Burg hinüberrudert. Jetzt erst gewahren wir die Schönheit der Seelandschaft, deren Ufersäume von ernsten, schweigsamen Waldungen bekränzt werden. Wie ein Märchenschloß steigen mit einem Male die

[1]) Ordensburg am Frischen Haff, Kreis Heiligenbeil.

[2]) Im Kreise Kulm, an der Weichsel gelegen.



Grundriß der Burganlage

leuchtenden Backsteinmauern der Burgruine aus den Laubwipfeln empor und locken den Ankömmling zur Rast in der einsamen, völlig unbewohnten Insel.

Der im allgemeinen gut erhaltene Bau zerfällt in die beiden üblichen Teile jeder Burganlage, in die eigentliche Burg, das ‚Haus', und in die Vorburg. Das Haus liegt auf dem östlichen Teile der Insel, die hier eine kleine Erhebung aufweist, und besteht aus zwei gegenüberliegenden Flügeln von 14,40 und 10,60 m Breite, die einen Hof von 11,70 m Breite einschließen, so daß der Bau 36,70 m Gesamtausdehnung hat, bei 26 m Länge in der anderen Richtung. Den Hof schloß nach Osten eine Mauer ab; an der Westseite befand sich das von einem hohen Turm überragte Tor. Von Westen her gelangte man aus der Vorburg auf einer Brücke über den Hausgraben in das Burgtor und weiter in den inneren Hof. Das Erdgeschoß ist jetzt aber fast überall verschüttet, und vom inneren Torbogen ist nur noch das obere Drittel frei.

Der Südflügel ist in der Höhe von zwei Stockwerken erhalten. Hier befand sich im Hauptgeschoß, das jetzt ebenerdig liegt, ein den ganzen Flügel füllender Raum von 10,0 : 21,35 m Grundfläche und etwa 5,25 m Höhe. Drei reiche Sterngewölbe deckten einst den Saal; erhalten sind jetzt die Gewölbanfänge mit den zierlich profilierten Rippenbündeln und die aus Kalkstein ge-

hauenen Tragsteine. Fünf Fenster mit profiliertem Gewände spendeten reichliches Licht, waren aber aus fortifikatorischen Gründen mit starken Eisengittern bewehrt; leider wurden diese Gitter später ein Anlaß zur Zerstörung, da man in Kriegszeiten jedes erreichbare Stück Eisen ausbrach. Die Wände haben einen sorgfältig geglätteten Kalkmörtelputz, der sich noch heute trotz aller Witterungseinflüsse gut erhalten hat. Ein den ganzen Raum in 3 m Höhe umgebendes Ornamentband ist noch jetzt sichtbar; ferner in der mittleren Fensternische der Südwand eine merkwürdige Reihe von Malereien: in der Mitte, teils auf dem inneren Bogen, teils auf der Nischenwand, eine Figur im roten Gewande mit großem Kreuze auf dem Rumpfteil desselben, die Rechte segnend erhoben, die linke Hand mit einem grünen, tafelartigen Gegenstand abwärts haltend. Man möchte das Bild als Gottvater oder Christus deuten. Die rechte Seitenwand hat eine sitzende Figur, vor der eine männliche steht; zwei weitere stehende Männer, an der Fensterwand der Nische, scheinen zu dieser Gruppe zu gehören —: das Ganze wäre dann eine Anbetung der heiligen drei Könige. Die (vom Beschauer) linke Seitenwand hat eine stehende Heiligenfigur, vor der ein bartloser Mann kniet, vielleicht der Stifter der Bilder.

Eine genaue Aufnahme in natürlicher Größe und bei Sonnenlicht würde vielleicht noch mehr Anhaltspunkte für die Deutung dieser kunstgeschichtlich recht bemerkenswerten Malerei zutage fördern, die bisher noch nicht die ihr gebührende Beachtung gefunden hat. In seinem 1902 zu Wilna erschienenen Büchlein ‚Troki i Zamek Trocki' veröffentlich Wladyslaw Zahorski Aufnahme-Skizzen, die der Maler Vinzenz Smokowski 1822 gemacht hatte. Diese Skizzen sind insofern wertvoll, als sie noch mehrere Bilder zeigen, die nicht mehr erhalten sind. Zeichnerisch sind diese ungenügend, und die dort gegebenen Erklärungen sind anfechtbar. So wird z. B. die vorerwähnte Mittelfigur, mit weißem Kreuz auf dem roten Gewande, als der Großfürst Sigismund von Litauen (1432—1440), Witolds Bruder, gedeutet, angeblich, weil er in seinem Fürstensiegel ebenso dargestellt sei; es wird dann weiterhin aber auch von einem Fresko mit der Mutter Gottes und von Franziskanermönchen gesprochen. Syrokomla spricht daher die Vermutung aus, daß dieser unter Witold als Saal angelegte Raum später unter Kasimir Jagiellonczyk (Großfürst von Litauen 1440, seit 1444 König von Polen) zur Kapelle umgewandelt sei. Dieses mag zutreffen, obwohl die Vergleichung des einen Bildes mit der Siegesfigur wenig beweiskräftig erscheint. Der Sakramentsschrein ist nicht mehr nachweisbar, könnte aber in der Hofwand gewesen sein, wo jetzt ein größerer Mauerdurchbruch vorhanden ist. Dagegen scheint eine Sakristei nicht im ersten Bauplan gewesen zu sein. Ich möchte jedoch an der religiösen Deutung des Bildes festhalten, und dadurch rechtfertigt sich auch die Benennung ‚Kirche', wenn auch die Umänderung der Raumbenutzung im Beginn des 15. Jahrhunderts zugegeben werden mag.

Das Obergeschoß über der Kirche hatte drei einzelne Räume, die mit je einem Gewölbe überdeckt, aber etwas niedriger waren. Der Nordflügel, der bedeutend schmaler war (5,65 m Lichtweite), besaß ein gewölbtes Hauptgeschoß und ein ungewölbtes Obergeschoß, in beiden je drei Räume; ein Kaminrest in der Nordwestecke kennzeichnet den Bau noch mehr als Wohnflügel. Die Fenster sind kleiner als in der Kapelle, haben daher schräge Laibungen, um den Lichteinfall zu verbessern.

Die östliche Außenmauer des Flügels fehlt jetzt. Die Hofwände der Innenmauern sind geputzt und haben Ansatzspuren ehemaliger Holzgalerien. Merkwürdige, sorgfältig verputzte Mauerfalze, die jetzt fast wie ein Dekorationsmittel aussehen, haben ursprünglich wohl Wandstiele und Rähme aufgenommen.

Und nun der Turm, der die Burgmauern weit überragt. Auf stattlicher Grundfläche von mehr als 9 m Seitenlänge erhebt er sich jetzt sechs Geschosse hoch, besaß aber vielleicht noch ein siebentes mit dem Wehrgang. Eine jetzt ausgebrochene Wendeltreppe führte von der Torkammer nach dem dritten Geschoß, von da vermittelten Wandtreppen den weiteren Aufstieg. In seiner Anlage diente der Turm einem dreifachen Zweck, sowohl als Schutz für das Tor wie auch als Warte und als Bergfried.

Die Zerstörung des Schlosses soll 1655 erfolgt sein, in dem Kriege, den Polen mit dem Zaren Alexej um den Besitz der Ukraine führte. Durch Sprengung wurde die vordere Turmwand zerstört und abgelöst, so daß man jetzt in das Innere hineinsehen kann. Ein ungeheurer Schuttberg fiel in den Graben und häufte sich so an, daß das Burgtor von außen ganz verschüttet ist.

Die ganze Anlage trägt nicht mehr das Gepräge einer frühmittelalterlichen Burg mit ihren gehäuften Wehreinrichtungen, sondern das eines befestigten Wohnbaues. Ein Parcham mit äußerem Mauerkranze war auf drei Seiten bestimmt nicht vorhanden, und vielleicht auch nicht auf der vierten, am Hausgraben. Ecktürme fehlen ganz, und der eine große Turm weicht durch seinen bequemen Treppenaufgang von der Bauart der alten Bergfriede erheblich ab.

Wenn das verschüttete Erdgeschoß die Wirtschaftsräume enthielt, so müssen wir im Haupt- und Obergeschoß die Wohn- und Repräsentationsräume des Burgherrn und seiner Familie suchen Das jetzt fehlende Dachgeschoß mit den Wehrgängen, dessen Ansatz wir wenigstens für den Südflügel am Turm noch sehen, enthielt wohl Speicher, vielleicht auch Dienerstuben. Sehr umfangreich war der ganze Bau trotzdem nicht und als Fliehburg, als Kernwerk einer größeren Wehranlage, gewiß nicht bestimmt.

Bemerkenswert ist die hervorragende Sorgfalt, mit welcher der Bau wie aus einem Guß errichtet ist. Bis zur Oberkante des Hauptgeschosses sind die Mauern aus Findlingsgranit errichtet, in gleichmäßigen, wagerecht abgeglichenen Schichten. Darüber ist alles aus Ziegeln großen Formates aufgeführt. Ziegelbrand, Mörtelmischung und Mauertechnik sind von vollendeter Beschaffenheit, wie wir sie nur an den besten Bauten des preußischen Ordenslandes finden. Die Profilierung der Einzelglieder bietet nichts Ungewöhnliches, verrät aber im Rahmen des Hergebrachten eine sichere Hand. Gewölbe von 10 m Spannweite mit rd. $^1/_5$ desselben als Widerlagsstärke, wie sie hier im Kapellenflügel vorhanden waren, sind jedoch eine Leistung, die nur ein besonders erfahrener Baumeister zustande brachte. Auffallend ist auch an allen Fenster- und Türöffnungen die ausschließliche Verwendung des Rundbogens, die wir hier als Merkmal einer vorgeschrittenen, zu stilistischen Neubildungen neigenden Halbgotik ansehen müssen. Gewaltsam sind die Eisenbauteile und, zum Kalkbrennen, die Gewölbekonsolen ausgebrochen; hiervon abgesehen, zeigt sich alles Mauerwerk noch in tadelloser Beschaffenheit und entzückt das Auge jedes Freundes alter Baukunst.

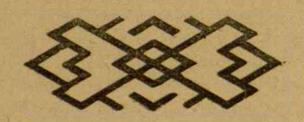
Die Vorburg befindet sich westlich hiervon auf dem niedrigeren Teile der Insel. Sie hat eine unregelmäßige Planbildung, indem sie der natürlichen Uferlinie folgt. Wie auch sonst üblich, waren zuerst die Außenmauern massiv gebaut, die Innenmauern aber in leichterer Bauart, weshalb die Zerstörung hier gründlicher erfolgt ist — in dem dichten Gestrüpp kann man nur die Grundmauern noch verfolgen. An die Ringmauern lehnten sich innen Wirtschaftsgebäude an, wohl vorwiegend Stallungen und Scheunen, ferner Mälzerei, Brauhaus, Backhaus, Schmiede u. dgl. Das Tor ist in der Südwestfront zu suchen, die von zwei mächtigen Rundtürmen flankiert ist. Auch diese sind wieder von ganz eigener Bauart. Auf quadratischem Granitunterbau von rd. 13,00 m Seitenlänge, der oben in das Achteck überführt ist, erhebt sich ein kreisrunder Turmkörper aus Ziegeln: der besser erhaltene Südturm hat noch zwei solcher Obergeschosse, von denen das untere eine Reihe von Scharten für die Lagerung von Hakenbüchsen enthält; der Nordturm ist etwas höher, aber durch Sprengung mehr beschädigt.

Wie jede echte Ruinenstätte, so hat auch Traken den Schleier dichten Baumwuchses. Birken, Erlen, wilde Birnen, Spindelbäume u. a. gedeihen hier üppig und bringen an die sterbenden Mauern das Bild schaffenden Lebens.[1]) In alter Zeit wird es hier etwas anders ausgesehen haben; denn ein fürstlicher Haushalt braucht Arbeitsplätze, und der Raum auf der Insel ist knapp. Wer aber jetzt in die Lage kommt, als Besucher oder Forscher hier eine Stunde oder einen Tag zu verweilen, wird von den vielseitigen Eindrücken dieser einsamen Inselburg völlig im Bann gehalten.

Nun entsteht noch die Frage nach der Zeitstellung des Baues. Alle die vorhin beschriebenen technischen Merkmale sind frühestens in dem späteren Verlaufe des 14. Jahrhunderts denkbar. Die Regierungszeit Keistuts erscheint hierfür noch etwas zu früh; auch die kirchlichen Bilder, die auf den frisch zubereiteten Putz gemalt wurden, sind erst nach 1366 denkbar. Im Anschluß an Pusilies Notiz von dem heimlichen Burgneubau 1401 kämen daher die sich an den Waffenstillstand von 1396 unmittelbar anschließenden Jahre für den Bau in Betracht, also die ersten Regierungsjahre Witolds. Auch der Orden wandte damals dem Burgneubau erneut seine Aufmerksamkeit zu, in Bütow, dann an der Ostgrenze in Ragnit, Barten u. a. O. und, soweit es ihm möglich war, in Schamaiten. Der Entschluß, sich hier eine neue Residenz zu bauen in einer, solange es frostfrei ist, uneinnehmbaren Position, ist einem so weitblickenden Politiker, wie es Witold war, wohl zuzutrauen.

Die sogenannte große Burg, auf der Halbinsel, könnte man dem ersten Burgbau Keistuts zuschreiben, obwohl die äußeren Merkmale hier nicht so deutlich sind. Als befestigtes Lager paßt die Burg mehr in das Zeitalter eines von westlicher Kultur weniger berührten Fürsten, hat auch eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Mauerviereck Wilnas, das der alte Holzschnitt von Braun und Hogenberg erkennen läßt. Es käme dann die Mitte des 14. Jahrhunderts als Bauzeit in Frage. Die Werkleute, die hier tätig waren, namentlich an dem Burgbau Witolds auf der Insel, haben ihre Lehrzeit jedenfalls in Preußen durchgemacht, sind dann, wie das auch heute noch vorkommt, unternehmungslustig in die Fremde gezogen und verpflanzten deutsche Bauweise auf dieses schöne ferne Eiland.

[1]) Auf einer Smokowskischen Handzeichnung von 1822 ragen die Mauern hoch hinaus über wenig niedrig gebliebenes Gebüsch.



Litauen als Schauplatz der Deutschordenskämpfe

Von Archivrat Dr. Schottmüller (Danzig)

Das litauische Land ist nicht zum ersten Male in der Geschichte Kriegstheater. Geländebeschaffenheit und demgemäß politische, wirtschaftliche und strategische Wichtigkeit machen immer wieder dieselben Gegenden zum Schauplatz heftiger Kämpfe; so geschah es in Flandern und Frankreich, Polen, Serbien, Rumänien, und nicht minder gilt dies für Litauen, wo an den Ufern von Memel und Wilja, Dubissa und Nawese die deutsche 10. Armee in diesem Weltkrieg die Wacht gegen den Russen hielt. Auch hier ist's alter Kampfboden, einst hartumstritten zwischen dem deutschen Ritterorden und den Litauerfürsten. Unendlich viel Tatkraft ist von den Deutschen hier aufgewendet, viel deutsches Blut hat schon der Boden Litauens getrunken! So erwacht uns dort die Erinnerung an ferne Zeit, um so mehr, als die Kampfesweise der alten Litauer vielfach der heutigen russischen ähnlich war, der in Ostpreußen, Galizien und Rumänien angewandten Kosakenstrategie mit räuberischem Ueberfall, Brandstiftung, Vernichtung aller Lebensmittel und Fortschleppung der Bevölkerung.

Als der Deutsche Orden 1283 nach der Niederwerfung der Sudauer seine Herrschaft endgültig in Preußen befestigt hatte, entsprach sein Verwaltungsgebiet nach Osten zu noch nicht dem heutigen Umfang der Provinz Ostpreußen. Zum Grenzschutz gegen die Litauereinfälle ließ man damals im Osten die sog. Wildnis bestehen, einen schwer durchschreitbaren Urwald, der vom Südufer des kurischen Haffs bei Labiau sich etwa in südsüdöstlicher Richtung gegen die masurischen Seen hinzog. Denn die nordöstlich davon am Unterlauf der Memel und Oberlauf des Pregels wohnenden Litauerstämme (Nadrauen und Schalauen) hatten oft den Preußen Waffenhilfe gegen den Orden geleistet. Das Hauptland der Litauer lag jenseits der Memel und zerfiel geographisch und mundartlich in zwei durch die Nawese, einen rechten Nebenfluß der Memel, getrennte Gebiete: westlich in das sog. Schamaiten (Samogitien) d. h. Unterland, östlich der Nawese das Oberland oder Auxtoten. In letztem liegen die Orte Wilna, Troki, Nowogrodek, Kowno, Wilkomir; in Schamaiten: Rossjeny, Schawli, Ponewjesch, Eiragola.

Die litauische Landschaft und ihr Klima im 14. und 15. Jahrhundert schildert Caro in seiner polnischen Geschichte als sehr rauh und unwirtlich: dichte Wälder, in denen noch nie eine Axt gelichtet, umschatteten düster das trübe Land, und an den Säumen der Wälder gähnte langhin die sumpfige Heide, in deren gesenkteren Becken sich flache, fischreiche Seen sammelten. Die Sonne selbst schien kraftlos; denn an 7—8 Monaten lagerte Eis auf Seen und Sümpfen, und der Sommer währte selten über 2—3 Monate. Das Getreide reifte kaum. Weit zerstreut lagen die elenden Hütten, in denen auch die Häuptlinge wohnten. Falls der kurze Sommer es zuließ, baute man Flachs und Lein zur Gewinnung der Kleiderstoffe, Getreide und Rüben zur Nahrung. Der Graswuchs in den Wäldern und der Wasserreichtum begünstigten Viehhaltung und Pferdezucht, und was das Leben sonst erheischte, bot die Jagd, Fischerei und die Ausnutzung der Honigbäume der Waldbienen.

Die alte Bevölkerung dieses rauhen Landes war von großer Zähigkeit und einer in dauernden Nachbarkämpfen mit Polen und Russen erprobten Kriegstüchtigkeit. Trotz ihrer einfachen Waffen, Speer und Bastschild, erwiesen sich die alten Litauer auch den Ordensrittern als nicht ungefährliche Gegner. Todesmutig und kühn im Angriff, zeigten sie auch in der Verteidigung viel größere Umsicht als selbst die Preußen; mit großer Gewandtheit stellten sie in kürzester Frist ihre beschädigten Burgen wieder her, legten neue an besonders geeigneter Stelle an und unterhielten in ihnen regelmäßigen Wachtdienst, indem die Besatzung in gewissen Zwischenräumen abgelöst wurde. Hatte sich bekanntlich in Litauen das Heidentum in Europa am längsten behauptet, so haben unter den Litauern gerade die Schamaiten der Einführung des Christentums am hartnäckigsten, bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts, sich widersetzt und trotz furchtbarster Verwüstung ihres Landes ihren Glauben und ihre Unabhängigkeit lange glücklich verteidigt. Zu einem so nachhaltigen Erfolge wie gegenüber den Preußen, mit deren endgültiger Niederwerfung und Eindeutschung die Kämpfe endeten, sind die Ordensritter in Litauen nie annähernd gelangt. Von 1283 bis 1409, bis zum großen Schamaitenaufstand im Vorjahr der Tannenberger Schlacht, haben die Ritter auf den sog. ‚Litauerreisen', den jährlichen, meist im Winter unternommenen Feldzügen, hartnäckig und blutig kämpfen müssen. Das Ziel dieser langen Fehde war zumeist Schamaiten; der Zweck der Kämpfe war aber nicht bloß die satzungsgemäß geforderte Ausbreitung des Christentums unter den Heiden, sondern die Beherrschung dieses Landes, das sich wie ein Keil zwischen das preußische Ordensland und seine livländische Provinz ein-

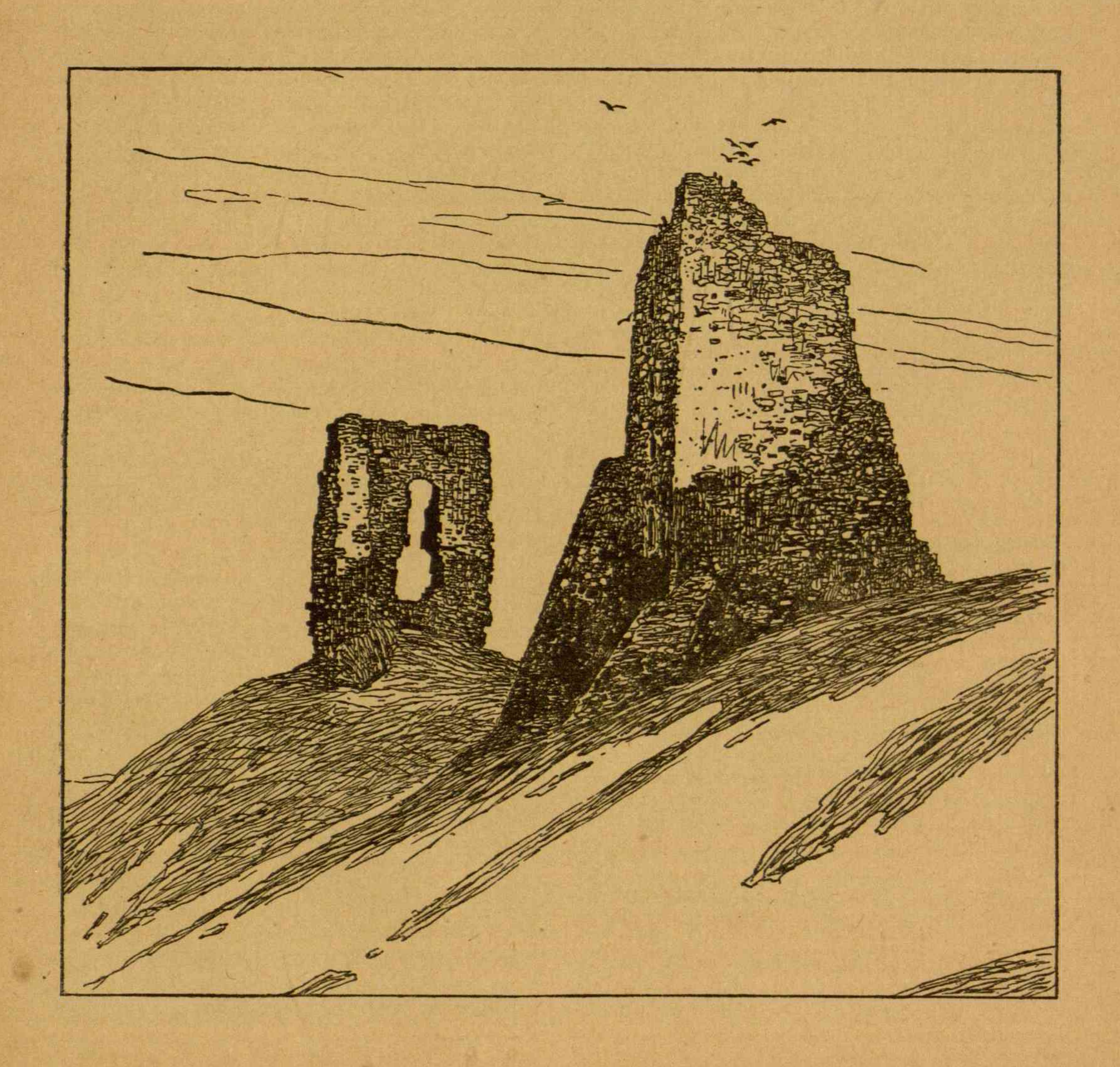
schob. Diese hemmende Schranke mußte jede gesunde Ordenspolitik zu beseitigen suchen, und so schien zur endgültigen Sicherung Preußens und Livlands kein Kampf zu lang und zu schwer. — Bei dem ewigen Einerlei dieser jährlich sich wiederholenden Litauerreisen würde die Aufzählung aller Einzelheiten ermüden; vielleicht werden aber einige allgemeine Angaben über die Art der Kriegführung damals in Litauen Beachtung finden.

Anfangs bewegte sich die Kampfesweise der Ritter in der in Preußen bewährten Form des Heidenkampfes: Einfälle mit Brand, Verwüstung, Fortführung des Viehs, Belagerung, Eroberung und Zerstörung der Burgen und Burgwälle, ohne daß ein festes Fußfassen oder Behaupten auf die Dauer möglich war, da Lebensmittelmangel, die Gefahr der Umgehung und des Abgeschnittenwerdens durch nahende litauische Uebermacht die selten mehr als einige hundert Mann starken Ordensscharen zum baldigen Rückzug nötigte. Später, als Fürsten und Grafen aus Deutschland, Frankreich und England, mehr aus sportlichem als religiösem Antrieb, zu diesen Zügen der Ordensheere als Gäste sich einstellten, dehnten sich ihre Streifzüge bis gegen Wilna, Kowno, Troki oder Nowogrodek und Grodno aus; lange Zeit blieb aber Schamaiten das übliche Ziel, das durch das Memeltal unschwer zu erreichen war, entweder zu Schiff flußaufwärts oder zu Lande am Ufer entlang. Man teilte dabei wegen der schlechten Wege und zwecks leichterer Verpflegung gewöhnlich das Heer in kleinere Haufen (50 bis 100 Mann), die man erst nahe dem Ziel wieder vereinigte. Größere Abteilungen führte der Landmeister, später der Hochmeister mitunter selbst; sonst leitete in der Regel die Züge als der nächste zuständige Komtur der von Königsberg, dessen Komtureibezirk außer Samland das ganze östliche unterworfene Land, also auch Nadrauen und Schalauen umfaßte. Angesichts der zu großen Entfernung dieses Amtssitzes stellte sich aber ein Festhalten besetzter Gebiete als ganz unmöglich heraus, und so wurde 1289 nahe der litauischen Grenze mit Zuteilung von Schalauen und Labiau am Beginn der Memelstraße ein neuer Komtureibezirk in Ragnit begründet, der teils zur Sicherung des Grenzschutzes, teils als Ausgangspunkt für die jährlichen Litauerreisen dienen sollte. Darin also liegt die besondere Bedeutung der Komturei Ragnit. Die natürliche Verteidigungsmauer an der Grenze gegen Litauen bildete die obengenannte Wildnis, jenes östliche Gebiet, das seit der Verpflanzung und Ausrottung der Sudauer als zu entlegen und unsicher unbesiedelt geblieben war und sich mit einer Urwaldzone bedeckt hatte. Durch diese liefen nur zwei für größere Heere brauchbare Straßen; die nördliche längs der Memel auf Kowno zu, die südliche etwa aus der Gegend von Rastenburg nach Grodno hin. Jedoch auch diese Straßen hatte der Orden ab und zu durch Baumverhaue, Gräben oder Schanzen geschlossen. Wie Schloß Ragnit im Norden, so dienten zum weiteren Schutz des angebauten Landes gegen einen bereits durch die Wildnis vorgedrungenen Feind an deren westlichem Rande eine Reihe kleinerer Burgen, sog. Wildhäuser, z. B. Insterburg, Norkitten am Pregel, Allenburg, Nordenburg, Barten, Rastenburg, Johannisburg, Ortelsburg, Willenberg u. a. Für den Notfall ganz überraschender Litauereinfälle hatte die Ordensregierung zur Zuflucht für die Landbewohner mit ihrem Vieh und Hausgerät geräumige Rundwälle, sog. Fliehhäuser, vorbereitet.

Erkennt man in alledem eine vorausschauende, umsichtige Fürsorge, so zeigt auch sonst im Militärwesen der Ordensstaat eine kluge, fast neuzeitlich anmutende Organisation, wie dies für seine Finanzwirtschaft und straffe innere Verwaltung schon oft betont ist. Genau geregelt war z. B. die Ausrüstung der Wildhäuserburgen: noch heut liegen uns vor, aus der Zeit des Marschalls Konrad von Wallenrod, die Listen über die für jede dieser kleinen Burgen gegen Litauen bestimmte Zahl von Armbrusten (4 bis 8 Stück), die als Abwehrwaffen auf schmalem Verteidigungsabschnitt damals wohl die Bedeutung unserer heutigen Maschinengewehre hatten; demgemäß war die Munition reichlich bemessen, für jede Armbrust 12 bis 40 Schock Pfeile. Und wie die Nachrichtenabteilungen der heutigen fremden Generalstäbe, so unterhielt auch die Deutsch-Ordens-Verwaltung Agenten und sammelte deren Berichte zu etwaigem späterem Gebrauche. Für solche militärischen Zwecke in Litauen erhob man eigene Steuern, z. B. das sog. Wartegeld, bestimmt zur Besoldung der in Litauen unterhaltenen ‚Späher', Agenten, die rechtzeitig Nachrichten von bevorstehenden Litauereinfällen zur Warnung senden mußten, und ferner das sog. Schalwenkorn oder Schalauisch Korn, das zur Verproviantierung der zuerst in Schalauen, dann auch im übrigen Litauen gebauten Ordenskastelle gefordert wurde. Hinweise auf die für Litauen zuständige Nachrichtenstelle, die dem Ordensmarschall und Komtur zu Königsberg als Leiter des ganzen Ordenskriegswesens unterstand, haben wir heute noch in den sog. Litauischen Wegeberichten. Diese offenbar amtlich angelegte Sammlung enthält 100 Berichte, teils in Urschrift, teils in gleichzeitiger Abschrift, die dem Marschall über geeignete Einmarschwege nach Litauen zugegangen waren. Die Befehlshaber an der Grenze ließen die Aussagen wegekundiger Leute aufzeichnen, die die Straßen in jene Gebiete aus eigener Erfahrung kannten oder zur Erkundung eigens ausgesandt waren. Diese Berichte äußern sich mehr oder minder eingehend über die Entfernungen, die Zwischenorte, die Wegebeschaffenheit, die zu beachtenden Schwierigkeiten und die etwaigen Mittel zu ihrer Beseitigung, über die Gangbarkeit der Wege für größere oder kleinere Abteilungen (50 bis 100 Mann). Die Aufzeichner waren zumeist Wegweiser (sog. ‚Leitsleute') aus preußischen Grenzorten, besonders aus den Komturen Balga, Brandenburg, Königsberg, Ragnit und Memel, oder Besatzungstrup-

pen aus den an der Wildnis und jenseits der Grenze angelegten Ordensburgen, aber auch Bewohner des feindlichen Gebietes, entweder flüchtige Litauer oder Preußen, die sich in Litauen angesiedelt hatten. Die Berichte entstammen der Zeit etwa von 1384 bis 1402 und nennen unter anderen manche aus den heutigen Heeresberichten uns bekannten Orte wie Betigola, Eiragola, Olschany, Rossjeny, Ponewjesch, aber auch Grodno, Kowno, Lida, Nowogrodek (deutsch Naugarten), Troki und Wilna. Auch bis zu diesen letztgenannten Stätten sind die Waffen der deutschen Ritter mehrfach vorgedrungen: Kowno sah sie 1348 und 1362 vor seinen Mauern, Nowogrodek 1314; Grodno 1283, 1328, 1393, Wilna 1365 und 1377, Troki 1375, 1377, 1381 und 1383. Manche dieser Orte haben die Ordensscharen seinerzeit erobert, aber doch nie länger als einige Wochen behaupten können. Der Mangel an völlig gesicherten Etappen zwang meist zu baldigem Rückzug, und dieser gestaltete sich, da es mehrfach den Litauern gelang, die in der Wildnis vom Orden angelegten Vorratsplätze vorher zu zerstören, oft recht schwierig und gefährdete die vorgeschobenen Stützpunkte.

Die siegreiche Behauptung Litauens, die vor 500 bis 600 Jahren den Deutschen Ordensrittern versagt blieb, hat erst das deutsche Volksheer, in dessen Reihen wie einst im Deutschorden nord- und süddeutsche Mannen nebeneinander stehen, sich erkämpft; fester als damals steht heute die deutsche Wacht in Litauen, und die Heimat weiß sich sicher vor neuem feindlichen Einbruch.



Der Gesandtschaftsbericht des Ordensspittlers Grafen Konrad von Kyburg vom Jahre 1397 — eine Fälschung

Von Geh. Archivrat Dr. Karge (Königsberg Pr.)

In der neueren polnischen Literatur zur Geschichte Litauens und Wilnas, von Theodor Narbutt an über J. J. Kraszewski bis zum Domherrn Kruczowski, spielt ein angeblicher Gesandtschaftsbericht des Obersten Ordensspittlers Grafen Konrad von Kyburg vom Jahre 1397 eine Rolle. Kyburgs angebliche Schilderungen von dem Zustand und den damaligen Bauten Wilnas haben auf alle polnischen Geschichtsforscher, die sich bisher mit Wilnas Geschichte beschäftigt haben, einen bestimmenden Einfluß ausgeübt und ihnen als Quelle und Untergrund für ihre Auffassung gedient. Gedruckt ist der Bericht zum erstenmal von Theodor Narbutt in dessen ‚Kleineren geschichtlichen Schriften' (Wilna 1856, S. 133-162). In eingeweihten Kreisen muß er jedoch schon vorher bekannt gewesen sein. Kraszewski bezieht sich auf ihn in seiner Geschichte Wilnas im dritten Bande; und dieser Band ist bereits 1840 erschienen. Narbutt will den Bericht, wie er in der Ueberschrift sagt, von dem Geistlichen und Lehrer an der ehemaligen Wilnaer Universität, dem Magister der Philosophie Nacewicz erhalten haben.

Bei näherer Nachprüfung erweist sich der ganze Bericht als gefälscht, als eine Stilübung, die unverkennbar aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts stammt. Alle darauf aufgebauten Darstellungen und Vermutungen fallen wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Narbutt will freilich selbst gewisse Bedenken gegen die Echtheit dieses sonderbaren Schriftstücks, das ihm mit anderen handschriftlichen Quellen zur litauischen Geschichte zusammen von Herrn Nacewicz in die Hände gespielt wurde, zu Anfang gehabt haben, wie er in zwei Nachschriften zum Ausdruck bringt; doch hat er seine Zweifel später niedergekämpft und ist schließlich von der Echtheit überzeugt.

Den ersten Anlaß zu einem gewissen Verdacht gegen diesen Bericht liefert schon rein äußerlich die Tatsache, daß seine deutsche Urschrift in dem Archiv des deutschen Ordens, das sich im Staatsarchiv zu Königsberg befindet, fehlt und nicht aufzufinden ist. Daß sie verloren gegangen sein sollte, ist kaum anzunehmen. Daß ferner Johannes Voigt in seiner großen neunbändigen ‚Geschichte Preußens' ihn nirgends erwähnt hat, erhöht das Mißtrauen. Voigt hat mit emsigem Bienenfleiß von überall her die Quellen zur Ordensgeschichte zusammengetragen oder durch andere für sich sammeln lassen; er hat überallhin seine Beziehungen und Fühler ausgestreckt und sicher auch nach Wilna, wo er an der damals noch bestehenden Universität wohl Freunde gehabt haben dürfte. Weitere Bedenken ergeben sich, wenn man an die Zeitfolge denkt: die hier in Betracht kommenden Voigtschen Bände 3—6 sind in den Jahren 1828-1834 erschienen, während der angebliche Gesandtschaftsbericht Kyburgs zum erstenmal in dem 1840 herausgekommenen dritten Bande von J. J. Kraszewskis ‚Geschichte Wilnas' erwähnt wird. Aber er könnte ja letzten Endes in den Papieren des Herrn Nacewicz noch unbekannt verborgen gewesen oder absichtlich zurückgehalten worden sein, als Johannes Voigt nach Quellen und Schriften zur Geschichte des Deutschen Ordens in Wilna nachfragte.

Zur vollen Gewißheit wird die Tatsache der Fälschung jedoch, wenn man den Bericht sich näher ansieht. Mit seinen breiten Zustandsschilderungen stände er einzigartig in der gesamten Berichterstattung der Ordensdiplomaten da. Kurz und sachlich ist sonst ihre Sprache, ihr Augenmerk nur auf die Durchführung des ihnen gewordenen politisch-diplomatischen Auftrags gerichtet. Auf die ihnen fremde Umwelt, die sie bei der Erledigung ihrer Aufträge oft umgeben hat, fallen zu unserm Leidwesen nur gelegentlich spärliche Lichtblicke. Und dazu noch dieser neuzeitlich romantisch-sentimentale Tonfall, in dem der redeselige Graf erzählt. Für wen und zu welchem Zwecke nur immer sollte Kyburg diesen Bericht mit seiner Beschreibung der litauischen Bewaffnung, litauischer Volksfeste und der Wilnaer Baulichkeiten geschrieben haben? Etwa für den Hochmeister und seine Ordensbrüder? Sie kannten Litauen und Wilna genau von ihren vielen ‚Reisen' her und von der letzten Belagerung 1390. Die Stilübung des Ordensspittlers wäre für sie überflüssig gewesen. Und wenn er sie etwa für seine deutschen Verwandten zu ihrer Erheiterung und Bereicherung ihrer Kenntnisse bestimmt hätte, so ist es doch sonderbar, daß seine Niederschrift oder deren Uebersetzung ins Polnische sich just nach Wilna verirrt haben sollte, während die eigentliche Urschrift in der Schweiz, wo die Kyburgs herstammen, und in Süddeutschland unbekannt geblieben ist.

Richtig ist, daß Graf Konrad von Kyburg, als Ordensspittler und Komtur von Elbing (1396-17./4. 1402), nachdem er vorher der Reihe nach Komtur von Nassau, Osterode und Balga gewesen war, an der Gesandtschaft teilgenommen hat, die der Hochmeister Konrad von Jungingen im April des Jahres 1398 an den Großfürsten Witold nach Grodno abschickte, um den zwischen ihnen beiden in Aussicht genommenen Frieden abzuschließen. Die Gesandtschaft bestand aus dem Großkomtur Wilhelm von Helfenstein, Kyburg, dem Komtur von Ragnit Marquard von Salzbach und dem Komtur von Osterode Johann von Schönfeld. Den Wortlaut des am 23. 4. von ihnen zustande gebrachten vorläufigen Friedens hat Anton Prochaska in seinem ‚Briefbuch des Großfürsten Witaut‘ (Krakau 1882, S. 51) mitgeteilt; auch die Namen der Ordensgesandten sind in der Urkunde aufgeführt. Ob Graf Konrad von Kyburg indessen im Jahre 1397 in Wilna gewesen ist, ist fraglich und wird sich wohl kaum noch feststellen lassen. Man kann nur annehmen, Herr Nacewicz, der ohne Zweifel der geheime Verfasser jener Stilübung ist, hat sich durch die etwas unklare Datierung bei Johannes Voigt, die bei dessen Nachschreiber Theodor Narbutt nicht gerade an Klarheit gewonnen hat, bestimmen lassen und das Jahr 1397 gesetzt, in der Annahme, diese Friedensverhandlungen seien in Wilna geführt worden. Auch unter dieser Voraussetzung aber ist es ein geschichtlicher Irrtum und eine Verzeichnung, den Grafen Kyburg so herauszustellen und ihm solche Ehren und Anreden zuteil werden zu lassen, wie der Wilnaer Bischof Andreas sie ihm angeblich erwiesen hat —: er sehe in dem Grafen Kyburg den Vertreter des Hochmeisters und wolle diesen in ihm ehren — so läßt der Verfasser den Bischof sprechen. In Wirklichkeit hätte dem Ordens-Großkomtur Wilhelm von Helfenstein dieser Platz gebührt; er stand im Range höher als Kyburg und war der Führer der Gesandtschaft.

Wie dem aber auch sei, ein weiteres untrügliches Merkmal für die Unechtheit des Berichts ist die starke Betonung des geistlichen Elements. Die Gesandtschaft hatte nur diplomatisch - politische Aufträge an den Großfürsten auszurichten und nur mit ihm zu verhandeln. Die Erzählung von dem feierlichen Empfang und Essen beim Bischofe von Wilna trägt den Stempel der Erfindung an der Stirn. Vor uns liegt ein langer Gesandtschaftsbericht aus London, den ein Bruder oder Vetter des Grafen Konrad, Graf Rudolf von Kyburg, in denselben Jahren dem Hochmeister abgestattet hat. Nur mit dem englischen Könige und dessen Rat sowie mit dem Rat der Städter hat er verhandelt; er berichtet über nichts anderes, obwohl es in London damals doch wohl mehr zu sehen gab als in Wilna.

Und nun die Sprache des Berichts! Sie ist so wenig mittelalterlich, daß man sich schier wundern muß, daß Theodor Narbutt die Fälschung nicht erkannt hat. Dem Grafen Kyburg werden Gedanken und Empfindungen in den Mund gelegt, die erst die Zeit der Romantik hatte. So ist der Ausdruck „vor das Antlitz des Monarchen“ für den Sprachgebrauch der Ordenszeit unmöglich. Die Beschreibung Kownos ist reine Erfindung und geschichtlich widersinnig. Geradezu köstlich aber ist der Satz: „Das Kownoer Schloß ist in wunderbar schönem Geschmack gebaut und verziert“ — so schreibt wohl ein gefühlsam empfindender Romantiker aus der Zeit um 1830, aber kein Deutsch-Ordensbruder aus dem Jahre 1397.

Herr Magister Nacewicz läßt den Grafen Kyburg sogar wiederholentlich in solche Bekundungen kunstgeschichtlichen Erstaunens ausbrechen. Weiterhin hat der Verfasser dieses Berichts keine Ahnung von der Größe der Besatzung einer mittelalterlichen Burg von mittlerer Größe, zumal in Friedenszeiten, wenn er von 4000 Mann spricht: noch nicht 400 Mann stark wird die Besatzungstruppe Kownos gewesen sein. Und dann diese Schilderung einer archäologischen Ausgrabung in dieser Burg! Auch die Beschreibung der Bewaffnung des litauischen Kriegsvolkes ist frei erfunden. Wir können dabei einen wertvollen Blick in die Werkstatt des Verfassers tun: er läßt das Auge des Ordensspittlers zuerst auf „die nach dem Muster der schweren polnischen Reiterei Bewaffneten“ fallen und ihn sein Erstaunen über diesen prächtigen Anblick aussprechen. Was nicht nach dem Muster der schweren polnischen Reiterei bewaffnet war, taugt nichts! Hat Theodor Narbutt, der doch selber ein Litauer war, bei dem Namen ‚Ottokhar Ostykowicz‘ keinen Verdacht geschöpft? Bei den Ostyk Radziwills kommt dieser Vorname, soweit ich sehe, niemals vor, er ist für die älteste litauische Zeit sogar unmöglich. Und dieser Ottokhar Ostykowicz soll noch dazu das gute Deutsch, das er sprach, in Riga gelernt haben! Handwerker aus Luzk sollen zum Wiederaufbau der ausgebrannten Marienkirche auf dem Sande herangezogen worden sein —: eine Vermutung, die durch nichts begründet ist. Ferner würde Graf Konrad von Kyburg wohl kaum von einer Kathedralkirche gesprochen haben; sie war ja damals noch durchaus ‚Schloßkirche‘.

Mehr als verdächtig ist aber wieder die Stelle, in der er über den Empfang und das Essen beim Bischof spricht. Ich wies schon auf die Unwahrscheinlichkeit dieser Vorgänge hin. Die Vorstellung, der Saal, in dem die Herren gegessen haben, soll „rein ausgeweißt gewesen sein“, verrät einen viel späteren Schreiber. Damals wurden die kahlen Wände gewöhnlich mit Teppichen verhängt, und weiß waren sie sicherlich auch nicht. Das Mittelalter besaß ein stärkeres Gefühl für Farbenfreude als die nüchterne und arme Zeit nach 1800. Der breiten Beschreibung des Essens ist übrigens die spätere Erfindung sofort anzumerken.

Es fehlen die bezeichnenden sprachlichen Ausdrücke der Zeit; die Sprache ist neuzeitlich verwaschen. Das Bestreben des Verfassers, sein Volkstum und den geistlichen Stand nach Möglichkeit prächtig darzustellen, drängt sich dem Leser bei dieser Gelegenheit auf.

Doch weiter! Das Innere der Kathedrale soll „im jetzigen Geschmack" verziert gewesen sein —. Diese Ausdrucksweise ist für die Zeit um 1400 unmöglich. Kurz: „auf deutsch, auf welsch" — so etwa hätte Graf Kyburg geschrieben. Die weitere Beschreibung der Kathedralkirche ist natürlich freieste Erfindung. Hübsch ist wieder der Ausdruck „die im jetzigen Geschmack verzierte Vorhalle". Ganz die romantisch-sentimentale Stimmung vom Anfang des 19. Jahrhunderts verrät der Satz: „Die in das an sich schon ziemlich dunkle Heiligtum fallende Dämmerung wirkte wie ein melancholischer Zauber auf uns." Und sogar vierschiffig soll die Kirche bereits um 1397 gewesen sein! Gemeinhin waren die Kirchen in Litauen damals noch aus Holz gebaut; wurde doch z. B. auf dem Konzil zu Konstanz der Deutsche Orden von den vereinten Polen und Litauern beschuldigt, er habe bei der Belagerung Wilnas im Jahre 1390 „eine schön gebaute Holzkirche dort abgebrochen und zum Brückenbau benutzt".

Zu den verdächtigsten und schlimmsten Stellen gehört die phantasievolle, breite Schilderung der „harmonisch-musikalischen" Musik der Trompeten, Oboen (Hörner), Trommeln und großen Kesselpauken": „Der Lärm (der Musik) wurde allmählich schwächer und ging schließlich in das schöne, männlich mächtig und ausdrucksvoll gesungene Lied ‚Gloria Patri et Filio' über" usw. Und in diesem sentimental-geschwollenen Tone geht die Verherrlichung der Kathedrale und des Kirchengesangs noch einige Zeilen weiter. Hier verrät sich der spätere geistliche Fälscher durch die ganze Anlage seines Berichts auf den ersten Blick. Der Mann, der derartig breite Schilderungen einem Ordensgesandten des 14. Jahrhunderts in den Mund legen konnte, hat nie einen wirklichen Gesandtschaftsbericht in der Hand gehabt. Auch die ausführliche Schilderung des Gottesdienstes verrät den geistlichen Verfasser.

Ganz köstlich sind dann wieder die Beobachtungen und Aussprüche über die „christlich-ritterliche Gleichheit" der Litauer, die Herr Nacewicz dem Grafen Kyburg in den Mund legt: „Die Ehrerbietung (gegen Witold) war ritterlich, aber nicht monarchisch." Jedes weitere Wort dazu ist überflüssig. Die „Linden" in der St. Annenstraße, die Herr Nacewicz um das Jahr 1397 dort wachsen läßt, stammen natürlich aus den Jahren um 1830. Nach solcher stimmungsvollen Einführung wird dann die heutige St. Anna beschrieben, die doch erst um 1500 gebaut ist. Bestanden hat sie freilich schon damals: sie ist eine der ältesten Kirchen Wilnas und kommt schon im Jahre 1397 zum ersten Male urkundlich vor; doch sah sie natürlich damals ganz anders aus. Aber man höre und staune, was Herr Nacewicz hier erzählt: Die St. Annenkirche, die zwischen „wunderbar schön angelegten Gärten" liegt . . . „dies neue Heiligtum mit schmächtigen Türmchen, ergötzlich anzusehen" . . . „von roter Farbe" usw. — Das ist natürlich die heutige, erst um 1500 erbaute Kirche, deren äußere Gestalt der Ordensspittler Kyburg schon im Jahre 1397 gesehen haben soll oder vorahnend schildert!!

Auch der Umstand, daß der Verfasser den Gesandten erst alle Kirchen Wilnas besuchen läßt, ehe er zu seinem wirklichen Zwecke, der Abwickelung seiner politisch-diplomatischen Aufträge, kommt, verrät die Fälschung und legt den Gedanken an einen geistlichen Fälscher nahe. Die Ansicht, daß die Kathedrale an der Stelle steht, wo das heilige Feuer einmal gebrannt haben soll, der man in der gesamten Literatur über die Geschichte Litauens und Wilnas immer wieder begegnet, ist natürlich nichts anderes als eine gelehrte Fabel des 16. und 17. Jahrhunderts, der jede sichere Unterlage fehlt.

Eine der wundesten Stellen des ganzen Berichts bildet die ausführliche und breite Schilderung eines litauischen Volksfestes und der Volksbelustigungen. Die Vorstellung, ein Deutsch-Ordensabgesandter, der politisch-diplomatische Aufträge zu erledigen hatte, solle über solche Dinge soviel Worte machen, ist seltsam und weist nur zu deutlich auf eine Fälschung hin. Die Ordensherren kannten zudem die Litauer und Wilna zu genau, als daß sie sich in langen Schilderungen über beide ergangen hätten.

In dieser Weise könnte man den ganzen Bericht noch weiter zergliedern und zerpflücken und seine Unmöglichkeit nachweisen. Ich glaube jedoch, daß das bisher Gesagte schon genügt — der Fälscher ist entlarvt.

Und wenn man nun fragt, wie ist Herr Nacewicz auf diese geschichtliche Stilübung verfallen, so liegt die Erklärung für seine Gedankenzusammenhänge nahe. Die Auffindung verlorengegangener Handschriften lag damals in der Luft; man denke nur an Gustav Freytags Roman ‚Die verlorene Handschrift'. Unmittelbar angeregt wird Herr Nacewicz aber durch die Veröffentlichung der Königinhofer Handschrift im Jahre 1817 worden sein, jenes von Dr. W. Hanka und W. A. Swoboda gefälschten Bruchstücks alttschechischer Heldenlieder. Infolge der Auffindung des ukrainischen Igorliedes durch den Grafen Alexej Mussin-Puschkin im Jahre 1795 war auch der völkische Ehrgeiz der Tschechen geweckt worden: sie wollten ein ebenso altes Sprachdenkmal haben, wie die Russen es in dem Igorliede jetzt besaßen. Wenn aber das Original des Igorliedes bei dem Brande Moskaus 1812 verloren gegangen war und die Echtheit dieses eigenartigen Literaturdenkmals nur durch die Veröffentlichung des Grafen vom Jahre

1800 bewiesen werden konnte, so waren die Tschechen dagegen sogar in der Lage, mit einer ursprünglichen Handschrift in Pergament aufzuwarten, die Dr. Hanka bei der Herausgabe der Bruchstücke auf das Jahr 1300 etwa setzte. Leider aber kam die Fälschung nur zu bald an den Tag; Hanka selbst wurde sogar noch von seinen eigenen Landsleuten, die ein wissenschaftliches Gewissen hatten, als Fälscher an den Pranger gestellt. Diese Vorgänge hatten einen heißen literarischen Streit in den 20er und 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts entfesselt, der in den slavischen Nachbarländern besonders seine Kreise zog. Auch Herr Nacewicz ist unter diese Einflüsse geraten. Lokalpatriotismus und polnischvölkischer Ehrgeiz trieben ihn gleichzeitig an, im Geheimen etwas zu verfassen, was das Polentum und den geistlichen Stand zu gleichen Teilen verherrlichen könnte. Sein Opfer wurde schließlich der Ordensspittler Graf Konrad von Kyburg.

Selbstverständlich ist alles, was auf dem Berichte aufgebaut ist, ‚Schall und Rauch'. Und da die gesamte Geschichtsschreibung, soweit sie von polnisch-litauischer Seite stammt, von Theodor Narbutt an, diesen Bericht für die Darstellung der geschichtlichen Anfänge des Litauertums und der Stadt Wilna fast durchweg zugrunde gelegt hat, so ist die größte Vorsicht den betreffenden Abschnitten dieser Werke gegenüber geboten. Vorerst ist alles, was Narbutt selbst in seinen ‚Kleinen geschichtlichen Schriften' über die ältere Geschichte Wilnas erzählt hat, auszuschalten. Narbutt selbst aber möchte ich nicht für den Fälscher halten: er hatte bei seinen Arbeiten doch zu viel Ordenspapiere gelesen, als daß er den Stil der Ordensberichte nicht besser hätte kennen sollen. Doch der Vorwurf trifft ihn, daß sein Lokalpatriotismus mit ihm durchgegangen ist, um ein solches Machwerk nicht kurzer Hand zurückzuweisen.



Der Handel Litauens im 14. und 15. Jahrhundert

Der Handel Litauens befand sich bis zum Ende des 14., ja zum Teil noch im 15. Jahrhundert in den denkbar schwierigsten Verhältnissen, einerseits infolge der inneren Beschaffenheit und geographischen Lage des unwirtlichen Landes, anderseits seiner Beziehungen zum Auslande, namentlich der fortwährenden Streitigkeiten wegen, die das Land mit dem Deutschen Orden, mit Polen, Rußland und den Tataren auszufechten hatte. Städte, die ja überall den Mittelpunkt des Handels bilden, besaß das Land so gut wie nicht, wenigstens nicht in westeuropäischem Sinne. Einige feste, wenn auch hölzerne Burgen: Kowno, Troki, Wilna, Krewo, Polozk, Nowogrodek, um die sich einige durchweg hölzerne Wohnhäuser gelagert hatten, ohne Stadtmauer, höchstens mit einem Wall und Graben umgeben, auch ohne eigene Stadtverfassung — das war alles. Diese Siedelungen waren fast ganz von Ausländern bewohnt: Deutschen, Polen, Russen und Tataren; die einheimische Bevölkerung mied die Städte und zog ein freies Dasein im Urwald, die Beschäftigung mit Jagd, Fischfang und Krieg dem ruhigen Handel und Gewerbe, ja selbst dem Ackerbau vor.

So lag denn der Handel nahezu ganz in den Händen der Fremden. Es war kein überseeischer Handel, da Litauen zu der Zeit keinen Zutritt zum Meere besaß; denn Samogitien war bereits fest in den Händen des Ordens. Von Polen war Litauen durch fast undurchdringliche Sümpfe und Wälder getrennt. Der bekannte Breslauer Geschichtsforscher J. Caro schildert in seiner ‚Geschichte Polens' (B. III, S. 20—21) das Land zur Zeit des ausgehenden 14. Jahrhunderts: „Je mehr man sich von den Grenzen Polens entfernte, um so mehr schwanden die Zeichen bürgerlicher Kultur, desto mehr trat den erstaunten Polen die Verwahrlosung eines primitiven Volksstammes entgegen, der nur den notdürftigsten Ackerbau betrieb . . . Dichte Wälder, in denen noch nie eine Axt gelichtet, umschatteten düster das trübe Land, und an den Säumen des Waldes gähnte lang hin die sumpfige Heide. Die Sonne selbst schien kraftlos, denn an zehn Monaten des Jahres lagerte das Eis auf den Seen und Sümpfen, und der Sommer währte nicht länger als zwei Monate etwa. Getreide reifte daher fast nie, und am Feuer wurden erst die feuchten Aehren gedörrt . . ."

So kam es, daß bei dem dürftigen Handel, der zwischen Polen und Litauen vor der Vereinigung beider Länder bestand, die aus Polen nach Litauen bestimmten Waren, meist Getreide, statt auf dem kurzen, aber äußerst beschwerlichen Landweg, meist die Weichsel hinab bis Danzig befördert werden mußten und dann längs der Küste, durchs Haff und die Memel hinauf bis Kowno verschifft wurden. Bei solchen Verhältnissen versteht sich von selbst, daß dieser Handel ganz der Aufsicht des Ordens unterlag, und so konnten zum Beispiel Waffen, die Litauen brauchte, durchaus nicht aus Polen eingeführt werden, da der Orden dies aus wohl verständlichen Gründen nicht zuließ. Was die Handelsbeziehungen mit den russischen Republiken Nowgorod und Pleskau (Pskow) betrifft, so waren diese ebenfalls infolge der Sümpfe sehr erschwert. Als der litauische Großfürst Witold einst mit großem Heere Pleskau bekriegen wollte, mußten 10 000 Arbeiter unermeßliche Wälder fällen, um seinem Gefolge eine schmale Straße durch die unergründlichen Moräste zu bahnen. Einem regen Handelsverkehr mit Moskau stand die allzu große Entfernung im Wege sowie das Fehlen einer natürlichen Wasserstraße. Außerdem war ein Austausch von Waren hier schon aus dem Grunde überflüssig, da beide Länder ungefähr die gleichen Erzeugnisse lieferten. Litauen besaß jedoch drei prächtige Wasserstraßen: den Dnjepr, die Memel und die Düna.

Der Dnjepr verband Litauen mit dem Schwarzen Meer und mit der genuesischen Handelskolonie Kaffa, die 1262 von Baldo Doria auf der Halbinsel Krim angelegt wurde (später Theodosia, jetzt Feodosia genannt). Die litauischen Großfürsten widmeten diesen Handelsbeziehungen großen Anteil; Witold hatte sogar am Dnjepr eine Zollkammer errichtet. Aber dies dauerte nicht lange; der Weg war zu weit und zu unsicher durch die Tatarenhorden, die den Unterlauf des Dnjeprs beherrschten. Der einzige Handel, der hier blühte, war der Sklavenhandel; die litauische ‚Ware' war in Kaffa sogar sehr gesucht: man zahlte für den Kopf bis zu 85 Dukaten. Es ist jedoch leicht begreiflich, daß ein solches Verhältnis für Litauen eher ein Unglück bedeutete, und daß es durchaus nicht darauf ausging, solche Beziehungen pflegen.

So blieben den Litauern noch zwei Handelsstraßen: die Memel und die Düna. Ein großes Uebel waren freilich die fortwährenden Streitigkeiten und Heerzüge, die sogenannten ‚Reisen', die sich alljährlich, ja oft zweimal im Jahre, wiederholten. Trotz dieser Hindernisse entwickelte sich aber der Handel Litauens mit dem Orden; es wurden sogar Verträge geschlossen, nach denen selbst während des Krieges den Kaufleuten volle Sicherheit zugesprochen wurde. Allerdings nahm man es damit nicht immer allzu genau; mehr als einmal büßten Kaufleute ihr ganzes Vermögen ein und mußten froh sein, wenn sie mit dem Leben davon kamen. Trotzdem war der Gewinn so lockend, daß sich immer wieder unternehmungslustige Leute einfanden, die gern ihr Geld und Leben aufs Spiel setzten.

Welche Waren kamen nun für den Handel mit Litauen in Betracht? Was die Ausfuhr anbelangt, so waren es vor allem die Erzeugnisse des Urwaldes: die Tannen und Kiefern Litauens, die als Mastbäume in Danzig, Königsberg und Riga sehr gesucht waren; ferner Holzkohle, Holzasche, Teer, Honig und Wachs, Häute und Felle, namentlich Biberfelle, Talg und eingesalzenes Fleisch der Auerochsen, Elentiere, Bären und Wildschweine. Dann kam noch Flachs hinzu und grobe Leinengewebe. Ackerbauerzeugnisse, namentlich Korn, führte Litauen zu der Zeit fast gar nicht aus, ja in Jahren der Mißernte war es sogar auf Getreideeinfuhr angewiesen. Von anderen Waren, die nach Litauen eingeführt wurden, sind vor allem zu nennen: Salz, Heringe, ferner für den Tisch der Reichen und Vornehmen: Rohrzucker und überseeische Gewürze, namentlich Pfeffer, dann feine Woll- und Seidenstoffe, fertige Kleider, Hosen und Mützen und Schmuckgegenstände. Außerordentlich gesucht waren bei den Litauern Waffen und die großen, starken Pferde, die aus Deutschland kamen und der schweren bepanzerten Reiterei dienten; jedoch war dieser Handel von dem Orden aufs strengste verboten und bestand nur in der Form des Schmuggels. Sonst wurde der Handel nicht nur aufs eifrigste vom Orden beschützt und gefördert, sondern dieser trat selbst als Großkaufherr auf und war bemüht, den gesamten Handel Litauens in seiner Hand zu vereinigen. In Kowno besaß der Orden ein eigenes Kontor, und Danziger Kaufleute bewohnten hier ein besonderes Viertel; beide Teile führten ihr Geschäft gemeinsam. Jedes Frühjahr kam die Memel herauf nach Kowno eine ganze Flotte von Schiffen und Flößen, reich beladen mit Waren des Auslandes, die hier abgeladen wurden, worauf die Erzeugnisse des Inlandes, die von den Kaufleuten während des Winters aufgekauft und in den riesigen Lagerräumen aufgespeichert waren, verladen und bald darauf nach Königsberg und Danzig verschifft wurden.

Dadurch, daß der Orden diesen größten Umschlageplatz, Kowno, in seiner Hand hielt, beherrschte er fast alle Handelsstraßen und Handelsplätze Litauens; er besaß kleinere Kontore in Wilna, Troki, Krewo, Smolensk, an anderen Orten hatte er Bevollmächtigte. Der gesamte Großhandel war also in seinen Händen und in denen der deutschen Kaufleute. Gegenüber diesen großen Vorteilen war es den litauischen Kaufleuten aber gestattet, in Danzig Handelsgeschäfte unmittelbar mit überseeischen Kaufleuten abzuschließen, freilich nur bis zu einer gewissen Höhe. So lassen sich Handelsbeziehungen Englands mit Litauen nachweisen, doch scheinen sie unter dem Einfluß des Ordens gestanden zu haben. Die Engländer unterstützten nämlich fast bei allen größeren Heereszügen gegen Litauen den Orden teils durch Geld, teils durch Soldaten. In den Reihen des Ordens fochten nicht selten englische Ritter, so z. B. während des großen Feldzuges 1390. Es braucht nicht besonders nachgewiesen zu werden, daß die Engländer dies nicht aus Liebe zum Christentum und zur Bekehrung der heidnischen Litauer taten, sondern zum Vorteil ihrer Handelsbeziehungen und unter dem Druck des Ordens, der andernfalls ihre Beziehungen mit Litauen und überhaupt mit dem Osten abzuschneiden drohte.

Neben Kowno war der zweite große Handelsplatz Polozk an der Düna. Wie Kowno in geschäftlicher Hinsicht von Königsberg und Danzig, politisch aber von Marienburg, dem Hauptsitze des Ordens, abhing, so war Polozk aufs engste mit Riga verbunden. Es versteht sich, daß auch hier der Handel fast ausschließlich in den Händen deutscher Kaufleute war, hauptsächlich der Rigaer Bürger, mit denen Danziger Kaufleute und der mächtige Orden wetteiferten. Die Komture von Dünaburg und Goldingen betrieben auf eigene Faust das Geschäft und hatten hier ihre Bevollmächtigten. Auch in Polozk hatten die deutschen Kaufleute ihr besonderes Viertel, dessen Mittelpunkt die 1406 erbaute Kirche bildete, die zeitweilig auch als Niederlage für die Waren dienen mußte. Bei der Kirche befanden sich das Kontor, die Speicher und Wohnhäuser der Kaufleute, die sich zum Teil ständig, zum Teil aber bloß zeitweise ihrer Geschäfte halber hier aufhielten. Auch fehlten nicht Vertreter großer überseeischer Handelshäuser. Diese gesamte Handelskolonie wählte einen Aldermann, der sie einerseits gegen die einheimischen Behörden vertrat, anderseits aber die Beziehungen mit der Rigaer Stadtgemeinde unterhielt. Am Anfang des 15. Jahrhunderts waren die Geschäfte und die Kolonie so ausgedehnt, daß sie zwei Aldermänner wählte, von denen ein jeder noch einen Gehilfen hatte. Das Kontor von Polozk beherrschte nicht nur den gesamten Handel im Osten und Norden des Großfürstentums Litauen, es unterhielt auch die Beziehungen mit Moskau und Nowgorod, freilich nur in Gemeinschaft mit den einheimischen Kaufleuten, die sich dieses Recht vorbehalten hatten. Auch war den ausländischen Kaufleuten nur der Großhandel gestattet, der Kleinverkauf der ausländischen sowie der Einkauf inländischer Waren war Vorrecht der einheimischen Kaufleute.

Wie ausgedehnt auch der Wirkungskreis des Polozker Kontors war, es besaß doch nicht die Macht, den Einfluß und das Ansehen des Kownoers. Dies erklärt sich erstens daraus, daß die Deutschen in Polozk ziemlich gefährliche Mitbewohner in den russischen[1]) Kaufleuten fanden, die

[1]) Heute würde man genauer ‚Weißruthenen' sagen; damals kannte man diesen Unterschied nicht, man nannte alle Westrussen, also die Weißruthenen und Ukrainer, kurz Russen (‚Rusin'), wogegen die Ost- oder Großrussen einzig nur mit dem Namen ‚Moskowiter' bezeichnet wurden. Erst nachdem Moskau sich das westliche Gebiet angeeignet hatte, ging die Benennung ‚Ruß' langsam aufs ganze Reich über.

längst schon Christen, des Schreibens und Lesens kundig und in der Kultur weiter vorgeschritten waren und vor allem für den Handel bedeutend größere Begabung und Lust besaßen als die Litauer. Anderseits traten die Deutschen hier bei weitem nicht so einheitlich auf wie in Kowno, was wiederum seine Begründung findet in den dauernden Streitigkeiten zwischen dem Orden und den Rigaer Bischöfen. Für den Orden war der Handel bloß Mittel zum durchaus politischen Zweck, nämlich zur vollständigen Besitznahme des Landes. Für die Rigaer Bürgerschaft war aber der Handel Selbstzweck: sie hegten keine gewaltsamen Eroberungspläne, verabscheuten die fortwährenden Kriege und Streitigkeiten und wünschten in friedlichem Zusammenleben mit den Nachbarn ihren Wirkungskreis zu erweitern, wobei sie sich gern den Gesetzen des Landes fügten, Sitten und Gebräuche der einheimischen Bevölkerung achteten und auch den Nutzen der einheimischen Kaufleute berücksichtigten, mit denen sie sogar ihre Einkünfte teilten. Es darf daher nicht wundernehmen, daß die Rigaer Kaufleute viel beliebter waren als der Orden, den man fürchtete, und dessen Einfluß man bekämpfte. Die Rigaer Bürger besaßen vollstes Vertrauen, sie wurden oft in ihren Streitigkeiten mit dem Orden von den litauischen Großfürsten unterstützt und übten anderseits einen mächtigen Einfluß auf die Politik Litauens aus. Ein gewisser Hannicke, Rigaer von Geburt, der sich als Kaufmann in Wilna niedergelassen hatte, war sogar einer der ersten Räte des Großfürsten Jagello, und man muß gestehen, daß er sein Wissen und Können sowie seinen Einfluß nur zum Besten des Landes verwertete.

So sehen wir im deutschen Handel mit Litauen in jener Zeit klar zwei Richtungen: die eine, die des deutschen Ordens, der seine Handelspolitik auf der Macht seines Schwertes gründete; diese Politik hatte einen durchschlagenden Erfolg jedoch bloß so lange, als der Orden die Macht in der Hand hatte. Die andere Richtung war die Rigas. Riga gründete seine friedlichen Eroberungen lediglich auf seiner kulturellen Ueberlegenheit und auf den wirtschaftlichen Vorteilen, die es bot. So blieb denn diese Stadt trotz der Schicksale, die sie durchmachte, trotz ihrer Zugehörigkeit zum Orden, später zu Polen, Schweden und Rußland, der eigentliche Haupthandelsplatz für Litauen. Dementsprechend war auch das Verhalten Litauens und seiner Beherrscher. Man suchte mit allen Mitteln sich des steigenden Einflusses des Ordens zu entledigen. Das Ende des 14. Jahrhunderts sowie die Jahre 1400-1420 zeigen uns eine Kette unaufhörlicher Mißverständnisse und Streitigkeiten auf Grund beiderseitiger Handelsbeziehungen. Bald werden vertragswidrig hohe Zölle eingesetzt, um sogleich wieder abgeschafft zu werden; bald werden in Litauen deutsche Kaufleute eingekerkert und ihre Waren beschlagnahmt, worauf natürlich der Orden die gleichen Maßregeln gegen litauische Kaufleute anwendet. Kurze Zeit darauf werden sie beiderseits mit allen Ehren freigelassen, ja selbst mit Geschenken reich bedacht, wenn sie nicht mittlerweile infolge von Mißhandlungen gestorben waren. Aber der Verdienst war so lockend, daß die Kaufleute, ungeachtet aller Gefahren, selbst den kürzesten Waffenstillstand benutzten, um die unterbrochenen Handelsbeziehungen wiederaufzunehmen.

Die Vereinigung Litauens mit Polen mußte den litauischen Handel in andere Geleise lenken. Es hieß damals für beide Teile, das Ordensland zu umgehen und matt zu setzen. Zu diesem Zweck wurden durch Sümpfe und Einöden neue Landwege gebaut, die Litauen mit Warschau und Krakau verbinden sollten. Dies schien um so nötiger, da Litauen dringend Waffen brauchte, die der Orden grundsätzlich nicht durchließ. So wissen wir, daß zu dem großen Feldzuge Witolds gegen die Tataren (1399) Krakau die nötigen Panzer, Helme, Armbrusten usw. lieferte. Anf demselben Wege erhielt nun auch Litauen von Polen die Waffen und Pferde zu seinen Kämpfen mit dem Orden. Da jedoch der neue Handel Litauens mit Polen nicht ganz die früheren Beziehungen zu Königsberg und Danzig ersetzen konnte — schon deshalb nicht, da Polen viele Waren, die Litauen lieferte, selbst in Menge besaß —, suchte jetzt Litauen, mit Umgehung des Ordenslandes, unmittelbare Verbindung mit den westlichen Hansastädten anzuknüpfen, was teilweise auch gelang. Wir wissen aus jener Zeit von Verträgen, die zwischen Litauen und den Städten Greifswald und Stettin geschlossen wurden und den Kaufleuten beiderseitige Handelsfreiheit zusicherten. Der Mangel an bequemen Wasserstraßen war hier aber das größte Hemmnis. Die Flüsse Narew, Bug, Bsura und Warthe, die zur Not die Memel mit der Oder verbanden, konnten kaum den Seeweg ersetzen. So kam denn mit der Zeit Königsberg wieder zu seinem Rechte; aber die alte Bedeutung, die es Ende des 14. Jahrhunderts für Litauen besaß, erlangte es nicht mehr. Um so mächtiger ward dagegen der Einfluß Rigas. Der Rigaer Handel, von den litauischen Behörden stets unterstützt, beherrschte in wirtschaftlicher Beziehung viele Jahrhunderte fast das ganze Land, und dies Verhältnis blieb bis auf die neuesten Zeiten, jedoch mit dem Unterschied, daß Riga ein gut Teil seiner Handelsverbindungen an Libau abtreten mußte.



Einflüsse deutscher Kultur in Litauen

Von Prof. Dr. L. Bergsträßer (Greifswald)

Deutsche Kultureinflüsse setzen in Litauen schon sehr früh ein. In den ersten Verhandlungen, die litauische Fürsten mit dem Deutschen Orden führen, ist schon von der Tätigkeit deutscher Kaufleute und ihrer Sicherstellung die Rede; sie waren damals wie heute Pioniere deutscher Wirtschaft und damit deutschen Einflusses; sie brachten die Erzeugnisse des hoch entwickelten deutschen Gewerbefleißes, und indem sie die Litauer an diese neuen Kulturbedürfnisse gewöhnten, haben sie zu ihrem Teile an der litauischen Kulturentwicklung mitgearbeitet; auch mittelbar, indem die neuen Bedürfnisse eine Steigerung der eigenen Kaufkraft und damit der eigenen wirtschaftlichen Tätigkeit mit sich brachten. Mit dem 15. Jahrhundert erstreckt die Hansa ihr Bereich über Litauen. Zur selben Zeit ungefähr kommt neben dem deutschen Kaufmann in größerem Maßstabe auch der deutsche Handwerker; und zwar ist hervorzuheben, daß er nicht in die Hausgewerbe eintritt, die für den notwendigsten Bedarf arbeiten, sondern sein Betätigungsfeld ist sozusagen das Luxushandwerk, Goldschmiedekunst sowie Zinn- und Gelbgießerei. Ebenso lag ein Teil der industriellen Waldausbeutung in deutschen Händen. Man kann überhaupt sagen, daß die ganze wirtschaftliche Entwicklung, die hier wie anderswo zur Städtebildung führte, von Deutschen aufs stärkste beeinflußt ist. Das zeigt sich schon darin, daß die sich bildenden Stadtgemeinden ihre Verfassung nach deutschem Vorbilde erhielten. In Deutschland war die Stadtverfassung von Magdeburg und die von Lübeck durch das weite Maß von Selbstverwaltung, das sie dem Bürger und Handwerker gab, vorbildlich: die klugen Herrscher Litauens übertrugen diese Verfassung auf ihre Städte; so ist der Stadt Kowno 1408, ist später auch Wilna und einer ganzen Reihe anderer Städte das magdeburgische Recht durch großfürstliches oder königliches Vorrecht verliehen worden.

Diese deutschen Kultureinflüsse erhalten sich bis etwa ins 17. Jahrhundert, wenn sie auch vom Ausgang des 15. an langsam schwächer werden. Noch in der Zeit der Reformation und Gegenreformation finden wir in den bedeutenderen Städten Litauens blühende deutsche Gemeinden, die eigene Kirchen unterhalten können; die in Wilna und Kowno haben allen Wandel der Zeiten überdauert.

Mit dem 17. Jahrhundert setzt überdies eine neue Spielart deutschen Einflusses ein. Die großen Besitzer des Landes veranlassen deutsche Handwerker und auch deutsche Bauern zur Einwanderung, um auf ihren Besitzungen Musterbetriebe einführen zu können. Wie wichtig ihnen diese Angelegenheit ist und welche Erfolge sie sich von der Arbeit der Deutschen versprechen, kann z. B. schon daraus geschlossen werden, daß der Fürst Christof Radziwill seinen deutschen Ansiedlern in Keidany den Platz zur Errichtung von Kirche, Schule und Spital aus eigenem Besitz anwies und auch einen Pfarrer berief.

Als der König von Polen Stanislaus August in Schawli eine Tuchfabrik gründen wollte, im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, berief er schlesische Weber; überhaupt ist im 18. wie im 19. Jahrhundert die industrielle Entwicklung Litauens ganz wesentlich deutscher Schaffenskraft zu verdanken. Für das 18. Jahrhundert ist diese Wirksamkeit der Deutschen aus Reisebeschreibungen mehrfach bezeugt, ebenso ihre vorbildliche landwirtschaftliche Arbeit.

Für das 19. Jahrhundert und die Gegenwart brauchen wir nur auf die Verhältnisse in Bjalystok und Kowno zu verweisen. Die großen Fabriken von Tillmann und von Schmidt in Kowno sind von eingewanderten Deutschen begründet, und in Nischni-Schantzi, dem industriellen Vorort Kownos, mußte für Kinder deutscher Vorarbeiter und Meister eine deutsche Schule errichtet werden. In Bjalystok liegen die Verhältnisse ganz ähnlich. Zu Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bestanden dort drei Fabriken, sie alle gehörten Deutschen. Noch vor dem Kriege war ein beträchtlicher Teil der Tuchindustrie unter deutscher Leitung mit deutschen Vorarbeitern und kaufmännischen Angestellten tätig, wurde das Metzgerhandwerk fast ausschließlich von Deutschen ausgeübt.

Das Bedeutungsvolle der geschichtlichen Tatsachen, die wir vor unseren Lesern aufgereiht haben, liegt einmal in der Stetigkeit des deutschen Kultureinflusses, d. h. darin, daß er die Jahrhunderte hindurch sich immer wieder geltend macht; zum andern darin, daß er immer aus gleichem Grunde erfolgt: es ist immer der Deutsche, der für dieses Land Anreger, Bringer und Träger der neuen Wirtschaftsform wird, des auf Ausfuhr gerichteten Handels, der Verbindung von Handwerk und großagrarischer Wirtschaft, des landwirtschaftlichen Musterbetriebes, der Industrie. Ein gut Teil deutscher Arbeit steckte in diesem Lande schon, ehe der Vormarsch der deutschen Heere es uns ganz erschloß.

Zur Geschichte des Deutschtums in Wilna und Kauen

Von Geh. Archivrat Dr. Karge (Königsberg Pr.)

J. J. Kraszewski sagt in seiner polnisch geschriebenen, vierbändigen ‚Geschichte der Stadt Wilna' im Hinblick auf die Zeiten Jagellos: „Die Handwerker, freie Leute, waren anfangs sicherlich sämtlich fremde Zuzöglinge", d. h. Deutsche. Trotz des langandauernden Kriegszustandes, der zwischen Litauen und dem Deutschen Orden in Preußen und Livland herrschte, gab es in Wilna und Troki, den beiden Hauptstädten des Landes, deutsche Siedlungen schon lange vor Jagellos Zeit. Durch hanseatische ‚Wintergäste', die über Danzig, Thorn, Königsberg und Riga eintrafen oder aus diesen Städten selber kamen, wurden sie in jedem Jahre eine Reihe von Monaten hindurch noch erheblich verstärkt. Ein deutscher Bürger aus Wilna, Hennicke mit Namen, war einer der angesehensten Geschäftsträger und Diplomaten Jagellos und auch einer seiner Brautwerber nach Polen und Ungarn hin.

Zum Nutzen der Landeskultur und um der Erhöhung seiner fürstlichen Einnahmen willen überwand Jagello seine Abneigung gegen die Deutschen und verlieh seinen Städten das Magdeburger Recht. Seine Hauptstadt Wilna hat es am 22. 3. 1387 erhalten —, das litauische Brest (Brest-Litowsk) im Jahre 1390. Sein Nachfolger Witold hat Jagellos Werk im eigentlichen Litauen sowohl wie in den weißruthenischen Bezirken fortgesetzt. Kauen (Kowno) erhielt es im Jahre 1408, und um dieselbe Zeit sind auch die weißruthenischen Städte, die zum litauischen Großfürstentum gehörten, wie Grodno, Minsk und Myschkow, mit deutschem Recht begabt, die beiden letztgenannten mit dem kulmischen; in Podlachien hat Witold Bjelsk 1430 und Suraß 1440 mit dem Magdeburger Recht bedacht.

Der wichtigste Inhalt und das Kennzeichen dieses deutschen Stadtrechts war die Gewährung städtischer Selbstverwaltung. Ueberall in diesen Städten hat es nach deutschem Vorbild einen Vogt, als obersten Richter und Vermittler zwischen dem Landesherrn oder Grundherrn und der betreffenden Stadtgemeinde, ferner den Rat, aus Bürgermeistern und Ratsmannen bestehend, und die das städtische Gericht wahrnehmende Schöffenbank gegeben. Wo diese drei Einrichtungen vorhanden waren — und sie waren es überall —, da darf man deutsche Besiedlung und das Bestehen deutscher Gemeinden annehmen. Sie allein wußten ja mit diesem deutschen Rechte umzugehen. Und auf dem Lande saß bei deutschem Recht der deutsche Bauer unter dem deutschen ‚Schultheiß'.

Im Lauf der Neuordnung der gesamten Landesgesetzgebung, die aus der Annahme des Christentums sich von selbst ergab, ist auch die Wilnaer Rechtsbegabung erfolgt. Jagello versprach den „Bürgern, Einwohnern und der Gesamtgemeinde" von Wilna, um ihrer „treuen Dienste" willen, ihnen nach seiner Rückkehr aus Krakau das Magdeburger Recht zu verleihen. In Krakau wollte er wohl erst über die Wesensart des deutschen Stadtrechts sich unterrichten lassen und mit seinen adligen polnischen Wählern über dessen Auswirkungen Rat pflegen. Wie er es im Augenblick sich dachte, war er noch weit entfernt, den eigentlichen Grundzug desselben zu erfassen. Denn das wesentlichste Kennzeichen des Magdeburger Rechts lag in der Selbständigkeit der Stadtverwaltung; die Brücke zwischen dem städtischen Rat und dem Landesherrn bildete der Vogt. Jagello dachte dagegen an die Beibehaltung der Gerichtshoheit des großfürstlichen Starosten; nur sollte er die Stadt nach deutschem Recht behandeln. Einer der letzten Wilnaer Bürgermeister aus polnisch-litauischer Zeit, Peter Dubinski mit Namen, hat uns in seiner 1788 erschienenen, polnisch geschriebenen ‚Sammlung der Rechte und Privilegien der Stadt Wilna' diese Urkunde aufbewahrt.

Hält man diese Urkunde mit der älteren Kauener Verschreibung vom Jahre 1418 zusammen, so fällt uns ein tiefgreifender Unterschied sogleich in die Augen: die Kauener Urkunde ist der deutschen Gemeinde allein verliehen, die Wilnaer dagegen sämtlichen Bürgern und Einwohnern, der Gesamtgemeinde. Auch die Wilnaer Weißruthenen und Litauer sollten also an dem deutschen Rechte teilhaben — Polen wird es dort damals noch nicht viele gegeben haben. Noch auf anderen Gebieten sind mancherlei Einschränkungen und Vorbehalte von Jagello vorgesehen, die mit der Eigenart des Magdeburger städtischen Rechts nicht recht in Einklang stehen; aber sie erklären sich wohl aus der Unfertigkeit der damaligen Verhältnisse in der Stadt und besonders aus der Absicht des Fürsten, die Gewalt über seine Hauptstadt nicht völlig aus der Hand zu geben. Aus diesem Grunde wollte er wohl auch die Gerichtshoheit seines Starosten beibehalten sehen. Auch die Bestimmung, die Bürger sollten zum Bau und zur Hut des großfürstlichen Schlosses verpflichtet sein, solange die Stadt noch nicht mit Mauern umgeben wäre, ist eigenartig.

Mit dem Wachstum der Stadt und der Erstarkung der Bürgerschaft sind indessen auch

diese Beschränkungen gefallen. Leider können wir solche Verfassungsänderungen, denen natürlich Vereinbarungen zwischen Fürst und Stadt oder fürstliche Zugeständnisse vorausgegangen waren, nur aus den Tatsachen folgern. Ueber den Wilnaer Urkundenschätzen und Archiven hat ein Unstern gewaltet: dank der moskowitischen Zerstörungswut sind im Jahre 1655 viele der kostbarsten Schriftstücke aus älterer Zeit den Flammen zum Opfer gefallen. Immerhin erscheint im Jahre 1432 auch in Wilna der Vogt: ein Kennzeichen dafür, daß die Gerichtshoheit des großfürstlichen Starosten beseitigt ist. Die Eigenart des deutschen Stadtrechts hat sich mit der Vermehrung der dortigen Deutschen siegreich durchgesetzt.

Ein einigermaßen geschlossenes, geschweige denn fest umrissenes geschichtliches Bild von der deutschen Gemeinde, ihrer Stärke und städtischpolitischen Betätigung während des 15. und 16. Jahrhunderts für Wilna zu geben, ist leider unmöglich. Bis zum Jahre 1655, dem Jahre des furchtbaren Russeneinfalls, sind alle Akten und Stadtbücher des Wilnaer Rates, mit Ausnahme einiger Verschreibungen, verloren gegangen; nicht minder die Papiere der Wilnaer Gilden und Zünfte, die für die Geschichte der deutschen Gemeinde ganz besonders in Betracht kämen. Nur wenige ältere Zunftprivilegien und Zunftartikel haben sich, über die Russentage zurück, in späteren Aktenbänden der Ratsstube oder des ‚Magdeburgischen Gerichts‘ in Abschriften erhalten. Ein neuer Brand des Stadtarchivs vom 18. 5. 1706 mag noch erhalten gebliebene Ueberreste aus älterer Zeit vernichtet haben. Ebenso fehlen die Akten des Vogts (Acta Wojtowskie), die für unsere Betrachtung nicht unwichtig wären. Aber auch das Domkapitelarchiv, das uns an Stelle der vernichteten Ratsarchive willkommene Ergänzungen hin und wieder gewähren würde, hat schlimme Schicksale durchgemacht: in den Jahren 1592 und 1610 ist es durch Feuer beschädigt worden; dann kam 1655 die Russennot. Mit dem aus Livland gebürtigen deutschen Domherrn von Tiesenhausen wurde es damals nach Preußen hinübergerettet und nach vielerlei Irrfahrten und schweren Verlusten später wieder zurückgeschafft. Im Jahre 1748 ist es zum Ueberfluß dann noch von einem neuen Brande heimgesucht worden.

Dennoch dürfen wir an der Hand des Allgemeinbildes, das die polnischen Städte um jene Zeit gewähren, vor allem aber aus den Wilnaer und Kauener Bürgerlisten vom Jahre 1656, die durch eine glückliche Fügung im Königsberger Staatsarchiv uns überkommen sind, gewisse Rückschlüsse ziehen. So wird auch im 15., noch mehr aber im 16. Jahrhundert in den Wilnaer Zünften und Gilden das Deutschtum vorgewaltet haben. Wir stoßen auf ähnliche Verhältnisse hier, wie sie J. J. Kraszewski uns für die Anfangszeiten der Stadt geschildert hat. Von den Kaufleuten, Goldschmieden, Büchsenmachern bis zu den Malern, Maurern, Schlossern, Tischlern, den Feinbäckern und Schuhmachern hinüber wird alles, was in Wilna werktätig führend war, dem Deutschtum angehört haben.

Ein deutliches Bild, wie deutscher Geist und deutscher Einschlag die von Litauern oder noch mehr von Weißruthenen bewohnte Stadt, in die auch allmählich Polen und Juden eindrangen, in jenen Jahrhunderten beherrscht hat, gewähren uns ihre gotisch-deutschen Backsteinbauten. Hier ist fast alles von deutscher Hand geschaffen. Soviel auch davon in den Stürmen der Zeit, bei dem furchtbaren Russeneinfall vom Jahre 1655, durch häufige Brände oder spätere Umbauten verschwunden sein mag, die auf uns überkommenen Reste der mittelalterlichen Kirchenbauten und der für weltliche Zwecke bestimmt gewesenen Wohnbauten legen noch heute für die Wirksamkeit der Deutschen ein beredtes Zeugnis ab.

„Die Niederlassung der deutschen Kaufleute im Mittelpunkt der Altstadt — der Name ‚Deutsche Straße‘ erinnert noch heute daran — bestand aus festen steinernen Gebäuden, die sich gewaltig von den niedrigen Blockhäusern der übrigen Stadt abhoben“ — so sagt der Jenaer Kunstgeschichtler Paul Weber in seinem im Verlag der Zeitung der 10. Armee erschienenen Buche ‚Wilna. Eine vergessene Kunststätte‘. „Die deutsche Kolonie hatte an der deutschen Hansa in wirtschaftlicher, am deutschen Ritterorden, dessen Machtbereich sich bis Kowno erstreckte, in politischer Beziehung starken Rückhalt. Sie besaß eigene Kirche, Friedhof und Krankenhaus. Die deutsche Inschrift an diesem vom Jahre 1640 ist noch heute erhalten ... Als Meister des Baues nennt sich darin ein Balthasar Hikler. Sie lautet:

Im Jahr, Tausend sechs Hundert Vierzig
Baute ein Maurer Brüderherzig
Für Deutsch Katol-sche, diess Krankenhauss
Zur Zeit des Königs - Wladislaus.
Balthasar Hikler ward er genannt
Als Muster der Tugend wohl bekannt.“

Da ist ferner die große Franziskanerkirche, die heute zum Speicher entwürdigt ist, mit einem einfachen gotischen Backsteinportal. Ihr „schöner deutsch-gotischer Glockenturm“ ist im Jahre 1869 abgetragen worden. Ein altes Gemälde zeigt uns noch heute dies Muster deutscher Backsteingotik. „Die nahe dabei im ehemaligen deutschen Friedhofe gelegene kleine Franziskanerkirche, heute litauische Kirche zum heiligen Nikolaus, ist ebenfalls ein mittelalterlicher roter Backsteinbau mit zierlichen Sterngewölben.“ [1]) Gotisch und von deutschen Baumeistern und Maurern erbaut ist die in der Altstadt gelegene, 1387 gegründete Johanniskirche, soviel und sooft sie auch späterhin verändert ist.

„Unmittelbar spricht aber das deutsche Mittelalter an einer etwas seitab gelegenen und daher wohl von den großen Bränden verschont gebliebenen Stelle zu dem Wanderer, in der wunderbaren Kirchengruppe von St. Anna und St. Bernhard.

[1]) Prof. Dr. Paul Weber, a. a. O. S. 35.

Schon durch die Farbe hebt sie sich als etwas Besonderes aus dem gesamten Stadtbilde heraus."[1]) Die um 1500 erbaute St. Bernhardkirche ist mit ihrem kleinen gotischen Ostturm, ihren hohen, schlanken Pfeilern und ihren spätgotischen Stern- und Zellengewölben sozusagen ein Muster einer niederdeutschen Hallenkirche des 15. Jahrhunderts. Sie erinnert ganz an Lübecker und Danziger Kirchen. Die Sakristei mit ihrem gotischen Zellengewölbe ist echteste deutsche Bauweise. Auch eine eiserne Tür zur Schatzkammer ist deutsche Arbeit des 15. Jahrhunderts. Anheimelnd und traulich ist die Stimmung des Kircheninnern; hier waltet beinahe noch heute deutscher Geist.

Und nun erst St. Anna, diese Perle Wilnas, die Napoleon I. am liebsten nach Paris versetzt hätte. Hier ahnt sogar die Wilnaer Volksüberlieferung noch heute dunkel, daß dieser spätgotische Backsteinbau nur von einem deutschen Baumeister errichtet sein könne, und bringt ihn, natürlich in irriger Weise, mit dem Meister der Marienburg, Jurbach, vom Ende des 14. Jahrhunderts zusammen.[2]) Ihre heutige Form hat St. Anna erst um das Jahr 1500 erhalten. Ueberaus stimmungsvoll ist der Blick auf die beiden, dicht nebeneinander liegenden Kirchen von der Westseite her. Der Meister von St. Anna hat den Launen seiner Künstlerphantasie frei die Zügel schießen lassen. „Mit großer Kühnheit ist der mächtige Kielbogen durch die schlank aufsteigenden Pilaster hindurchgeflochten, um das überschlanke mittlere Türmchen zu stützen. Die beiden Seitentürme nehmen das Motiv des Kielbogens noch einmal auf. Sie blühen in zierlichen Fialen aus, die mit den durchbrochenen Kirchtürmen süddeutscher Hausteinkirchen zu wetteifern suchen. Auch das Chorhaupt ist von einem Kranze solch zierlicher Fialen umgeben. Das Maßwerk der schlanken Fenster ist aus einfachen Backsteinlinien gebildet, aber doch in jedem Fenster etwas anders. Auch darin zeigt sich das Bestreben, es den Hausteinkirchen des deutschen Westens und Südens nach Kräften gleichzutun[3])."

Deutsches Mittelalter spricht aus allen diesen Bauten. Hier haben Meister gewirkt, die deutsche Kunst und deutsche Art, die deutsches Gemüt mit in die Fremde brachten. Mit Stolz werden ihre deutschen Mitbürger auf diese beiden Bauwerke, die fast zu gleicher Zeit entstanden sind, geblickt haben.

Dazu kam, daß im 16. Jahrhundert die Beziehungen zwischen Litauen und dem Herzogtum Preußen sich enger und freundschaftlicher gestaltet hatten. Die Reformation, die in Litauen wie in Polen eine Zeitlang tiefe Wurzeln geschlagen hatte, zog geistige Fäden hin- und herüber. Fast sämtliche litauischen Geistlichen, die sich zu ihr bekannten, haben auf der 1544 von Herzog Albrecht begründeten Königsberger Hochschule oder auf anderen deutschen Universitäten, besonders in Wittenberg, studiert. So nennen sich die Geistlichen, denen wir im Jahre 1656 noch begegnen werden, ehemalige Bürger der Königsberger Universität. Das städtische Bürgertum, Deutsche wie Litauer, vor allem aber der litauische Adel schickten ihre Söhne in Scharen nach Königsberg. Diese Königsberger Studenten werden schon im 16. Jahrhundert manchen deutschen Freund, den sie in Preußen oder im Reiche sich gewonnen hatten, nach sich gezogen haben. Mancher Gewerbetreibende, der im Mutterlande die Aufnahme in die Gilden und Zünfte nicht erlangen konnte oder auf ein besseres Fortkommen in dem Neuland drüben hoffte, wird dorthin ausgewandert sein. Herzog Albrecht von Preußen (1525—1568) hat mit größerem Gefolge öfter Wilna und Kauen besucht. Er war ja polnischer Lehnsmann geworden. Der König-Großfürst Sigismund der Aeltere war sein Oheim, und mit dessen Sohn Sigismund II. August, Albrechts Vetter, verknüpften ihn engere Freundschaftsbande. Von den Reisen des Herzogs an den großfürstlich-königlichen Hof nach Wilna sprach das ganze Land. Da ist es schon möglich, daß mancher Preuße oder auch mancher Deutsche von weither den Entschluß faßte, in der litauischen Hauptstadt sein Glück zu versuchen und sich dort ansässig zu machen.

Die Namen, die wir im folgenden anführen können, sind uns im Grunde nur durch Zufall bekannt geworden. Sie entstammen zumeist Empfehlungsschreiben des polnischen Königs an den Herzog von Preußen in persönlichen Angelegenheiten, die in das Herzogtum hinüberspielten. Wer solche Beziehungen nach Preußen hinüber dagegen nicht hatte, ist uns unbekannt geblieben. Vielleicht aber läßt sich diese Liste noch von anderen Stellen her, vor allem in Danzig, vervollständigen. Einen Anhalt für die Größe der damaligen deutschen Gemeinde in der litauischen Hauptstadt gewähren also diese Namen nicht; wir dürfen sie uns ganz ruhig weit zahlreicher vorstellen.

Einer der ersten deutschen Wilnaer Bürger, den wir auf diesem Wege kennen lernen, ist Gregorius Grebel; sein Name kommt im Jahre 1527 vor. Im Jahre 1540 richtet König Sigismund die Bitte an den Herzog, seinem Chirurgen Rupert Gockler aus Rohrbach, dem der König ein Jahresgehalt bewilligt habe, zu erlauben, wenigstens einmal im Jahre die Stadt Wilna besuchen zu dürfen. Im Jahre 1551 wird ein Nikolaus Czech aus Wilna genannt, der in Königsberg nahe Verwandte hatte. Eine der bekanntesten Persönlichkeiten in der deutschen Wilnaer Gemeinde war damals Lorenz Frenzel, der Vertreter oder — wie man damals

[1]) P. Weber, a. a. O. S. 38.

[2]) Sehr drollig ist, was Kraszewski in seiner ‚Geschichte der Stadt Wilna' über den Baustil von St. Anna orakelt, wenn er die „sächsisch-gotische Architektur in Schottland" zur Vergleichung heranzieht, nur um das Zugeständnis zu umgehen, dieses Bauwerk rühre von einem deutschen Meister her.

[3]) P. Weber, a. a. O. S. 48.

sagte — der Faktor großer deutscher Handelsgesellschaften. Ein Deutscher, Leonhard Fhrenk mit Namen, wird um dieselbe Zeit als königlicher Hof-Uhrmacher bezeichnet. Im Jahre 1563 erscheint ein Michael Preuß als königlicher Diener und Bürger von Wilna; er war mit der Witwe Stephan Kuchels verheiratet; auch Stephan Kuchel war in Wilna als Bürger ansässig gewesen.

Deutsche Bauleute, Maurer, Zimmerer und Maler werden, wie ehedem an der alten Burg auf dem Wilnaer Schloßberg, so auch an dem jüngeren königlichen Stadtschlosse, besonders bei den Erweiterungsbauten unter Sigismund I. und dessen Sohne, der gern in Wilna weilte, neben italienischen Meistern, deren neue Kunst- und Formenrichtung, die Renaissance, in Krakau und Polen damals die Gotik abzulösen begann, auch ihrerseits mitgewirkt haben. Herzog Albrecht, der selber ein großer Bauherr war, wird seine Vermittlungsdienste seinem Oheim und Vetter gern zur Verfügung gestellt haben. Bekannt sind uns freilich bisher nur wenige Namen geworden, so der Name eines deutschen Malers, Stanislaus Ratke aus Posen.[1])

Im Jahre 1615 bekleidete Peter Kaunhart den Posten des großfürstlichen Baumeisters und ließ viele Künstler und Handwerker zum Ausbau des Stadtschlosses aus Deutschland kommen. Das ‚Deutsche Haus‘ nach der Ansicht vom Stadtschlosse in Bruyns und Hogenbergs ‚Städtebildern‘ vom Jahre 1576 läßt die Erinnerung an die zahlreichen deutschen Diener und Höflinge, welche die letzten Jagellonenkönige in ihren Dienst genommen hatten, wieder wach werden. Auch an der Stadtbefestigung, deren Bau 1505 begonnen wurde und lange Jahrzehnte in Anspruch genommen hat, werden deutsche Meister und Maurer sich beteiligt haben. Heute freilich sind nur noch spärliche Reste von ihr vorhanden. Aehnlich, wie das königliche Stadtschloß dank den Russen vom Erdboden verschwunden ist, so ist auch die Stadtumwehrung von ihnen absichtlich zerstört worden. Wir kennen sie eigentlich nur noch aus den Zeichnungen des Wilnaer Malers Smuglewicz. Manche Einzelheiten zeigen italienische Art, andere Mauer- und Wehrtürme und einige Tore lassen dagegen wieder auf Nürnberger und Krakauer Vorbilder schließen.

[1]) Nach J. J. Kraszewski, der auch einiges zur Baugeschichte des alten königlichen Stadtschlosses beiträgt. Nach Bruyn und Hogenberg sowie nach den Zeichnungen des Malers Smuglewicz (1745—1807) und alten Steinzeichnungen hat es zum Schluß Renaissanceformen gehabt. Bei dem Russeneinfall und der Zerstörung Wilnas 1655 ist es zur Ruine geworden. Dem Vernichtungskriege, den die Russen gegen alle geschichtlichen Denkmale in den von ihnen beherrschten fremdvölkischen Gebieten geführt haben, wie man in Warschau, Mitau und Wilna und zum Teil auch in Riga und Reval beobachten kann, ist es nach dem Jahre 1800 zum Opfer gefallen.

Deutsche Hauptleute mit ihren Reutern und Landsknechten, Stückgießer, Büchsenmeister und Musikanten — um nur einige Zweige zu nennen — hat Herzog Albrecht seinem Vetter regelmäßig vermitteln müssen. So treffen wir den Büchsenmacher Georg Gerlich aus Schmalkalden, den Gefäßmacher und Büchsenmeister Nikolaus Gottschalk, den Zeugmeister Job Breitfuß und den Lautenisten Hans Thimme im fünften und sechsten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts als Neuzugewanderte in Wilna an.[1]) Im Jahre 1571 hat Sigismund II. August ferner einen Deutschen, Thomas Döring aus Dresden, zum Leiter des Wilnaer Zeughauses ernannt. Die zur Geschützgießerei und sonstigen artilleristischen Ausrüstung erforderlichen Stoffe und Erze wurden von deutschen Kaufleuten aus Krakau, Erasmus Band, Georg Strauß, Gebrüder Mannlich, Sebastian Krupke und Linsk, Chrysostomus Haller, Anton Roll u. a. bezogen. Noch heute zeigen die Rechnungen des Jost Ludwig Dietz aus Weißenburg, des Leiters des gesamten polnischen Münzwesens und der Salzwerke von Wjelicka, der auch als Geschichtsschreiber sich einen Namen gemacht hat, mit ihren deutschen Bezeichnungen ‚Notschlangen‘, ‚Feldschlangen‘, ‚Quartierschlangen‘, ‚Scharfmetzen‘ usw., wie die deutsche Kriegskunst damals in Polen in Achtung stand. Schon die Uebernahme des deutschen Wortes ‚Zeughaus‘ zeigt den deutschen Einfluß.

Führende Männer in Wilna waren der in der Markgrafschaft Baden in Pforzheim geborene Ulrich Hose,[2]) seit 1512 Verwalter der großfürstlichen Münze, und sein älterer Sohn Johannes, Verwalter der Wilnaer Burg, etwas später der Ratmann und Bürgermeister Augustin Morstein (1531—1544) und der Goldschmied und Bürgermeister Erasmus Büttner (1541—1547).

Bekannt sind uns ferner die Namen der Wilnaer evangelischen Pastoren Hiob Sommer und Johann Ulrich, eines geborenen Sachsen, aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Nach J. J. Kraszewski war um die nämliche Zeit Simon Glaubitz Vogt in Wilna und ein Bruder von ihm Leiter der Wilnaer Münze, ein Albert Schurz ein reicher, angesehener Bürger dort. Daß die Wilnaer Münze vollkommen unter deutscher Leitung stand, braucht eigentlich kaum erwähnt zu werden; die von ihr hergestellten Münzsorten zeigen rein deutsches Gepräge in den Formen der deutschen Frührenaissance. Einige weitere Namen verdanken wir noch gelegentlichen Anführungen in russischen Veröffentlichungen zur Wilnaer Geschichte; wir lernen so die Bürger Heinrich Blunk, Martin Kastell, Walter Siebner und den Kaufmann Kornelius Wienhold kennen.

[1]) Nach dem Zeug- und Baumeister Job Breitfuß ist sogar eine Wilnaer Straße, die Jopowna, genannt worden.

[2]) Ulrichs jüngerer Sohn war der berühmte Kardinal Stanislaus Hosius.

Der damalige Bestand an Deutschen ist mit diesen Namen natürlich nicht im entferntesten erschöpft. Denn ohne Zweifel haben sie den Hauptteil der dortigen evangelisch-lutherischen Gemeinde ausgemacht, die dank des Schutzes des Wilnaer Woiwoden Fürst Nikolaus des Schwarzen und seines Vetters Nikolaus des Roten allmählich so erstarkt war, daß sie in den siebziger Jahren den Plan fassen konnte, eine eigene größere Kirche sich zu bauen.

Am 21. 5. 1583 baten die ‚Prediger und Aeltesten' der Kirche den preußischen Herzog in einem deutschen Schreiben um eine Beisteuer zu ihrem Bau. Früher hätten sie für ihre öffentlichen Gottesdienste keinen festen Ort gehabt, sie hätten herumziehen und mancherlei Widrigkeiten dabei ertragen müssen. Der Besitz einer eigenen Kirche werde sie hoffentlich von nun an solcher Schwierigkeiten überheben.[1]) — Um 1606 war ein Deutscher, Konrad Bremer mit Namen, Administrator und Aufseher der neuen Zölle im Großfürstentum; 1612 begegnet uns ein Bürger Georg Schortz (oder Schurz), wahrscheinlich ein Sohn des eben erwähnten Albert Schurz. Im Jahre 1633 ist neben einem Polen ein Michael Zimmermann Sprecher der Maurer und Hans Weiner und ein Pole Sprecher der Zimmerleute. Zum Jahre 1653 erfahren wir die Namen dreier Wilnaer ‚Patrizier', Thomas, Jakob und Johannes Gibel, von denen Jakob Gibel Bürgermeister gewesen war. Elisabeth Gibel, eine Tochter Jakobs, war mit dem Doktor der Heilkunde Paul Möller dort vermählt, wir werden ihn noch im Jahre 1656 näher kennen lernen; die andere Tochter Christine hatte einen Kaufmann von der Floten geheiratet. Ferner werden uns bekannt der Ratsherr Georg Lang, der Bürger und Kaufmann Reinhold Witmacher, Peter Klett, Bonaventura Engelbrecht, ein Herr Pasternack und eine Frau Wienhold, auch eine geborene Gibel. Die Gibel's gehörten zu den reichsten Leuten von Wilna damals; sie besaßen verschiedene Häuser und Höfe in der Stadt, darunter auch ein steinernes Haus am Schloßplatz in der Schloßstraße.[2])

Eine Zahl für die Stärke und Dichtigkeit der deutschen Gemeinde in Wilna läßt sich, wie gesagt, für das 16. Jahrhundert nicht angeben; doch wird man mit einer erheblichen Zunahme zu rechnen haben. Das 16. Jahrhundert wird sehr zu ihrer Erstarkung und zu dem Stande beigetragen haben, den wir sie um die Mitte des 17. Jahrhunderts einnehmen sehen.

Einer eigenartigen Verpflechtung geschichtlicher Schicksale, einem Glückszufall sozusagen, an den sich freilich für Wilna wie für die gesamten litauisch-weißruthenischen Lande die Erinnerung an furchtbarste Russengreuel knüpft, verdanken wir die Erhaltung von Listen der damals nach Preußen geflüchteten Wilnaer und Kauener Bürger. Diese Verzeichnisse aus dem Anfang des Jahres 1656, die noch heute im Staatsarchiv zu Königsberg (Pr.) ruhen, sind ein gewichtiges Denkmal für die Geschichte der beiden Städte im 17. Jahrhundert, für die völkische Mischung ihrer Bürgerschaften und den deutschen Anteil an ihnen; zugleich stellen sie die ältesten und ersten Namenlisten dar, die für die Einwohnerschaft der beiden Städte vorliegen.

Um ihre Entstehung auf fremdem Boden, im Herzogtum Preußen, zu erklären, müssen wir einen Blick auf die Allgemeingeschichte werfen und uns die damalige Lage Polen-Litauens vergegenwärtigen.

Das Jahr 1655 bezeichnet eine der schwersten Erschütterungen der durch innere Zerrissenheit und Landesverrat zerrütteten polnischen Adelsrepublik. Polen schien vor dem Zusammenbruch zu stehen. Ganz Litauen, Grodno und Lublin waren in die Hände des russischen Zaren Alexej Michailowitsch gefallen; Warschau und Krakau hatten die Schweden erobert. Der polnische König Johann II. Kasimir, der letzte, kinderlose Wasasproß, hatte aus seinem Reiche nach Schlesien fliehen müssen. Der Krieg mit Moskau war wegen der Kosaken entstanden. In dem Freiheitskampf, den diese Steppensöhne gegen die Bedrückung und Anmaßung des polnischen Adels führten, hatten sie den russischen Zaren sich zu ihrem Herrn erwählt und so den jahrhundertelangen Kampf zwischen Polen und Moskau um die Vorherrschaft im europäischen Osten durch die Uebereignung der Ukraine zugunsten Moskaus entschieden. Der Zar hatte den Kräftezuwachs sofort benutzt, um über Polen herzufallen. Am 18. 5. 1654 war er gegen Smolensk gezogen, am 10. 9. geriet es in seine Hände. Im Sommer des folgenden Jahres schlug der russische Bojar Fürst Tscherkaski den litauischen Hetman Radziwill, nahm die litauische Hauptstadt Wilna und bald darauf auch Kauen und Grodno ein. Im Süden kämpfte der Kosakenhetman Bogdan Chmelnizki im Verein mit russischen Streitkräften; sie waren bis nach Lublin erobernd vorgedrungen. Den schwedisch-polnischen Krieg hatte Johann Kasimir — „der machtloseste und gefährdetste Herrscher der Christenheit", wie ihn Bernhard Erdmannsdörfer nennt — durch die Nichtanerkennung des zum König von Schweden gewählten pfälzisch-zweibrücker Fürsten Karl X. Gustav hervorgerufen. Der Besitz von Vorpommern-Stettin, das den Schweden seit dem Frieden von

[1]) Die Prediger und Aeltesten der evangelischen Kirche zu Wilna an Herzog Albrecht Friedrich von Preußen, Wilna 21. Mai 1583 (Staatsarchiv Königsberg. Herzogl. Briefarchiv B 3). Es war der ehemals Eustachius-Hornostarskische Hof an der Ecke der heutigen Schriftstellergasse und Wotanstraße (Akten der Wilnaer Archäographischen Kommission, Bd. 8 (1875), S. 405—411).

[2]) Akten des Staatsarchives zu Königsberg „in Erbschaft- und Teilungsachen des Jacob Gibel, Bürgermeisters in Wilna nachgelassenen Erben" 1653 (Etatsministerium 91 jj).

Osnabrück (1648) gehörte, hatte dem gekränkten, unternehmungslustigen und kühnen Schwedenkönige ein bequemes Einfallstor gegen Polen dargeboten.

Das ist der politisch-militärische Hintergrund für die Dinge, die uns hier beschäftigen sollen.

Raubend, plündernd, mordend und brennend, wie es noch heute ihre Art ist, waren die Moskowiter über die unglücklichen litauischen und weißruthenischen Lande hergefallen. Der kurbrandenburgische Gesandte Lazarus Kittelmann, der von seinem Herrn, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, im August des Jahres 1655 zum Zaren nach Wilna geschickt wurde, kann uns nicht genug von den Greueltaten berichten, die von den Russen angerichtet waren. Alle Dörfer und Städte waren niedergebrannt; haufenweise lagen die Leichname der erschlagenen friedlichen litauischen Bevölkerung, auch von Frauen und Kindern, unbegraben und in Verwesung begriffen auf den Feldern; Lebende waren überhaupt nicht mehr zu sehen. Ein Glück, daß Kittelmann alle Lebensmittel, deren er für sich und sein kleines Gefolge bedurfte, mitgenommen hatte; in dem verwüsteten und menschenleeren Lande hätte er nichts erhalten können.

Kein Wunder, daß die Bevölkerung vor dem moskowitischen Ansturm sich geflüchtet hatte, soweit sie das vermochte. Die von Polozk waren nach Riga geflohen. Die Bürger von Wilna: Polen, Deutsche und Litauer, auch einige griechisch-unierte Weißruthenen, an ihrer Spitze die den Moskowitern besonders verhaßte unierte Geistlichkeit, unierte Mönche und Nonnen, sowie die Bürger und Einwohner von Kauen hatten über die nahe gelegene Grenze in das befreundete Herzogtum Preußen ihre Zuflucht genommen. Königsberg, Ragnit und Tilsit, auch einige Grenzstädte in Masuren, waren das Ziel der Flüchtlinge gewesen, die oft nur ihr nacktes Leben gerettet hatten. Vom Kurfürsten und seinen preußischen Behörden, auch von der preußischen Bevölkerung waren sie freundlich und willig aufgenommen worden.

Als Herzog von Preußen war Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst (1640—1688), noch Lehnsmann der polnischen Krone. Durch die Kriegserklärung des schwedischen Königs an Polen und seinen unaufhaltsamen Siegeszug waren der Kurfürst und sein preußisches Gebiet mitten in diese polnisch-schwedischen Verwicklungen hineingeraten. Trotz des Bemühens, sich unparteiisch zu halten, hatte er am 7. 1. 1655 mit dem schwedischen Könige zu Königsberg ein Bündnis abschließen und ihn als seinen Lehns- und Oberherrn anerkennen müssen.

Ganz besondere Sorge hatten dem schwedischen Könige sowohl wie dem Kurfürsten, wenn auch aus ganz verschiedenen Beweggründen, die litauischen Flüchtlinge dabei gemacht. Der König sah in ihnen zunächst seine Feinde, während der Kurfürst fürchten mußte, sie könnten ihn gegen Schweden, vielleicht auch Polen gegenüber bloßstellen und ihn in neue Schwierigkeiten bringen. Deshalb beschäftigte sich der sogenannte ‚Friedensschluß‘ zwischen den beiden Fürsten und die Sonderabmachung über seine Ausführung in mehreren Artikeln mit der Flüchtlingsfrage. Der fünfte Artikel des Friedens- und Bündnisvertrages bestimmte, daß diejenigen, die aus Polen, Litauen und anderen Provinzen auf kurfürstliches Gebiet sich begeben oder ihr Vermögen dahin gebracht hätten und dabei auf die Seite des Königs von Schweden getreten wären, an Freiheit und Vermögen unberührt bleiben sollten, wenn sie innerhalb einer Frist von fünf Wochen die königliche Gnade nachsuchten oder beschwüren, Bürger einer herzoglich-preußischen Stadt und Untertanen des Kurfürsten werden zu wollen und sich aller Machenschaften gegen Schweden zu enthalten. Alle diejenigen aber, die sich an diese Bestimmung nicht hielten, sollten, wo immer sie sich in des Kurfürsten Landen nach der gesetzten Frist befänden, für gemeinsame Feinde gehalten, ihr Hab und Gut, soweit es dem Fiskus verfallen, geteilt werden. Dasselbe sollte für das hinterlassene Vermögen der Abwesenden gelten: entweder sollte es befreit und zurückgegeben oder zu gleichen Teilen zu des Königs und des Kurfürsten Gebrauch und Verfügung verurteilt werden.[1])

Dieser Vereinbarung zwischen den beiden neuen Verbündeten verdanken wir letzten Endes die Verzeichnisse der Flüchtlinge, die man in gewissem Sinne als Bürgerlisten der Städte Wilna und Kauen bezeichnen darf. Ob die Deutschen sämtlich geflohen waren, ist fraglich; wir hören gelegentlich, daß der eine oder der andere von ihnen zurückgeblieben ist. Die Polen dagegen dürften wohl vollzählig sich nach Preußen begeben haben. Sie hatten neben den griechisch-unierten Weißruthenen die Rache und Zerstörungswut der Moskowiter am meisten zu befürchten, viel weniger im Grunde der deutsche Teil der Bevölkerung in beiden Städten. Der Weg ins Innere Polens, nach Warschau etwa, war viel zu weit. Wer dahin hätte fliehen wollen, wäre zudem nur aus dem Regen in die Traufe geraten, wofern er dem nachdrängenden Moskowiter nicht in die Hand gefallen wäre. Denn schon war die Hauptstadt des Landes selber bedroht; die Schweden belagerten sie und nahmen sie am 9. September ein. Wie die Dinge im Sommer und Herbst des Jahres 1655 lagen, bot das befreundete Herzogtum Preußen die am schnellsten erreichbare und verhältnismäßig noch sicherste Zufluchtstätte dar. Diese Feststellung ist nötig, um möglichen Einwendungen, die polnischen Listen, denen die deutschen vollauf die Wage halten, seien unvollständig und könnten die Bürger polnischer Zunge

[1]) Th. von Moerner, Kurbrandenburgs Staatsverträge 1601—1708. Berlin 1867, Bd. 1 Nr. 107, S. 199—200.

in beiden Städten in ihrer Vollzahl unmöglich wiedergeben, von vornherein zu begegnen.

Auf Grund jener Abmachungen erließ nun der Kurfürst am 31. 1. 1656 eine gedruckte öffentliche Bekanntmachung, durch die er die Flüchtlinge aufforderte, innerhalb der gegebenen Frist sich bei ihm gebührend anzugeben und mit einem Eide oder durch Annahme der Untertanenschaft „sich ihm verwandt zu machen", andernfalls das Land zu räumen. Fünf kurbrandenburgisch-preußische Räte leiteten im Verein mit dem schwedischen Bevollmächtigten in den folgenden Wochen die Eidesleistung und nahmen die Unterschriften der Flüchtlinge entgegen. Wer ein Siegel hatte — gewöhnlich war es die Hausmarke, die als Wappen und Ausweis diente —, setzte es zur Bekräftigung seiner Eidesleistung hinzu; wer nicht schreiben konnte, ließ durch einen Freund oder Anverwandten oder auch durch einen der kurfürstlichen Beamten unterzeichnen, er selber setzte dann die bekannten drei Kreuze daneben.

Als Sprecher der Wilnaer Deutschen, soweit sie am 11. Februar auf dem Königsberger Schlosse zur Ablegung des Eides sich versammelt hatten, war der dortige Arzt und Doktor der Heilkunde Paul Möller, der Schwiegersohn des Bürgermeisters Jakob Gibel, aufgetreten. Er dankte dem Kurfürsten zunächst für die gnädige Aufnahme, die sämtliche Flüchtlinge in Preußen gefunden hätten, und versicherte sodann, sie hätten nicht zu denen gehört, die den Feinden des Königs von Schweden angehangen, „sondern sie wären der Moskowiterschen Macht entlaufen". Sie wären bereit, den Eid zu leisten. Und darauf begann man, unter das von den kurfürstlichen Räten für die Deutschen in deutscher Sprache entworfene Treugelöbnis die eidesstattlichen Unterschriften zu setzen. In den folgenden Tagen taten die Kauener das gleiche.

Die Listen der verschiedenen Nationalitäten sind getrennt geführt. Gelegentlich kommen Vermischungen vor: in den polnischen Listen finden sich einige deutsche Eintragungen, in den deutschen wiederum auch einige polnische. Zu bedauern ist, daß die Flüchtlinge in Tilsit und Ragnit nicht angehalten wurden, ihren Stand und ihr Gewerbe anzugeben. Da es sich um Bürger und Einwohner von Kauen meistens handelt, entsteht hier eine Lücke, die indessen mit Hilfe der Kirchenbücher und Schriftstücke der dortigen evangelischen Pfarrgemeinde vielleicht noch auszufüllen ist.

Und wenn man nun fragt, wie ist das Verhältnis der beiden Zungen, der verschiedenen Nationalitäten zueinander gewesen, so steht die deutsche Liste weder für Wilna noch für Kauen der polnischen viel nach. Erst wenn man die in Wilna ja so zahlreich vertreten gewesene polnische Geistlichkeit — besonders zahlreich war das geistliche und weltliche Gefolge des Bischofs Tyskiewicz — zu den städtischen Bürgern polnischer Abkunft hinzurechnet, überwiegt dort das polnische Element. In Kauen dagegen halten beide Parteien sich völlig die Wage. Litauer sind schon damals nur in geringer Anzahl in beiden Städten ansässig gewesen; hinter den Polen und Deutschen verschwinden sie eigentlich ganz. Sie bildeten die Ackerbau treibende Landbevölkerung, die vor den Russen in die Tiefen der Wälder geflüchtet oder ihnen zum Opfer gefallen war, wie der kurfürstliche Gesandte Kittelmann uns zeigte.[1])

Im folgenden soll uns nunmehr die Wilnaer Liste zunächst beschäftigen:

Von deutschen Kaufleuten gab es in Wilna im Jahre 1655 folgende: Conrad Frisius und sein Sohn Johannes, Christoph Georgi mit seinen zwei Jungen Wendel Maußkopf aus Riga und Friedrich von Retzen aus Insterburg, Georg Redinger, Johann Bechtolt Humbert, Jacob Gibel mit seinem Jungen Michel Schipke, Zacharias Weiß, Jakob Dessaus mit seiner Schwiegermutter Susanna von Sichten und deren beiden Söhnen Jakob von Petten und Wilm von Sichten und einem Diener Wilm Fester, David Graffe, Georg Mansfeldt mit seinem Stiefsohn Johann Strunk, Joachim Reitter mit seinem Jungen Johann Lowon (?), Hans Hückemann, Andreß Reyman, Barthel Kotzer, Adam Palczewski, Johann Desauß, Thomas Hötzens Witwe Helena und der Wilnaer Ratsherr, königliche Sekretär und Verwalter des Zollwesens im Großfürstentum Litauen Heinrich Mones sowie der Handelsmann Friedrich Pokoy aus Mohrungen.

Kaufgesellen und Handelsdiener: Abraham von Lichtenstein, Michael Hempel, Paul Schmaus aus Nürnberg, „gewesener Handelsdiener-Geselle", Michel Schwarz, Mathiß Wagner aus Königsberg, Hans Gieß aus Riga, Abel Unstedt, Peter Croon bei Nikolaus Richter.

Gewürzkrämer und Gewürzhändler: Michel Buchner mit seinem Jungen Konrad Burchardt, Wilhelm Moller, Simon Katurla und seine Schwiegermutter Barbara Horneiß, Friedrich Heldt, Faltin Bister mit seiner Schwiegermutter, Balzer Boydals Witwe und Georg Goltz.

Aehnlich zahlreich wie die Kaufleute waren die Goldschmiede: Zacharias Schneider, Jacob Schneider, die Goldschmiedefrau Judita Luxian, geborene Gebel (der Mann Christoph Luxian war in Wilna zurückgeblieben); ferner Hans Müller, Gerge Neumann, Friedrich Meinardt, der Goldschmiedegeselle Hans Rentel mit seiner Schwester Elisabeth, der Witwe des Goldschmieds Faltin Heine, Dietrich Witt, Gottfried Clement und Michael Martens.

Der Steinschneider Johann Klemendt, der Siegelschneider Christoph Albrecht

[1]) Vgl. dazu die Kommissionsakten „wegen Untersuchung und Versicherung der fremden Leute, die sich im Herzogtum Preußen aufhalten" (1656): im Staatsarchiv Königsberg, Etatsministerium 111 k.

Vogel. Die Uhrmacher: Hanß Klaßen, Jakob Jerkewicz mit seinem Gesellen Jakob Dilna, Johann Scherer. Der Papiermacher Hans Tochtermann, der Leineweber David Gebau, die Orgelbauerin Gertrud Cornelschin, der Rotgießer Hans Ulrich Bader, die Kannengießer Hans Rebel, Thomas Milda und Nikolaus Klansing, der Zimmermeister Martin Eichhoff mit seinem Knecht Andres, die Maler Baltzer Hirdler und Johann Schrötter, der Weinhändler Christigan Fohs (Voß). Die Weinschenker Hans Magdeburger mit seinem Jungen Andreas Bahrß, Marten Ehm und Daniel Hanke. Die Kretzmersche Maria Lang, Hans Rentels Schwester, mit ihren Söhnen Georg und Tobias Lang. Der Beutler Peter Heilandt, der Konditor Michael von Saalfeld, der Zuckerbäcker Johann Pest. Die Büchsenmacher Erasmus Erxleben mit seinem Eidam Jakob Treu, Girge Langner, Hanß Petzelt, Hanß Baldtwan, Lorenz Gsell, Andres Hinck, Adam Jacob, Caspar Sehler und Michel Schneider. Die Büchsenschiffter Christoph Hofmann, Tobies Schtemplin, Ernst Fiescher, der Büchsenschiffter-Geselle Balzer Jäschke und Marten König. Die Bortenmacher und Posamentierer Wilhelm Alßdorfft, Peter Duncken, Hans Baltzar, Johann Kreidner mit einem Lehrjungen, Peter Schröder und sein Schwiegervater Heinrich Hibrecht, gleichfalls Posamentmacher mit zwei Lehrjungen Matthias und Vicent. Der Filzmacher Valentin Pfanners und der Knopfmacher Hans Nitsch. Der Sattler Erhard Erhardus; die Riemer Gierge Schöbel und Gerge Winckler. Der Messerschmied Friedrich Franz Lang. Die Schneider Walter Schaden mit seinem Gesellen Siegmund, Michael Burchart, Pancraz Klessel, Nicolaus Framb, Samuel Jonas Schwedt, Johann Zimmermann und Berent Lerß. Die Drechsler Merten Gerlach und Bastian Baltzer, die Tischler Petter Gramell und Gerge Esenbach. Der Schuhmacher Hans Stöltzner. Die ‚Balbierer' Andreas Groß und Christoph Satriebe. Der Hofschlosser Adam Beyer. Ferner als Chirurgen: der scheinbar aus Flensburg gebürtige Merten Jenßen, der Schwiegervater des Gewürzkrämers Michel Buchner, und Andreas Hoffmann.

Gelehrten Berufen gehörten an der Arzt und Dr. Medicinae Paul Möller, der in Königsberg studiert hat, mit seinen zwei Stiefsöhnen Georg und Andreas Strunk. Neben vier polnischen ‚Dienern und Jungen' hat er auch einen deutschen Diener Christian Moldenhauer. Als Bürger der Königsberger Universität bezeichnet sich auch der Wilnaer Advokat Arnolph Zaleski; seine Frau Katharina ist eine geborene Wichert — zwei Brüder von ihr, Christoph und Albert Wichert, besuchen das Altstädtische Gymnasium in Königsberg. Dazu kommen noch die beiden Prediger der deutschen Gemeinde ‚Augsburgischen Bekenntnisses' Johannes Malina und Magister Otto Mattesius sowie der reformierte Wilnaer Prediger Jakob Chelchowius; alle drei haben in Königsberg studiert.

Von königlichen und anderen Beamten seien noch genannt: Hans Trilner, kgl. polnischer Münzwardein aus Wilna; Johann Gutzlaff von ebendaher, ‚Bedienter des Herzogs Boguslaw Radziwill'; Friedrich Zulich aus Wilna, ‚Chirurgus' des Herzogs, und Samuel Kolander, ‚Bürger von Wilna und Bedienter' desselben Herrn, sowie der Apotheker Daniel Fabritius, ein geborener Königsberger scheinbar, der im Dienste des Fürsten Janusch Radziwill in Wilna eine Apotheke leitete.

Nur als ‚Bürger' von Wilna bezeichnen sich ohne Angabe ihres Gewerbes und Standes noch etwa vierzig Personen, als ‚Einwohner aus der Wilde' Johann Battista Otter. Neben einigen ‚Witfrauen', die sich nur mit ihren Vornamen nennen, sei noch erwähnt: Zacharias Schachmann, Diener der Frau von Hövel aus Wilna, einer geborenen Holländerin. Sie habe mit „ihren armen kleinen, unerzogenen Waisen und Kinderlein ... vor dem allergrausamsten unchristlichen Feinde, dem Moskowiter" Haus und Hof in Wilna verlassen müssen, so schrieb sie klagend an den Kurfürsten.

Man sieht, es war eine stattliche Anzahl von Deutschen, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Wilna wohnte und das Bürgerrecht dort besaß.

Ganz ähnlich liegen die Dinge in Kauen. Man kann diesen Ort, für den Zeitraum vom 15. bis 18. Jahrhundert wenigstens, getrost als eine deutsche Stadt bezeichnen. Diesen Charakter verdankt er dem Hanse-Kontor, das einst hier bestanden hat. Besonders Bürger aus Danzig hatten sich im 15. Jahrhundert dort niedergelassen.[1]) Schon die erste Verfassungsurkunde, die Kauen verliehen wird, kennzeichnet es als deutsche Stadt und rückt den Anteil des Deutschtums in das hellste Licht. Professor Dr. Ludwig Bergsträßer soll hier unser Führer sein. In der Kownoer Zeitung vom 5. 8. 1916 hat er in einem Aufsatz unter der Ueberschrift ‚Die älteste Verfassung der Stadt Kowno' an der Hand älterer Schriftstücke aus dem Archiv der dortigen evangelischen Gemeinde, die Probst Dobbert ihm freundlichst zur Verfügung gestellt hatte, über diese Dinge sehr beachtliche Mitteilungen uns gemacht.

Zwei zweifellos echte Urkunden liegen für Kauen vor, eine ältere vom 14. 2. 1408 oder 1418 — wahrscheinlich stammt sie aus dem Jahre 1418 her, wie Prof. Bergsträßer zu erhärten sucht — und eine jüngere vom Jahre 1463. Die ältere ist von dem litauischen Großfürsten Witold, die jüngere von dem König-Großfürsten Kasimir III. ausgestellt. Beide beschäftigen sich mit der Verleihung

[1]) Vgl. hierzu Th. Hirsch, Danzigs Handels- und Gewerbegeschichte. Leipzig, 1858, S. 160 ff.

des Magdeburger Rechts. Aber während die ältere nur den deutschen Bürgern allein dies Recht verleiht („allen Bürgern Kownos, welche Christen sind und weder Litauer noch Ruthenen"), so dehnt die jüngere Urkunde vom Jahre 1463 dies Recht auf sämtliche Stadtbewohner aus, auch auf die Litauer, Weißruthenen und Polen, ähnlich wie die Wilnaer Urkunde vom 22. 3. 1387.

Die bezeichnenden Merkmale des deutschen Rechts finden sich selbstverständlich auch in Kauen vor: der Vogt und die Ratsverfassung. Die Gerichtsbarkeit des großfürstlichen Starosten ist ausgeschaltet, sie erstreckt sich nur auf Litauer und Weißruthenen. In Streitfällen zwischen Deutschen und Nichtdeutschen richten Vogt und Starost gemeinsam, „wobei der Großfürst sich vorbehält, solche Fälle unmittelbar zu entscheiden, d. h. vor sein Gericht zu ziehen". „Die Ausdehnung des deutschen Rechts auf Nichtdeutsche ist verboten, auch wenn sie sich haben taufen lassen, es sei denn, daß der Großfürst ausdrücklich von Fall zu Fall die Erlaubnis gibt." Der Stadt, d. h. den deutschen Bürgern, die auf Grund des Magdeburgischen Rechts sich niedergelassen haben, werden die Einkünfte aus der Stadtwage, der Schuranstalt, der Wachsfabrik und der Schrotmühle verschrieben. Außerdem überläßt der Großfürst der deutschen Gemeinde das Land jenseits des Njemen von der Mündung der Jessja oberhalb Kauens bis an die deutsche Grenze, bis zum Fluß Scheschuppe, in einer Breite von drei Meilen, „damit sie den Wald dort rode und sich dort Acker und Grasflächen zubereite". Zehn Jahre lang genießen die Ansiedler Steuerfreiheit, später sollen sie von dem gerodeten Land eine Anerkennungsgebühr von einem Groschen und einen Tribut bezahlen. Dafür dürfen sie aber auch aus dem Walde sich kostenlos Holz zu Bauzwecken holen. Man sieht, Witold suchte die Deutschen zur Ansiedlung geradezu anzulocken, um Handel und Wandel in Litauen einzuführen und die litauische Kultur durch deutschen Einfluß zu beleben.

Die zweite Urkunde vom Jahre 1463 dehnt diese Vorrechte dagegen auch auf die Litauer, Polen und Weißruthenen aus. Während es den Deutschen nach der ersten Verfassungsurkunde geradezu verboten war, Landeseinwohner aufzunehmen, so wird ihnen jetzt befohlen, „jeden Landesbewohner katholischen Glaubens römischer Observanz in ihre Stadtgemeinde zuzulassen". Der ausschließlich deutsche Charakter der Stadtgemeinde ist somit gesprengt. „Die Gewerbe" — so sagt Bergsträßer — „die sich neben den Deutschen gebildet haben, werden mit den Deutschen vereinigt; eine Grenzlinie wird nunmehr nur noch nach einer anderen Richtung gezogen, gegenüber den Händlern, die nicht in der Stadt ansässig sind, d. h. gegenüber den Hansen; ihnen wird verboten, Häuser oder Grundbesitz in der Stadt zu erwerben."

Aber trotzdem ist das Deutschtum noch auf mehrere Jahrhunderte hinaus der vorherrschende Teil der Bevölkerung in Kauen geblieben. Das zeigen die deutschen Vögte, Bürgermeister und Ratmannen, die im 16. Jahrhundert die Geschicke der Stadt geleitet haben. Noch stand das Deutschtum auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens an führender Stelle, besonders im Handel und Verkehr und als Träger des Gewerbfleißes. Hatte der König-Großfürst doch selber Deutsche in seinen Dienst genommen, um die Erträgnisse aus seinen Waldungen, einer seiner Haupteinnahmequellen, besser zu verwalten und zu verwerten. Man sagt also nicht zuviel, wenn man Kauen für das 16. und 17. Jahrhundert, trotz der Urkunde vom Jahre 1463, als deutsche Stadt bezeichnet.

Was für das 16. Jahrhundert gilt, gilt in diesem Falle auch rückwärts für das 15. Aus dem Schriftenwechsel der Stadt mit dem Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg, als Administrator des Herzogtums Preußen, und mit der preußischen Regierung vom Jahre 1585[1]) geht klar hervor, wie eng die Handelsbeziehungen zwischen Kauen und Königsberg, überhaupt zum Herzogtum Preußen waren. Die Schreiben betreffen den Kauener Handel mit Getreide und Holz, mit Fischen, Branntwein, Bier und Tierfellen. Aus ihnen kann man deutlich ersehen, warum den Kaufherren in Königsberg, Tilsit und Memel und weiterhin den Danzigern wirtschaftlich daran gelegen war, in Kauen vertreten zu sein, daß sie dort Zweiggeschäfte gern einrichteten, die dann allmählich zu selbständigen Handelshäusern sich herauswuchsen. Das Gewicht des Aufeinanderangewiesenseins in Handel und Verkehr kam zu den mannigfachen geistigen und kulturellen Beziehungen noch hinzu. Kauen lag ganz, auch wenn es politisch einem fremden Reiche angehörte, in der preußisch-deutschen Interessenzone. Diese Zusammenhänge haben Kauens Handel und Stellung erst hochgebracht. Eine Erscheinung übrigens, die mit den Vorgängen des letzten halben Jahrhunderts sich völlig deckt; denn Reichsdeutsche waren es, die in den letzten Jahrzehnten die gewerbliche Entwicklung der Stadt gefördert und sie aus ihrem erzwungenen russischen Winterschlaf erweckt haben.

Noch erinnern ein paar alte Giebelhäuser Kauens, in der Form der schönsten deutschen Backsteingotik, an ihre einstigen deutschen Bewohner. Dem Wanderer, dessen Blick auf diese fällt, steigt unwillkürlich die Frage auf, wer mag der Königsberger oder Danziger Kaufherr einst gewesen sein, der dies Heim sich gründete, das so ganz an die Heimat gemahnte. Die schon von weitem sichtbare, hochragende St. Peterkirche, auch die dem Apostel Paulus geweihte, ebenso die Kirche des heiligen Georg vom Jahre 1471 und die Kapelle der heiligen Gertrud, die schon im Jahre 1503

[1]) Im Staatsarchiv Königsberg, Herzogl. Briefarchiv B 3.

erwähnt wird, sind gleichfalls in deutscher Backsteingotik gehalten und werden deutsche Meister, wahrscheinlich Bürger der Stadt, zu ihren Erbauern gehabt haben. Unter den Verkleidungen späterer Zeiten wird sicher noch manches stecken — ich denke da an das Rathaus und die alten steinernen Gebäude der Hauptstraßen —, was deutscher Baukunst seine Entstehung verdankt. Hier ist noch ein dankbares Feld der kunstgeschichtlichen Forschung.

Ein vollständiges Verzeichnis der deutschen Bürger, wie für die Mitte des 17. Jahrhunderts, können wir für das 16. Jahrhundert nicht geben. Die Dinge liegen hier ähnlich wie bei Wilna. Alle älteren Schriftstücke und städtischen Urkunden sind der Zerstörungswut der Moskowiter im Jahre 1655 anheimgefallen. Die deutschen Namen, die wir für das 16. Jahrhundert mitzuteilen vermögen, entstammen dem Schriftenwechsel, der zwischen der Stadt und dem König-Großfürsten einerseits und den Herzögen von Preußen und ihrer Regierung anderseits geführt ist. Meist kommen sie in Empfehlungsschreiben, in sogenannten ‚Fürschriften' vor, oder sie werden aus Anlaß von Streitfällen erwähnt, welche die beiderseitigen Gerichte beschäftigen. Der Umfang der Namen, die so zu unserer Kenntnis gelangen, ist natürlich nur gering; er genügt aber schon, um die bemerkenswerte Stellung, die das Deutschtum um diese Zeit in Kauen einnahm, in das richtige Licht zu setzen. Die Beziehungen zwischen Königsberg und der litauischen Memelstadt müssen damals überaus eng gewesen sein. Der Handel hat eine ganze Reihe von Königsberger Bürgern veranlaßt, sich in Kauen niederzulassen. Ihre Nachkommen sind dann zu wohlhabenden, Handel und Wandel beherrschenden Geschäftsherren dort emporgediehen.

Gleich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, im Jahre 1536, begegnet uns ein deutscher Vogt, Jakob Schultz mit Namen, Kaufherr und Schiffsbesitzer. Ein sicheres Zeichen, daß das Deutschtum in der Stadt die erste Rolle spielte. Um dieselbe Zeit etwa lernen wir eine Familie Büttner kennen; ein „Georg Büttner aus Kauen" studiert im Jahre 1542 in Wittenberg. Zwischen den Jahren 1544 und 1552 finden wir mehrmals den Kauener Bürger Franz Guberstein erwähnt; im Jahre 1546 erscheinen Augustin Damerau und Johannes Kopp, der als „Bürger und Kaufmann zu Danzig und Kauen" bezeichnet wird. 1553 auf 1554 hören wir von einem Kaufmann und Schiffsbesitzer ‚Herrn' Mattes Hein sprechen. Zwei weitere größere Handelshäuser sind um dieselbe Zeit die Häuser Hans Spill und Kaspar Lobner. Im Jahre 1560 ist wieder ein Deutscher in obrigkeitlicher Stellung, und zwar Andreas Schultz als Bürgermeister; vermutlich ist er ein Sohn des Vogts Jakob Schultz vom Jahre 1537. 1568 kommen ein Bartholomäus Rabe als Kaufmann und Bürger vor und der Bürgermeister Bernhard Büttner, seines Zeichens Kaufmann, ein Mitglied jener Familie Büttner, die wir schon vom Jahre 1542 her kennen. Im folgenden Jahre tritt er in den sitzenden Rat zurück und wird als ‚Ratmann' bezeichnet. In den siebziger Jahren hören wir mehrfach von einem Bürger namens Jakob Vorhund. Um dieselbe Zeit lebte und wirkte auch Pastor Paul Oderborn dort; durch seine Darstellungen der Lebensgeschichte des Zaren Iwans des Grausamen und der griechisch-russischen Religion hat er sich und seiner Stadt ein bleibendes Denkmal gesetzt. Im Jahre 1585 werden ferner Mathias Rigler und Hans Rolle genannt, 1597 ein Friedrich Büttner und im Jahre 1625 Daniel Gericke, als ‚Bürger und Geschworener der Stadt Cauen'.

Aber selbst die Verwaltung der großfürstlichen Forsten, die in Kauen gesessen zu haben scheint, befindet sich in deutschen Händen. Der Leiter der Vertriebsstelle für die Erzeugnisse aus den großfürstlichen Waldungen, wie man heute sagen würde, war 1569 ein Valentin Ueberfeldt, der auch den Titel eines königlichen Sekretärs führte. Unter ihm standen der uns schon bekannte Johannes Kopp, als Aufseher, und als sein Gehilfe Gotthard Goltz aus Königsberg. Ueberfeldts Nachfolger waren Jakob Hintz (1571—1574) und Johannes Bohlmann (1574).

Die überragende Stellung, die das Deutschtum seit dem 15. Jahrhundert, seit der Begründung des Hanse-Kontors, in Kauen einnahm, kommt besonders durch die Wahl in die leitenden Stadtämter zum Ausdruck. Und dabei darf man nicht vergessen, daß diese Namen, die wir hier angeführt haben, eigentlich nur ganz zufällig uns bekannt geworden sind. Sie geben ohne Zweifel nur einen kleinen Bruchteil der in der Stadt ansässigen Deutschen wieder. Es ist in hohem Maße wahrscheinlich, daß das Deutschtum noch öfter seine Vertreter in die Aemter des Vogts, der Bürgermeister und vor allem der Ratmannen geschickt hat. Schon der Umstand, daß sie in diese Aemter von der Gemeinschaft der Bürger gewählt wurden und überhaupt gewählt werden konnten, wirft ein Schlaglicht auf die Stärke und wirtschaftliche Bedeutung der Deutschen in der Stadt. Wie deutsch die Stadt um jene Zeit dazu geleitet wurde, das beweist nebenher auch die Sprache, die in ihrer Schreibstube gebräuchlich war. In deutscher Sprache sind alle die Schreiben, die ins Ausland gingen, abgefaßt. Erst in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts geht die städtische Schreibstube zur lateinischen Sprache über: ein Zeichen, daß das Polentum, durch König, Adel und Kirche im Kampf gegen das Deutschtum bestärkt und gefördert, auch in die Kauener Stadtverwaltung langsam eindringt und sie dem Deutschtum streitig zu machen suchte.

Aber trotzdem ist die Zahl der Kauener Deutschen selbst um die Mitte des 17. Jahrhunderts noch immer so groß, daß man schier staunen möchte. Noch immer stellen sie eine stattliche

Macht dar und überragen zahlenmäßig die Polen. Die in Königsberg, Ragnit und Tilsit aufgestellten Bürgerlisten vom Jahre 1656 legen ein deutliches Zeugnis dafür ab. Die Handelshäuser der Kalau, Naugard, Ringwald und Schönfeld sind die ersten am Platz, wenn auch das Kauener deutsche Gewerbe und Handwerk sich mit dem Wilnaer sonst nicht messen kann. Das liegt an der Kleinheit der Stadt gegenüber dem größeren Wilna, der Hauptstadt des Landes. Aber sicher werden auch manche von denjenigen, die in Tilsit und Ragnit ohne Angabe ihres Gewerbes und Standes nur als Kauener Bürger sich bezeichnen, dem Handwerk angehört haben. Die Listen der einzelnen Zünfte könnten vollständiger sein, wenn die Beamten in Ragnit und Tilsit nach dem in Königsberg beobachteten Grundsatze verfahren hätten. So kommt es leider, daß ein großer Teil der Kauener Deutschen sich der Zuweisung in die einzelnen Zunftreihen entzieht.

Wir wählen eine ähnliche Reihenfolge, wie wir sie bei Wilna angewandt haben.

Von deutschen Kaufleuten gab es in Kauen im Jahre 1655 folgende: Paul Kalau, Saul Petersen den Aelteren mit seinem Sohne Saul Petersen dem Jüngeren, seinem Bruder Christian Petersen und seiner Schwägerin, Herrn Paul Frieses Witwe, Lukas Brandenborch, Petter Hoffman, Friedrich Freyer mit seinem Sohne gleichen Namens, Girge Kastner, Jan Hennik, Michel Hollwell, Barthel Ringwaldt, Johann Naugardt mit seinem Diener Christoph Pohl, Ernst Hierschfelt, den Kirchen-Aeltesten Daniel Naugard und den Kirchenvater Jacob Schönfeld.

Als Kaufgeselle wird bezeichnet: Hanß Petersen, ‚Bürger von Kauen‘. Als Goldschmiede waren dort ansässig: Gergen Kalau mit einem Sohne gleichen Namens, Andres Wegner, Michel Glittcher und Christoff Flenßdorff. Ferner der Maler Abraham von Dehlen (von Dohle), der Apotheker Johannes Bresin, der Büchsenmacher Johanneß Tzimerman, der Kürschner Greger Beinert, der Leinenweber David Brins, der Bortenwirker George Stemplin, der Schneider Hanß Moldenhauer, der Tischler Isaac Spisa, der Böttcher Peter Lohsch, der Drechsler Jacob Duck, dsr Balbierer-Geselle Michel Bartke aus Marienburg, vermutlich bei der Frau Marcksche, ‚eines Balbiers Wittibe von Caun‘.

Ohne Angabe ihres Gewerbes, nur als ‚Bürger von Kauen‘ bezeichnen sich: Bernhardt Blumenauw, Jacobus Pannonius mit seiner Mutter Regina Pannonin, ‚Bürgerin von Kauen‘ mit zwei Jungen, dem Michel Woschke und Hans Buchholtz, Johan Wulek, George Liedke, Bernhard von Tiefenbruch, Christian Ringwaldt mit seinem Diener Albrecht Beinert, Michael Hempel, Nikolaus Kraußß, Nicolaus Gurgens, Jorge Zimmer, ferner ein Bruder Jakob Schönfelds, dessen Vornamen jedoch nicht genannt wird, Johan Klingenberk, Jergen Krumbeck, Bernhard Kalau, Johann Tidmanßdorff, Jost Steffen, Abraham Adenbrecht, Jacob Porsch, Kristof Moldenhauher, Michel Naugard, Greger Tide, Christopff Fuhß, Christian Hänlein, Jochim Gerdeß, Andreas Schönn, Paul Kalau, Peter Croß, Christoff Geryck, Konrad Vöglin, Bernhard Sagerd, Christoff Ulrichsche, eine Wittfrau, Heinrich Schöll, Paul Meyer, Peter Sollenner, Hans Blumnau, Faltin Kochs Witwe, Andres Langs Witwe mit Tochter, Jorge Löllhövel mit einem Bruder, Michel Wendel, Jacob Zeleßke, Jacob Schreyer, Mathes Biner, Matheß Hinigs, Merten Rotermundt, Jan Schloß, Frau Kalau, Witwe, Paul Petersen junior, Johann Kalau, Johann Selmer, Georg Weißhaupt, Jochim Wende, Thomas Peters mit Tochter, Christoph Orlichs Frau und Andreas Pilkauer und andere mehr.

Gelehrten Berufen gehörten an: der ‚Studiosus Literarum‘ Christoph Pannonius (nicht Pavonius, wie er in der Königsberger Universitätsmatrikel heißt); im Wintersemester 1643 ist er in Königsberg immatrikuliert worden. Ferner Salomon Gerber, der sich als ‚civis Academicus‘ unterschreibt, und zwei Gebrüder Petersen, die beide die Königsberger Hochschule besucht haben: Peter, der Aeltere, im Sommersemester des Jahres 1646 und Michael, der Jüngere, im Sommer 1652. Außerdem noch der ‚Cantor Caunensis‘ Johannes Klettener und der Pfarrer der evangelischen Kirchengemeinde, Magister Sebastian Muller. Beide haben in Königsberg studiert; der aus Berlinchen in der Mark stammende Klettener im Sommer 1624 und Sebastian Muller, der im hessischen Schmalkalden geboren ist, im Sommer 1645. — Eine Reihe weiterer Namen ergibt noch die Durchsicht der Matrikel der Königsberger Universität. Angehörige der Kauener deutschen Familien: Andreä, Bach, Bresien, Büttner, Kalau, Zimmer, Eckert, Eggardt, Eggert, Fabricius, Forhundt, Freyer, Gradowski, Groß, Haase, Henning, Herrmann, Heyn, Hintz, Hirschfeldt, Hoffmann, Kalasi, Kinner, Klemm, Klettner, Laudien, Liedcke, Meder, Meyer, Möller, Moldenhauer, Movius, Naugard, Petersen, Plato, Rabe, Rebentisch, Ringwald, Rosenberg, Rudel, Rurock, Scheper, Schmidt, Schönfeld, Scholl, Sommer, Sporwordt, Streyen, Tieffenseh, Vogler und Wessel haben in Königsberg studiert.

Nach verschiedenen Bemerkungen der preußischen Kanzlei haben die Kauener Deutschen vom Jahre 1655 fast alle dem Augsburger Bekenntnisse angehört. Das beweist auch das Studium ihrer Söhne auf der Königsberger Universität.

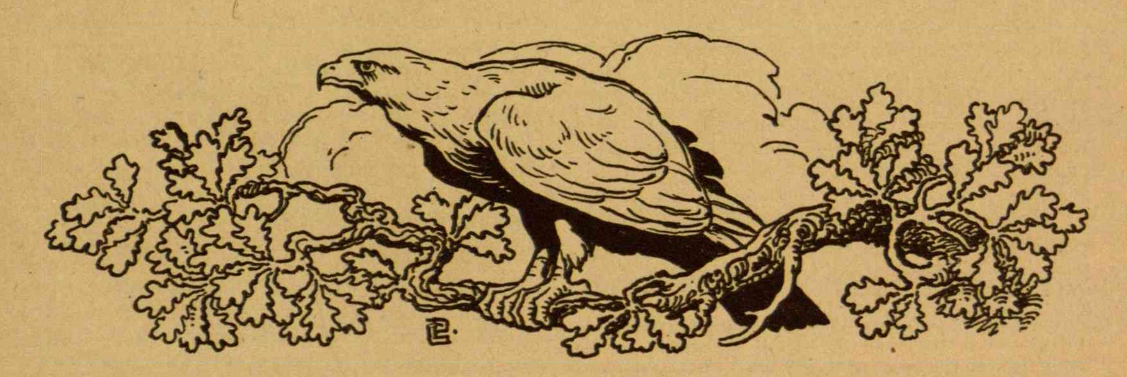
Wenn man die einzelnen Familien zusammenzählt, die aus den Listen sich ergeben, so erhält man für Kauen etwa 85 deutsche Familien bei 132 erwachsenen männlichen Personen und für Wilna um die 140 bei ungefähr 187 erwachsenen Männern insgesamt. Die Hausväter haben für ihre Frauen und Kinder ihr Treugelöbnis mitabgelegt; nur die erwachsenen Söhne sind namentlich angeführt.

Rechnet man die einzelne Familie nur auf fünf Köpfe, so ergibt sich für Kauen die Gesamtzahl von etwa 481 deutschen Einwohnern (425+56 Unverheirateten) und für Wilna von 750 (700+50 Unvermählten). Das ist, so klein diese Zahlen uns heute ja auch erscheinen mögen, für die damalige Zeit und für die geringere Größe der Städte kein unbedeutender Bevölkerungsanteil. Innerhalb der Hoheitsgrenzen des Magistrats wird Wilna damals im Höchstfalle 10 000 Einwohner und 600 bebaute Grundstücke gehabt haben. 140 von ihnen gehörten Deutschen. Man darf wohl annehmen, daß jede Familie ihr Eigenheim besaß. Das lag schon in dem Begriffe des Bürgers.

Fragt man nun, wo diese Deutschen heute geblieben sind, so muß man das traurige Kapitel der polnischen Bedrückungen und Gewaltmaßnahmen gegen das Deutschtum notgedrungen aufrollen. Mit allen Mitteln hat vor allem die polnische katholische Geistlichkeit die Reformierten und Lutherischen im Lande verfolgt. Kurz vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges war unter den Reformierten in Litauen eine große Bewegung im Gange, die das Ziel verfolgte, nach Preußen auszuwandern, um dem unerträglichen, steigenden Drucke zu entgehen und friedlichere Daseinsmöglichkeiten sich aufzusuchen. Der von der Wilnaer russischen Archäographischen Kommission nach Urkunden des dortigen Stadtarchivs herausgegebene große Urkundenband vom Jahre 1879 ist anderseits voll von Zeugnissen für die gegen die Lutherischen gerichteten Kämpfe.

Man kann nicht umhin, die Widerstandskraft und Zähigkeit des Deutschtums zu bewundern. In Kauen hat es trotz aller Schwierigkeiten bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts in ziemlicher Stärke sich gehalten; das zeigen die Akten der dortigen evangelischen Pfarrgemeinde. Aber selbst in Wilna, wo die Kämpfe natürlich noch viel härter waren, weil die Polen sich hier als Herren fühlten, hat es tapferen Widerstand geleistet. Noch im Jahre 1753 gibt es zehn deutsche Bäcker dort: Jakob Heibark (Heiberg), Joachim Christian Freist, Benjamin Ritsch, Wilhelm Spring, Jakob Bluhm, Wolfram Reuterberg, Friedrich Kube, Johann Christian Kreiner, Johann Nikolaus Woldack und Christian Friedrich. Um das Jahr 1765 noch verschiedene deutsche Schlosser und Schmiede: Iwan Bauch, Albrecht Knoff, Ernst Hoppe, Heinrich Schubert und Jakob Berg. Da auch die Zunftältesten von diesem Jahre trotz ihrer polnischen Namen sich zu den Deutschen hielten, so war ihre Anzahl größer als um das Jahr 1655. Im Jahre 1744 begegnen uns fünf deutsche ‚Wagner und Bürger'. Daß die Apotheker und Goldschmiede noch vielfach Deutsche sind, ist selbstverständlich. Im Jahre 1748 zählen wir noch neun deutsche Goldschmiede in Wilna: Lorenz Wiljanz und Benjamin Kutscher als Aelteste, Christoph Gronmann, Georg Schnetka, Gottfried Ernst Schöneberg, Andreas Eierlei, Christoph Zesemann, Johann Zeidel (Seidel) und David Plat. Sogar deutsche Ratsmänner gab es in Wilna noch im Jahre 1792: die Herren Friedrich Heide und Daniel Hertel. Erstaunlich groß ist die Zahl der deutschen Schuhmacher um dieselbe Zeit. In einem Zunftstreit, der sich zwischen Polen und Deutschen abspielt, werden zwölf deutsche Schuhmacher uns namentlich aufgezählt. Noch bis zum Jahre 1840 sind manche Zünfte fast ganz Deutsche.

Was ich hier an der Hand der mir im Augenblick erreichbaren Quellen geboten habe, aus der polnischen Darstellung der Wilnaer Geschichte, aus den großen Wilnaer russischen Veröffentlichungen und den Akten des Königsberger Staatsarchivs, hat nur den Wert von Stichproben. Das Wilnaer Stadtarchiv, vor allem die Papiere des Magdeburgischen Gerichts, dürften noch viel mehr bieten. Von den Bürgerlisten des Jahres 1656 ausgehend, ließe sich für Kauen sowohl wie für Wilna eine vollständige Geschichte des Deutschtums in beiden Städten schreiben. Denn von den wilden Russentagen unter dem Zaren Alexej Michailowitsch an sind die Archivalien an beiden Orten gut erhalten: dort in dem Archiv der evangelischen Pfarrgemeinde und hier im Stadtarchiv. In den bisherigen polnischen Darstellungen ist das Deutschtum, wahrscheinlich nicht ohne Absicht, bisher zu kurz gekommen.



Wilnaer Zunftbücher

Von Uffz. Dr. Albert Ippel

Wie in den meisten Städten, so waren bekanntlich auch in Wilna die Handwerker zu Zünften zusammengeschlossen. Das bedingte schon das in Wilna geltende Magdeburger Städterecht, das ja eine ständische Vertretung zur Grundlage hatte. Waren die Handwerker nicht in festen Vereinigungen untereinander verbunden, so fehlte ihnen überhaupt die Möglichkeit, ihren Stand zu vertreten. In Wirklichkeit bestanden denn auch die Zünfte bis 1903. Zwar waren sie bereits 1766 gesetzlich aufgehoben, doch blieb dies nur ein Versuch; Macht und Einrichtung der Zünfte erhielten sich, allen Anfeindungen zum Trotz. Bis 1903 tagte der Handwerker-Vorstand mit seinem ‚Haupt' auf dem Rathause; dann kamen die Akten, und was sich von den Zunftbüchern erhalten hatte, in das Wilnaer Stadtarchiv.

Diese Zunftbücher sollen uns vorerst hier beschäftigen. Sie haben das Schicksal so vieler Wilnaer Urkunden geteilt.[1]) Das große Unglücksjahr 1655 scheint fast alle älteren Akten vernichtet zu haben, und auch unter den späteren ist durch Brand und wohl auch durch Unachtsamkeit stark aufgeräumt. Doch verdienen auch noch die Reste aus dem 17. und 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unsere volle Aufmerksamkeit, da wir aus ihnen wertvolle Aufschlüsse über das Wirken des deutschen Handwerks in Wilna gewinnen können.

Am weitesten zurück führen uns die Bücher der Goldschmiede, deren Zunft auch in Wilna zu den ältesten gehört; sie ist bereits 1495 gegründet worden. Im ganzen kommen für uns sechs Bücher dieser Zunft in Betracht. Das älteste, ein starker Folioband von Schreibpapier in schwarzem gepreßtem Ledereinband, enthält Einschreibungen von 1662 an. Und zwar weist der erste Teil die Einschreibungen der Lehrjungen bei ihren Meistern auf. „Nach der Zerstörung der Stadt Wilna durch den treulosen Moskowitischen Feind hatten im Jahre 1662 die Herren Brüder ihre erste Zusammenkunft." So steht zu Anfang zu lesen, und dann kommt die lange Reihe der Namen der Lehrjungen bis 1798. Sind die Eintragungen anfangs in polnischer Sprache, so überwiegt von 1727 an das Deutsche. Es trifft sich so, daß die erste deutsche Eintragung auch einem deutschen Jungen gilt: „Dieser oben gemelte Gottfried Springer hatte seine Jahre richtig ausgehalten und ist erkannt vor einen Goldschmidtgesellen." Die Jungen waren bis zu 7 Jahren bei ihren Meistern, hatten ihre Zeit „ehrlich auszudienen auf des Herrn seine Kleidung", und „nach ehrlicher Ausdienung verspricht ihm der Meister 20 Rhtlr. zum Ehren Kleyd". Bei der Einschreibung hatte der Junge natürlich seinen Geburtsbrief vorzuzeigen, aus dem denn auch mitunter die Geburtsstadt in die Eintragung übernommen wurde: Tilsit, Königsberg, Neustadt, Danzig usw. finden wir so des öfteren erwähnt. In den Jahren 1662 bis 1796 sind im ganzen 622 Lehrjungen bei den Wilnaer Meistern eingeschrieben worden, von diesen sicher 171 deutsche. Die Zunft hat sich von dem schweren Schlag der russischen Verwüstung offenbar sehr schnell erholt. Bis 1670 sind 69 Jungen eingeschrieben, bis 1680 dann 86, bis 1690 sogar 111! Die Zahl sinkt in dem nächsten Jahrzehnt auf 17, hebt sich aber von 1741 ab wieder.

Des Buches zweiten Teil füllen die Einschreibungen der Herren Gesellen, 187 in derselben Zeit von 1662 bis 1798; von ihnen sind nicht weniger als 109 Deutsche, aus Warschau, Mitau, Danzig, Lübeck, Hamburg, Wien, Königsberg usw. Auch hier ist die Sprache von 1732 an vorwiegend deutsch. Die meisten Gesellen haben auch in der Wilnaer Zunft ihr Meisterrecht erlangt, und die Vereinbarungen über solche Meisterwerdung nehmen den größten Raum ein. Nach drei oder vier Jahren, während welcher Zeit sie bei zwei Meistern zu arbeiten hatten, „accordieren sie mit dem löblichen Amt" über ihr Meisterstück — der Regel nach bestehend aus einem Pokal, einem Siegel, das eine Sturmhaube oder einen Helm darstellt, und einem Ring mit einem Stein — und über die Zahlung des Meistersoldes, der meist in einzelnen Zahlungen in die Lade erlegt wird. Nie vergessen wird auch die Bedingung, daß der neue Meister eine ‚Collation' und eine Meistermahlzeit anrichte, an der jeder den innigsten Anteil nahm.

In zwei weiteren Büchern der Goldschmiedezunft haben wir die Fortsetzung der Jungen- und Geselleneintragungen von 1798 an; wir zählen unter den Jungen 22 deutsche bis zum Jahre 1824, unter den Gesellen 19 deutsche gegen 7 polnische bis 1844.

Einen kleinen Einblick in das Leben der Zunft geben dann die anderen Bücher, eines mit den Einnahmen und Ausgaben von 1732 bis 1797, zwei weitere die Einnahmen und Ausgaben un-

[1]) Vgl. den vorhergehenden grundlegenden Aufsatz von Archivrat Dr. Paul Karge ‚Zur Geschichte des Deutschtums in Wilna und Kauen'.

gefähr bis 1830 gesondert verzeichnend. Das Hauptfest war das der heiligen Barbara. Jede Zunft hatte ja ihren Altar oder ihre Kapelle, die Schuster z. B. in der Bernhardinerkirche, die Schlächter in der Allerheiligenkirche, die Fischer in der von Peter und Paul, und die Goldschmiede besaßen die Kapelle der heiligen Barbara in der St. Johanniskirche, für deren Dienst und Schmuck sie aufzukommen hatten. An die Messe schloß sich ein feuchtfröhliches Zusammensein, auf dem es laut den Rechnungen genug zu essen und zu trinken gab: Bratwürste, Kuchen, Danziger Goldwasser, Branntwein, Bier, Kaffee mit Schmand, ‚Ochlana', d. i. wohl Hochländer Wein, Holländischen Käse u. dgl. — die Herren Goldschmiede ließen sich nicht lumpen. Auch mit der Feierlichkeit in der Kirche hatte es sicherlich seine Art. Kapelle, Bild und Altar wurden stets neu hergerichtet, neue Wachslichter wurden aufgesteckt und reichlich Oel für die Lampen gekauft; auch die Armen wurden nicht vergessen, und die Musik bekam ihr Frühstück.

Endlich besitzen die Bücher der Goldschmiedezunft dadurch einen großen Wert für uns, daß wir die Möglichkeit gewinnen, durch das Zusammenarbeiten der in ihnen enthaltenen Angaben ein vollständiges Namensverzeichnis der Wilnaer Goldschmiede von 1662 bis 1810 aufzustellen. Es sind im ganzen 75, und unter diesen sind 66 deutsche Meister.

Leider läßt uns der Zustand der anderen Zunftbücher nicht zu ebensolchen lückenlosen Ergebnissen gelangen. Nur bei den Stellmachern können wir dank ihres alten Protokollbuches die Meister wenigstens von 1712 an feststellen. 1713 begegnet uns Jakob Arent, 1726 Michael Schröter, dann Gottfried Sibelt, Michael Rehr, Heinrich Würmberg, und wie sie alle heißen, bis 1840 im ganzen 35 deutsche Meister. Das Buch enthält lediglich Eintragungen, daß der und der „vor einen Meister angenommen ist in unsere Zeche[1]) der Stelmacher und Rahdmacher", daß er eine Mittagsmahlzeit und eine Collation anzurichten und wieviel er zu zahlen habe. Als Meisterstück finden wir einmal einen viersitzigen Wagen erwähnt, vom Meister Christian Kißling, der „vor die Fehler 90 fl. straffe erlegt. Welcher Meister oder Geselle aber diese Sache erwehnen oder aufrühren soll, der sol doppelte Strafe erlegen".

Damit sind die Zunftbücher des 18. Jahrhunderts erledigt. Doch besitzen wir für das Ende dieser Zeit noch eine wertvolle Urkunde, die uns einwandfrei über die Zusammensetzung des Handwerkerstandes in Wilna belehrt. Im Jahre 1795 wurde von der russischen Regierung als Grundlage für die zu entrichtende Kopfsteuer zum erstenmal ein vollständiges Verzeichnis aller Handwerker einverlangt, in dem nun alle Meister mit Gesellen, Jungen und ihrem ganzen Hausstande zu finden sind; und regelmäßig ist, was für uns besonders wichtig ist, der Geburtsort angegeben. Da lernen wir denn folgendes Verhältnis in den Zünften kennen: Von den Stellmachern sind alle 10 deutsch; bei den Uhrmachern alle 9, von den Leinwebern alle 5; bei den Tischlern sind 18 deutsch, 26 polnisch; bei den Bäckern 9 deutsch gegen 1 polnischen; bei den Böttchern 12 gegen 4; es stehen 5 deutsche Chirurgen gegen 11 polnische, bei den Bäckern 9 gegen 1, den Gerbern 7 gegen 2, Handschuhmacher 5 gegen 1, Sattler 16 gegen 1, Zinngießer 4 gegen 2, Goldschmiede 6 gegen 4, Schneider 19 gegen 23; ferner gibt es 15 deutsche Schuhmacher, 3 deutsche Schlosser, 9 deutsche Schmiede usw., im ganzen in jenem Jahre 158 deutsche Meister, überwiegend tätig in allen feineren Handwerken — wahrlich ein prachtvolles und unbezweifelbares Zeugnis deutscher Kunstfertigkeit und deutschen Strebens. Vom Handwerk aus betrachtet war Wilna damals eine deutsche Stadt.

In diesem Sinne verdienen auch zwei weitere Urkunden unsere volle Beachtung. Die eine ist die „Copia derer Privilegien des löbl. Contubernii[1]) derer Uhrmacher" vom Jahre 1774. In diesem Jahre traten die Uhrmacher aus dem Gewerk der Schlosser, dem sie bis dahin angehörten, als selbständige Zunft aus und erhielten von Stanislaus August ihre besonderen Privilegien. Die Originalurkunde ist in polnischer Sprache abgefaßt, aber das Vorhandensein einer vollständigen Uebersetzung ins Deutsche beweist, daß auch in jenem Jahre, so wie wir es zwanzig Jahre später sehen, die deutschen Meister in der Zunft zum mindesten überwogen. Die zweite der genannten Urkunden enthält die „Articul oder Ordnung der Tischler-Gesellen" von 1793 und verdiente einen vollständigen Abdruck. Hier soll wenigstens Erwähnung finden, daß wir zufälligerweise aus einem angehängten Schreiben die Entstehungsgeschichte dieser Artikel feststellen können. Aus diesem geht hervor, daß unter den Tischlergesellen ein großer Streit ausgebrochen war — man denkt an die Handwerksburschen-Aufstände, die in etwa derselben Zeit in Mainz und anderswo ausbrachen —, daß die Gesellen sich wegen Schlichtung des Streites an „die löbliche Gesellschaft in Warschau" gewandt hatten, die sich der Sache annahm und einen „Delegierten" nach Wilna sandte, der sich dann natürlich stolz mitunterschreibt: „Herman Fesefeld als Deputierter."

Mit dem 19. Jahrhundert beginnen dann auch die Zunftbücher wieder zu sprechen. „Das Wilnasche hochlöbliche Weiß- und Kuchen Loß-Bäcker-Gewärk" lernen wir aus dem Meisterprotokollbuch von 1804 bis 1851 kennen und innerhalb dieser Zeit darin tätig 43 deutsche und 2 polnische Meister; die Herren Gesellen haben sich hier mit einem „Meisterschub" ihre Meisterwürde zu verdienen. Ein weiteres Buch reicht bis 1880 und weist 20 neue deutsche Meister gegen 8 polnische

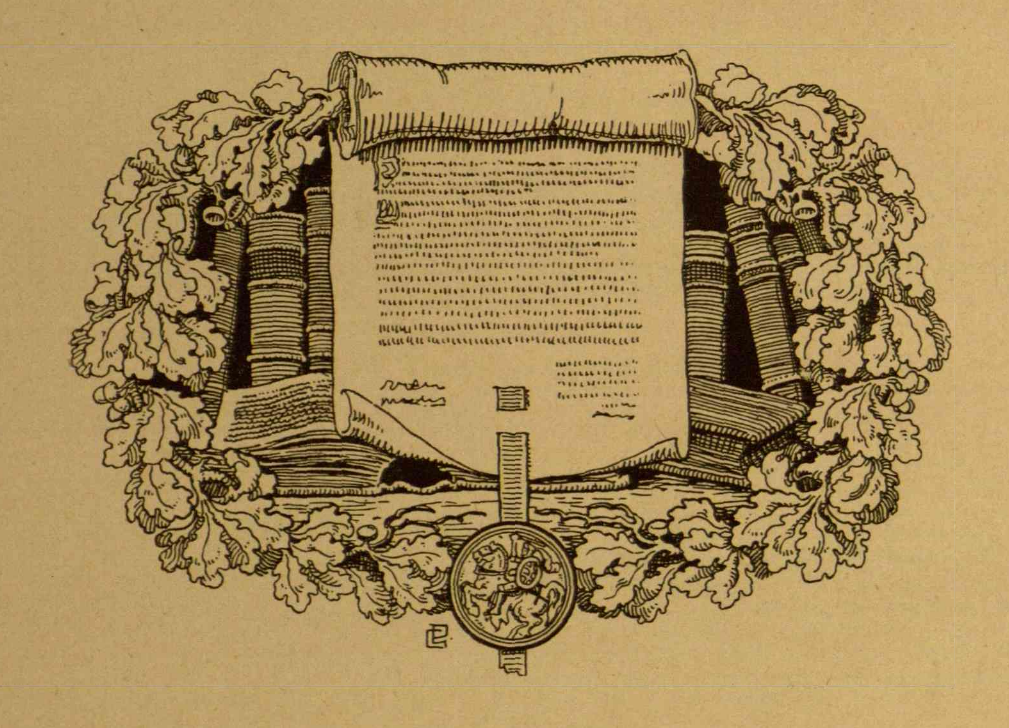
[1]) Das polnische Wort ‚cecha' bedeutet Zunft.

[1]) So hießen die Zünfte.

auf. Wir lesen hierin außerdem, daß Herr Gottfried Beck 1836 das halbe Meisterrecht mit 100 fl. erlangt „zur ungehinderten Pfefferkuchenbäckerei“; auch sei an Einzelheiten erwähnt, daß an den drei Tagen vor Ostern jeder Meister auf dem Markt zwei Tische aufstellen durfte und noch einen vor seinem Hause, daß 1825 von einer Bittschrift die Rede ist, die das Gewerk an den Großfürsten Constantin Pawlowitsch in Warschau senden will „wegen die Pfuschung, die von die Juden jeden Gewärk schaden tut“, und daß einmal die Aelterleute verpflichtet wurden, „pörschönlich Bey der Revision bey den Brodt, so von die Grob Bäcker gebacken wird, von den Juden und Burlacken“, zugegen zu sein.

Ein sehr hübsch gebundenes Buch ist das der Böttchergesellen von 1810 bis 1892. Bis 1876 sind die Eintragungen deutsch, von 142 Gesellen sind rund 80 deutsch. Bei der deutschen Schuhmacherzunft finden wir von 1798 bis 1810 68 deutsche Meister. Bei ihnen geht es im Protokollbuch am lebhaftesten zu. Da werden mannigfache Beschwerden geführt über Ungebührlichkeiten von Meistern und Gesellen, die ihre Zunftbrüder Schelme, Schafsköpfe, Fuchsschwänzer, „ohn Erfahren grobe Esel“ schelten oder gar von ihrem Aeltermann behaupten, daß er besser sei zum Schweinehirten denn zum Zunftvorstand; in der Tat höchst strafwürdige Vergehen, die Ahndung verlangen. Auch das „Brüderbuch“ der Schuhmachergesellen hat sich erhalten; es ist von 1822 bis 1863 deutsch, dann bis 1880 russisch geführt worden.

Alle diese Zunftbücher waren bisher so gut wie unbekannt. Wenn ihr Inhalt auch nicht übermäßig reich ist, so ist ihr Wert nichtsdestoweniger ganz hervorragend. Enthüllen sie uns doch nicht nur ein Stück Wilnaer Geschichte, sondern zugleich ein gut Stück deutscher Geschichte auf Wilnaer Boden. Weitere Studien, auch an anderen Orten, wie z. B. Warschau, sind noch erforderlich; befinden sich doch dort in der gräflichen Krasinskischen Bibliothek Bücher der Wilnaer Goldschmiedezunft, wahrscheinlich auch andere. Jetzt wäre die richtige Zeit zur Hebung dieser Schätze; wir können nicht genug tun, das Bild vom Wirken deutscher Meister im Osten neu zu beleben. Auch dies ist eine Dankesschuld gegen unsere eigene Vergangenheit.



Kowno

Kurzer geschichtlicher Abriß von Th. v. Dowgird

‚Kaunas' litauisch, ‚Kowno' polnisch, ‚Kowna' russisch, in deutscher und anderen europäischen Sprachen ‚Kowno' genannt, hieß im 15. Jahrhundert lateinisch ‚Cavonia', ‚Cavna' und ist eine der am schönsten gelegenen Städte und vielleicht eine der ältesten Niederlassungen Litauens. Streng geschichtliche Quellen wissen über die Gründung der Stadt nichts zu berichten, und die Chroniken eines biederen Stryjkowski und seines Nachfolgers Kojalowicz sind unzuverlässig und unzulänglich. Narbutt, der als der Geschichtsschreiber Litauens gilt, hat sich vielfach als nicht maßgebend erwiesen; daher darf man auch seinen Berichten über Kowno nicht trauen. Bis ins 13. Jahrhundert gibt es kaum irgendeine sichere Kunde über diese Stadt, und obwohl die Kreuzritter, wenn sie bis Wilna zogen, die Feste Kowno berühren mußten, finden wir doch Angaben über diese Stadt in ihren Chroniken erst zur Zeit Olgirds und Keistuts. Kowno gewann erst damals seine Bedeutung als Grenzbollwerk Litauens nach Westen.

Im Jahre 1362 verhindert der Hochmeister des Ritterordens Winrich v. Knyprode den geplanten Feldzug Keistuts nach Preußen, indem er mit einem starken Heere und vielen Freiwilligen aus Deutschland vor der Feste Kowno erscheint und sie trotz des Entsatzes durch die litauischen Fürsten Olgird, Keistut und Patryk und trotz mutiger Abwehr Wojdats, eines Sohnes Keistuts, am Tage vor Ostern erstürmt. Nur archäologische Forschungen können bis zu dieser Zeit einige Aufklärung über die damalige Niederlassung geben. Forschungen in der nächsten Umgebung der Stadt ergaben, daß diese Gegend in vorgeschichtlicher Zeit einigermaßen dicht bevölkert war. Einen Beweis dafür liefern weite Flächen mit sog. vorgeschichtlichen Fundstellen. Davon sind die allernächsten, größten und an Funden reichsten die Sandflächen auf dem Linkower Feld und auf dem Berge an der Mündung der Wilja in die Memel, hinter Sloboda Wiljampolska. Man trifft dort auf jeden Schritt Feuersteine und Scherben von Tongefäßen, darunter Messer und kleine Pfeilspitzen aus Feuerstein, auch Bruchstücke von Bronzegegenständen und stellenweise solche aus Eisen, diese jedoch selten. Aehnliches weisen die Sandflächen neben dem ehemaligen Kamedulenserkloster in Posaitsche, am rechten Memelufer, oberhalb des heutigen Kowno, auf. Weitere, an beiden Flüssen liegende Flächen führe ich als weniger wichtig nicht an.

Im Umkreise der Stadt liegen alte Grabfelder, deren Gräber bronzene und eiserne Gegenstände und die bei der heidnischen Leichenbestattung üblichen Zeremoniengegenstände enthalten. Die merkwürdigsten unter diesen Gräbern wurden bei dem Dorfe Pakalnischki, auf dem linken Memelufer oberhalb Ponjemonik, sowie auf dem rechten Wiljaufer beim Dorf Rudyki aufgefunden. Von Bedeutung sind auch die drei nächstliegenden litauischen Burgen, nämlich eine gegenüber dem Dorf Gorne Werschwy auf dem rechten Memelufer unterhalb der Wiljamündung, die zweite in der Feldmark Rudyki am rechten Wiljaufer in der Nähe des oben erwähnten Grabfeldes, die dritte beim Dorf Pakalnischki unweit des dortigen heidnischen Friedhofes. Diese Burgen, litauisch ‚Pilkalnie' genannt, sind ohne Mauerruinen, da die damaligen Bauten hier weder aus Ziegeln noch aus Steinen aufgeführt, sondern von Lehm gestampft und alsdann mittels von innen und außen dicht angerückter Holzschichten ausgebrannt wurden. Dieses Verfahren, dessen Spuren noch heute angetroffen werden, erwähnen die Chronisten des deutschen Ritterordens. Wenn wir die Anordnung der drei ‚Pilkalnie' mit anderen in Litauen bekannten Burgen vergleichen, müssen wir zu der Folgerung gelangen, daß die Hauptburg Kowno, die i. J. 1362 vom Hochmeister Winrich v. Knyprode erstürmt wurde, sich auf der Anhöhe, wo heutzutage die Batterie steht, unweit vom Stadtzentrum auf dem ‚Grünen Berg' befand. Alle archäologischen Ergebnisse weisen darauf hin, daß diese Niederlassung und die Stadt Kowno sehr alt und bedeutend war. Schon die Lage allein in der Gabelung von zwei wunderhübschen Tälern, alsdann die beiden Flüsse, die gute Wasserwege boten, sind zu einladend, als daß hier nicht seit jeher ein wichtiger Wohnsitz gegründet worden wäre. Auf die Schönheit dieser Täler weist der Dichter Adam Mickiewicz in seinem Gedicht ‚Grażyna' mit den Worten hin:

„Sah im reizenden Kownotal
grüne Teppiche im Lenz und Sommer,
von der Feen Hand durchwirkt mit Blumen:
das schönste Tal der Welt."

Dieser archäologischen Vorbemerkung lasse ich hier die geschichtlichen Begebenheiten der Zeit nach folgen, und zwar nach Balinskis ‚Polnischen Altertümern' und nach dem Werke Gukowskis, herausgegeben in den amtlichen Jahrgängen der Stadt Kowno unter dem Titel ‚Kow. Gouv. Pamiatnaja knizka'.

Nach der Schleifung der Kownoer Burg i. J. 1362 errichteten die Litauer binnen drei Jahren eine neue Burg. Auch dieser bemächtigten sich

1383 die deutschen Ordensritter und erbauten ein Jahr darauf die Burg an der Mündung der Wilja in die Memel, den Ritterswerder; den Bau leitete der Hochmeister Conrad Zollner. Schon im Oktober des folgenden Jahres nahm Jagello den Ritterswerder trotz tapferer Verteidigung des Kommandanten der Besatzung, Heinrich Clee's, ein. Als aber Witold auf die Seite der Ordensritter übergetreten war und sich in Kowno behauptete, wurde dieses immer mehr befestigt. Unter den Mauern der Festung schlug der Hochmeister des Ritterordens, Conrad Wallenrod, als er nach Litauen zog, im Oktober 1391, ein großes Lager auf und veranstaltete hier zu Ehren seiner ausländischen Gäste ein glänzendes Festmahl, dessen Kosten etwa 500 000 poln. Gulden betragen haben soll. Im Frühjahr 1392 eroberte Witold nach heimlicher Verständigung mit Jagello die Feste überraschend, und die Ordensbesatzung wurde gefangen genommen. 1393 kam dann in Kowno ein Waffenstillstand zwischen Witold und dem Hochmeister zustande.

Auf Grund des in Grodno 1398 zwischen Witold und dem Ritterorden geschlossenen Vertrages, durch den die Kreuzritter in den Besitz von ganz Samogitien gelangt waren, reichte die Grenze des Ordens damals bis dicht an die Mauern des alten Kownos; denn das eine Meile vom neuen Kowno liegende Schloß Gotteswerder gehörte schon ihnen. Am 17. 8. 1404 lud Witold den Hochmeister zu einer Zusammenkunft ein und bewirtete ihn sehr gastfreundlich; bei dieser Zusammenkunft wurde der Besitz Samogitiens durch Witold gegenüber den deutschen Ordensrittern von neuem bestätigt, und die Bojaren Samogitiens wurden gezwungen, dem Hochmeister den Huldigungseid zu leisten. Am 6. 1. 1408 fand ein neuer Kongreß statt, zu dem außer Jagello und den polnischen Senatoren auch der Hochmeister Ullrich von Jungingen und der Hochmeister von Livland erschienen waren. Witold übernahm die Vermittlung zwischen dem König von Polen und dem deutschen Ritterorden. 1413 kam nach Kowno der Gesandte des Kaisers Sigismund, Benedikt Max von Flug, und stellte am 28. 2. desselben Jahres eine Urkunde auf, aus der hervorgeht, daß gegen die Herausgabe Samogitiens nach dem Tode Jagellos und Witolds an den Ritterorden von vielen Seiten Einspruch erhoben worden war. Im selben Jahre unternimmt Jagello mit Witold eine Fahrt zu Schiff die Memel abwärts nach Samogitien, um die Einwohner zum Christentum zu bekehren. Auf dem Kownoer Schloß ließ er seine Ehefrau und die Tochter Hedwig zurück. 1408 bestätigte Witold der Stadt die früheren Privilegien, deren Urkunden bei der großen Feuersbrunst im gleichen Jahre vernichtet worden waren. Witold nahm sich wohl damals der Stadt sehr an, denn sie wurde wieder aufgebaut, so daß der Flame Gilbert de Lannoy auf seiner Fahrt durch Litauen berichten konnte: Im Jahre 1413 habe er auf seiner Fahrt von Traken (Troki) eine große, mit Mauern umgebene Stadt, namens Kowno, angetroffen. Diese Stadt besitze eine schöne und große Burg am Fluß.

Unter der Herrschaft Kasimirs des Jagellonen gedieh die Stadt um so mehr, als der König mit Vorliebe in ihr verweilte. 1451 suchte ihn Peter Vasques, der Gesandte des Herzogs Philipp des Guten von Burgund, auf und bat um Hilfeleistung bei der Befreiung des heiligen Landes. 1464 hielt sich König Kasimir mit der Königin und seinem ganzen Hof in Kowno auf, um der Pest zu entgehen. Vor dem Jahre 1467 gründete der Marschall von Grodno Sendziwojewki das Bernhardinerkloster in Kowno. 1472 bestätigte Alexander der Jagellone sämtliche der Stadt durch seinen Vater gegebenen Vorrechte, erteilte ihr neue und erwarb sich Verdienste um die Bereicherung der Stadt durch Verleihung von Grundstücken und Dörfern. 1503 unterstützte er durch neue Stiftungen die Pfarrkirche zum heiligen Kreuz und errichtete eine neue gemauerte Kirche zur heiligen Gertrud. 1506 starb hier der Schach Achmet-Chan von Kiptschak, der von Troki in das Kownoer Schloß gebracht worden war. 1508 erhielt die Stadt das Magdeburger Recht. Ein neues Privileg desselben Königs v. J. 1540 förderte den Wohlstand der Stadt sowie die städtischen Verhältnisse und Handelsbeziehungen.

Der König Sigismund August, der als Großfürst von Litauen oft in der Stadt wohnte, gewährte ihr weitere wertvolle Sonderrechte. In Kowno empfing Sigismund August 1562 den Bruder des Königs von Schweden, den finnländischen Fürsten Johann, der um die Hand der Königstochter Katharina anhielt. Unter der Regierung Stefan Bathorys erbauten die Einwohner augsburgischer Konfession ihre Kirche; ihr gelehrter Pfarrer Paul Oderborn war Verfasser der Geschichte des Zaren Iwan Wasilew. 1584 besaß die reformierte Gemeinde in Kowno sogar eigene Druckereien. Damals erlebte die Stadt ihre Blütezeit und wurde nach westeuropäischer Art ausgebaut. Einen Beleg dafür liefert das Zeugnis des Anton Schneeberger, eines in Litauen lebenden Arztes, der die hier zubereiteten, ‚lipce' genannten Mete erwähnt, seinem Gefallen an der schönen Lage Kownos Ausdruck gibt und die weitverzweigten Handelsbeziehungen sowie die Gastfreiheit der reichen Kownoer Einwohner rühmt.

Unter Sigismund III. schritt die Stadt in ihrer Entwicklung fort. Namentlich werden Kirchen, die Dominikanerkirche z. B., erbaut, auch stieg die Zahl der Steinbauten. Fürst Radziwill, Albrecht Stanislaw, errichtete 1688 auf eigene Kosten das Rathaus; große Speicher wurden an der Memel und Wilja angelegt, ferner vier Handelskammern, eine holländische, eine englische, eine preußische und eine schwedische, angeblich auch eine venetianische, gegründet. Zu diesem günstigen Aufschwung des Handels trugen am meisten die Beschlüsse des Landtages unter Wladislaw IV. bei.

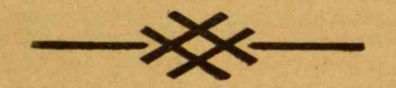
Auf Grund dieser wurden die vernachlässigten Warenlager erneuert; auch wurden die Kaufleute aus Preußen und Livland gezwungen, Einkäufe in Kowno zu machen. In der Mitte des 17. Jahrhunderts setzte sich in Kowno mit Zutun des Paters Albert Kojalowicz der Jesuitenorden fest. Den Jesuiten folgten die von Andreas Skorulski, dem Marschall von Kowno, reich ausgestatteten Benediktinerinnen.

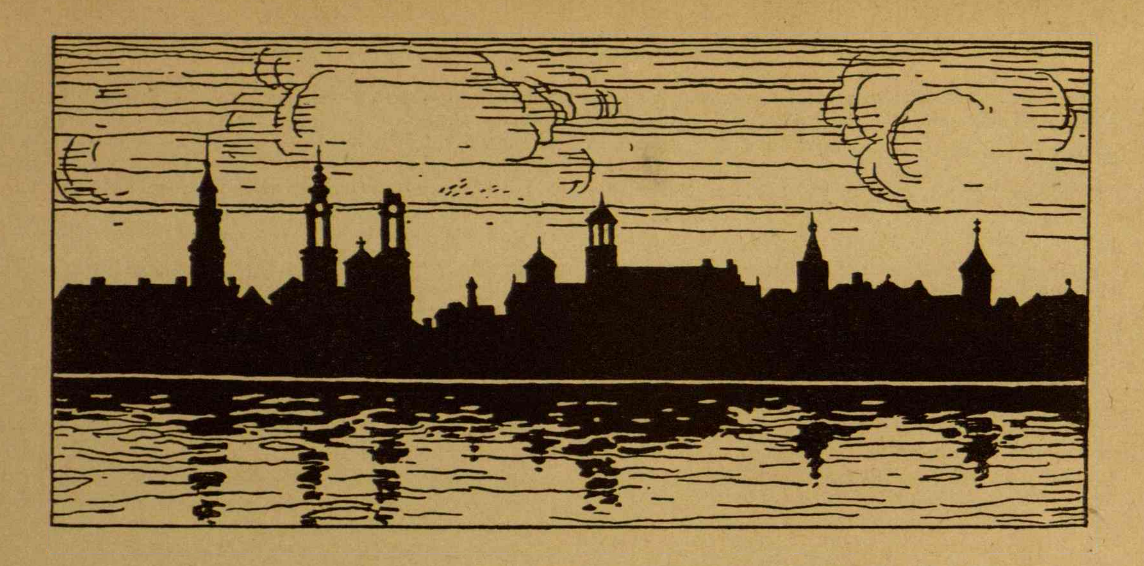
Inmitten des allseitigen Fortschrittes brach zur Zeit der Regierung Johann Kasimirs ein Sturm los, der in ganz Litauen und Polen wütete. 1655 wurde die Stadt durch feindliche Heere eingenommen. Sie wurde vollständig ausgeplündert, und sämtliche hervorragenden Gebäude wurden niedergebrannt; nur das Kloster blieb unversehrt. Christoph Pac, der Großkanzler von Litauen, und Christoph Sapieha befreiten 1661 die Stadt vom Feinde, und König Johann Kasimir versuchte sein möglichstes, um sie durch neue Vorrechte zu heben. Die herrschenden ungünstigen Umstände ließen sich aber nicht ganz beseitigen; trotz mancher Besserung konnte die Stadt ihre ehemalige Bedeutung nicht wieder erlangen. Wohl kehrten nicht nur sämtliche geistlichen Orden nach Kowno zurück, das Kloster der Bernhardinerinnen kam noch neu hinzu. Auch August II. verlieh der Stadt Sonderrechte und hob den Handel beträchtlich, ohne ihn jedoch auf die frühere Höhe bringen zu können. Nur die Zahl der Ordensbrüder in den Klöstern vergrößerte sich. So erbauten die Ordensbrüder vom hl. Rochus ihr Hospital an der Kirche zum hl. Germanus, und Christoph Szczyt mit seiner Frau Anna, geb. Zawisza, stifteten 1716 die Kirche und das Kloster der barfüßigen Karmeliter. Eine schreckliche Feuersbrunst im Jahre 1731 vernichtete die wieder erblühende Stadt, von der nur einige Gebäude und die evangelische Kirche heil geblieben sind. Bei den ungünstigen staatlichen Verhältnissen unter August III. konnten nicht einmal die niedergebrannten Gebäude aufgebaut werden. Von den während des siebenjährigen Krieges durch Polen nach Preußen 1750 durchziehenden Truppen wurden viele solcher Gebäude zur Aufstellung von Backöfen niedergerissen. Dieser trostlose Zustand hielt bis zum Ende der Herrschaft Augusts III. an.

Erst um die Mitte der Regierungszeit Stanislaus Augusts, nach Neuregelung der städtischen Rechte 1767 und 1768, beginnt für die Stadt eine neue günstigere Zeit. 1768 wurde der alte Markt gründlich aufgebaut; 1780 spendete der König Stanislaus August 40 000 poln. Gulden zur Instandsetzung der Pfarrkirche. Als Kowno von den Jesuiten verlassen worden war, legte der Ausschuß für öffentliche Erziehung eine Bürgerschule an, die 1787 errichtet wurde. Das Jahr 1790 brachte der Stadt Kowno neues Leben. Man zählte bereits 10 ansässige Kaufleute mit Betriebsmitteln von je etwa 20 000 poln. Rotgulden, die mit Getreide, Flachs, Talg, Pottasche, Leder usw. Handel trieben; sie verschickten ihre Waren zweimal im Jahr auf 21 Schiffen nach Preußen. Außerdem gab es 15 Holzhändler mit gleichen Betriebsgeldern. Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1794, wo der an Preußen gefallene Landesteil aufhörte, Waren nach Kowno zu liefern.

Nach der Einverleibung Kownos und des anliegenden litauischen Landes in Rußland büßte die Stadt ihre Bedeutung fast ganz ein und nahm den Charakter einer gewöhnlichen Kreisstadt in Litauen an. 1812 erlebte Kowno den Einzug des napoleonischen Heeres; Napoleon selbst hielt sich hier einige Tage auf. 1813 erfolgte der Rückzug des französischen Heeres. Zur Erinnerung an diese Zeit wurde auf dem Paradeplatz vor dem jetzigen Rathause ein übrigens recht unkünstlerisches Denkmal errichtet.

Der polnische Aufstand 1831 hat Kowno nur wenig betroffen. 1846 wurde die Stadt zugleich mit der Errichtung eines neuen Gouvernements Kowno zur Gouvernementsstadt erhoben und erhielt zusammen mit dem Gouvernement als Wappen das Denkmal aus dem Jahre 1813. Die Stadt erhielt russisches Gepräge, die Russen verschönerten Kowno nach ihrem Geschmacke. Der zweite polnische Aufstand 1863 machte sich auch in Kowno sehr fühlbar, besonders durch zahlreiche Hinrichtungen von Aufständigen und ihren Anhängern. Zur Zeit Murawjews, dessen Sohn wenige Jahre hindurch Gouverneur von Kowno war, wurde der größere Teil der katholischen Kirchen in orthodoxe umgewandelt. An der Revolution 1905 nahm Kowno wohl weniger Anteil als andere litauische Städte. Mit der Fertigstellung der Bahnlinie von Wilna bis zur preußischen Grenze war der Grundstein für Handel und Industrie gelegt; aber die Bedingungen, unter denen Kowno in den letzten Jahrzehnten lebte, ließen, zumal Kowno befestigt wurde, eine freie Entwicklung der Stadt nicht zu.





Kownos letzte Russentage

Nach Tagebuch-Aufzeichnungen Th. v. Dowgirds

Freitag, den 13. 8. 1915 trat ich aus Sismory, etwas südlich von Koschedary, meine Rückreise nach Kowno an. Die Orte Sismory und Koschedary waren sehr belebt infolge der großen Flüchtlingsscharen, die mit dem wertvollsten ihrer Habe weiter nach Osten drängten, um die Front und die Feuerlinie möglichst weit hinter sich zu lassen. Ich dagegen eilte in entgegengesetzter Richtung nach Kowno, weil mir nur hier ein Stückchen Dach über dem Haupte und ein Winkelchen geblieben war, wo ich leben konnte, da mein Gut Plemberg infolge der dortigen Kämpfe bis auf den Grund zerstört worden war. Auf dem Wege von Sismory bis Rumschyschki traf ich fast niemanden, wohl weil es noch sehr früh war und der Hauptzug der Flüchtlinge nicht diesen Weg nahm. In Rumschyschki, wo ich gegen 7 Uhr früh anlangte, stieß ich auf eine Reihe Wagen, die aus Kowno gekommen waren. Die Leute staunten mich an, daß ich nach Kowno wollte, während doch alles seit Tagen von dort flüchtete, da die Kownoer Forts schon fast eine Woche unter feindlichem Feuer gestanden hätten. Der Ort Rumschyschki selbst war fast ohne Einwohner; denn die russische Regierung hatte sämtliche Juden ausgewiesen, und diese hatten fast die ganze Bevölkerung des Städtchens gebildet. Der Eindruck des Ortes war nicht ermutigend. Die Mehrzahl der Häuser war verlassen, Fenster und Türen waren nicht nur geschlossen, sondern sogar mit Brettern verschlagen. Auf den Straßen Leere. Fast nirgends konnte man weder Mensch noch Tier erblicken, und selbst Hunde waren nicht zu sehen; nur ab und zu huschte über die Straße eine verängstigte Katze.

Nachdem ich dem Pferde eine Stunde Ruhe gegönnt hatte, fuhr ich weiter auf der Straße nach Kowno, die sich von hier aus fast ganz am Flußufer hinzieht. Der Weg ist übrigens leidlich zu nennen; denn hier geht die alte Poststraße. Das Memeltal gewährte einen schönen Anblick, zumal es ein prächtiger Sommermorgen war. Man hätte fast vergessen, daß man sich so nahe an der Kampflinie befand, wäre man nicht durch Kanonendonner und Flüchtlinge, auf die ich gleich hinter Rumschyschki stieß, daran erinnert worden. Diese Menschenhaufen, die langen Reihen der Wagen, das Gedränge der Haustiere und vor allem die verängstigten Menschen, zum großen Teil Frauen und Kinder, machten selbst auf mich, der ich seit sechs Wochen Flüchtling war, einen niederschmetternden Eindruck. Auch mein Wagenführer verlor, je näher wir an Kowno herankamen, den Mut und hatte nicht übel Lust, umzukehren, ohne mich an meinen Bestimmungsort gebracht zu haben. Ueberhaupt hatte ich für den einspännigen Wagen für diese etwa 25 km lange Fahrt ganze 25 Rubel zahlen müssen. In Pjetraschuny, etwa 5 km vor Kowno, wo wir gegen 10 Uhr anlangten, wieder vollständige Leere. Mein Fuhrmann ging auf die Suche nach einem andern Gefährt, das mich nach Kowno bringen sollte; aber er fand niemand. Schließlich ließ er sich überreden, mich bis zum Festungstor zu fahren. In diesem Augenblick verstummte plötzlich der Geschützdonner, und wir trafen auch keine Flüchtlinge mehr. Ueberhaupt wurde es ziemlich still, und der strahlende blaue Himmel beruhigte uns einigermaßen, so daß mich der Geschirrführer bis an meinen Bestimmungsort, d. h. bis auf den Paradeplatz brachte, wo wir gegen 12 Uhr mittags anlangten. Auf diesem Wege, durch die Festungsanlagen, durch das Tor über dem Tunnel nach

dem Paradeplatz, durchfuhr ich die ganze Stadt. Hier fand ich eigentlich wenig Veränderungen vor, nur waren vom Bahnhofe längs der Pferdebahngeleise bis zur Fabrik von Tillmanns breite Eisenbahngeleise gelegt, um auf diesen die Maschinen aus der Fabrik wegschaffen zu können. Ueberdies hatte ich den Eindruck, daß seit meiner Abreise das Leben in der Stadt etwas nachgelassen habe; der Verkehr auf den Straßen war sehr schwach, und die Pferdebahn ging nur vom Paradeplatz bis zum Pferdebahndepot. Die Leute aber, die zurückgeblieben waren, zeigten gar kein verängstigtes Gesicht; im Gegenteil, sie machten einen zuversichtlichen und entschlossenen Eindruck und taten so, als ob sich alles noch zum Guten wenden müsse. In der Konditorei, in der ich meinen Nachmittagskaffee einzunehmen pflegte, fand ich die bekannten Gäste vor, in geringerer Zahl freilich als sonst; die Anwesenden waren aber keineswegs betrübt, sondern scherzten und hörten aufmerksam auf meine Erzählungen von dem, was ich während meiner Abwesenheit von Kowno erlebt hatte. Hier erzählte man mir, daß in der Nacht vom letzten Sonnabend auf Sonntag ein gewaltiges Geschützfeuer in den Forts gewütet und daß dies die Einwohner Kownos so sehr erschreckt habe, daß an dem darauf folgenden Montag und Dienstag fast die Hälfte der Einwohner abgereist sei und nur die zurückgeblieben seien, die dazu kein Recht gehabt hätten, z. B. die Beamten, oder solche, denen es an Kräften und Mitteln hierzu gefehlt habe.

Militär, besonders Offiziere konnte man an diesem Tage wie auch am darauf folgenden Sonnabend nur sehr wenig in der Stadt sehen. Man erzählte, daß alles sich in den Forts befände und daß vom Kommandanten jeden Augenblick der Befehl zu erwarten sei, den heranrückenden Feind anzugreifen. Bald müßten aus Wilna starke Hilfstruppen kommen, die die deutschen Heere weit nach dem Westen zurücktreiben würden. An einen Fall der Festung dachte niemand; denn allgemein herrschte die Ansicht, die Kownoer Festung sei so stark, daß sie zum mindesten ein Jahr lang dem Feinde Widerstand leisten könne, selbst wenn sie von allen Seiten eingeschlossen würde. Man fürchtete aber doch eine Belagerung, obwohl die Festung mit allen Lebensmitteln für Militär wie Zivilbevölkerung so gut versorgt war, daß es zweifellos ein Jahr gereicht hätte. Somit war auch nicht einmal ein Schatten von Panik oder Unruhe wahrzunehmen. An die Bombenwürfe aus den Flugzeugen und an ihren Anblick waren wir übrigens so gewöhnt, daß, sobald man nur die Beschießung von Luftfahrzeugen wahrnahm, der größte Teil der Einwohner trotz des Verbotes des Kommandanten auf die Straße eilte, um das schöne Schauspiel in den Lüften mit anzusehen. Die am azurblauen Himmel dahingleitenden Tauben gewährten tatsächlich in ihrer Umkränzung mit den weißlichen Rauchwolken ein derart fesselndes Bild, daß man darüber die infolge der herabfallenden Schrapnells und Bomben drohende Gefahr eine Zeitlang vergaß. Was die Kanonade betrifft, so hatten wir uns daran so gewöhnt, daß sie uns gleichgültig ließ. Wenn der Geschützdonner aufhörte, so beunruhigte uns vielmehr die Stille; denn jeder glaubte, daß dann in der Kampflinie sich etwas ändere, und begann ungeduldig neue Nachrichten von dort zu erwarten, die aber zumeist ausblieben. Oder sie waren derart, daß ihnen niemand Glauben schenken wollte. Behörden, Krankenhäuser und andere Anstalten, die noch in der Stadt geblieben waren, verhielten sich ruhig und machten keine Anstalten zur Abreise. Von der Post wurden sogar noch Briefe ausgetragen. Aus Wilna kamen Eisenbahnzüge an und fuhren dahin ab. In den Läden herrschte lebhafte Geschäftstätigkeit, besonders in den Lebensmittelgeschäften wie auch in den Speisehäusern, vom guten Gasthof bis zu der einfachen Teestube auf dem alten Markt.

So blieb es bis Sonntag früh. Obwohl in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag der Geschützdonner zugenommen hatte, verhielten sich die Einwohner doch vollständig ruhig. Am Sonntag, also am 15. August früh, fiel das erste große Geschoß in die Stadt; es schlug in den Städtischen Schlachthof ein, brachte mehrere der dort zum Schlachten stehenden Rinder sowie einige Pferde zur Strecke und tötete auch einige Menschen. In den Gebäuden am Schlachthof platzten die Fensterscheiben, und in der Altstadt brach eine Panik aus. Ein Teil der Anwohner flüchtete in die Neustadt, andere suchten in den Kellern Zuflucht. Diesem ersten Geschoß folgten mehrere andere, die längs des linken Ufers der Wilja immer weiter flußaufwärts einschlugen. Nach jedem Einschlag vergrößerte sich die Zahl der Fliehenden. Da gerade Marientag war, befanden sich in der Dreifaltigkeits-Pfarrkirche und in der daneben liegenden Seminarkirche zum heiligen Georg eine Menge Leute, die nach den ersten Einschlägen aus den Kirchen flüchteten und die Panik in die Stadt trugen. Gegen 9 Uhr fiel ein Geschoß in den Hof des Seminars und beschädigte erheblich die Seminarkirche und die anliegenden Gebäude. Da es hierbei nicht ohne Opfer an Toten abging, nahm die Panik zu, und man begann die Krankenhäuser und die öffentlichen Gebäude zu räumen. Die Stadtverwaltung war schon vor 10 Uhr aus dem Rathause in den Keller des dem Hausbesitzer Juryj gehörigen Gebäudes in der Iwanstraße übergesiedelt. Die städtischen sowohl wie die Kriegslazarette entleerten sich nun mit einem Male, und es blieb nur die Einrichtung zurück, in manchen Lazaretten fast vollständig. Das Geschäftsleben aber, mit Ausnahme der Fabriken, blieb weiter im Fluß, ebenso der Betrieb der Post, der Telegraphenanstalt und der Pferdebahn.

Gegen 11 Uhr trat, da keine weiteren Geschosse in die Stadt fielen und der Kanonendonner an Stärke abgenommen hatte, eine gewisse Beruhigung ein. Obwohl man Scharen von Leuten nach

dem Bahnhof strömen sah, kehrte das Leben in seine üblichen Bahnen zurück. Die Kaffeehäuser waren voller Gäste, die Begebenheiten dieses Morgens erzählten. Die allgemeine Meinung ging dahin, daß nunmehr die Beschießung von Festung und Stadt begonnen habe; aber niemand dachte daran, daß die Russen so schnell aus der Stadt flüchten könnten.

Bis zum Sonntagabend (15. 8.) änderte sich nichts; nur verschwanden im Laufe des Nachmittags sämtliche Kriegslazarette aus der Stadt und mit ihnen die Mehrzahl der Aerzte und ein großer Teil der Bevölkerung, die man auf den halbstündlich nach Wilna abgehenden Zügen ohne Entrichtung des Fahrgeldes abreisen ließ. Auf dem Bahnhofe bin ich nicht gewesen; man erzählte mir, daß dort das Gedränge gewaltig war. Das Volk hatte sich am Nachmittag, zumal es ein sonniger, klarer Tag war, so weit beruhigt, daß zwischen 4 und 5 Uhr eine Menge Leute sich in der Altstadt einfanden und dort die durch die Beschießung verursachten Schäden besichtigten. An diesem Tage, wie überhaupt an jedem Sonntage, war das städtische Museum geöffnet und wurde gut besucht. Der Abend und die Nacht verliefen im allgemeinen ruhig, obwohl sich nach 9 Uhr der Geschützdonner etwas verstärkte.

Der Montag war ein schöner Sommertag. Bis Mittag blieb es in der Altstadt verhältnismäßig ruhig, und die nach 10 Uhr in den Stadtbereich fallenden Geschosse schlugen meistenteils in den neuen Stadtteil ein, d. h. vom städtischen Garten ab bis zum Bahnhof. In den Straßen herrschte vom frühen Morgen ab ununterbrochener Verkehr von Fuhrwerken in der Richtung zum Bahnhofe und zu der nach Janow führenden Landstraße. Alles eilte gegen Wilna hin. Gegen Mittag waren alle Aerzte und fast der ganze Sanitätsstab verschwunden. Die Polizeibehörde war noch zurückgeblieben; sie stellte aber ihre Tätigkeit ein und begann sich zur Abreise zu rüsten. Ebenso ruhte der Verkehr der Post- und Telegraphenverwaltung; denn die Beamten machten sich zum Abfahren bereit. Die Pferdebahnwagen verkehrten noch bis zum Abend, aber nur von der Haltestelle vor dem Hause des Gouverneurs bis zum Pferdebahndepot; denn in der Altstadt, in der heutigen Litzmannstraße, der früheren großen Wilnastraße, hatte ein Geschoß den Fahrdamm zerstört. Kurz nach 11 Uhr begannen die Granaten dichter in die Stadt zu hageln, und die russischen Geschütze setzten mit starkem Feuer ein. Nach 12 Uhr mittags fielen die Geschosse nicht nur in die Neustadt, sondern auch, allerdings weniger häufig, in die Altstadt. Um 6 Uhr abends reisten die Postbehörde und die Kreispolizeibehörde ab. Die städtische Polizei mit dem Polizeimeister an der Spitze folgte einige Stunden später. Um 12 Uhr nachts war auch der Kommandant der Festung nicht mehr in der Stadt anwesend. Die Stadtverwaltung verblieb bis zum Morgen des nächsten Tages und war ungewiß, ob sie flüchten sollte, zumal sie auf ihre Anfrage, was geschehen werde, von dem Stadtkommandanten keine Antwort erhalten konnte. Diese Anfrage wurde dem Kommandanten brieflich durch einen städtischen Boten Montagabend zugeschickt; der Bote kam aber gegen Mitternacht unverrichteter Sache zurück, da er den Kommandanten nicht habe auffinden können. Das Elektrizitätswerk hielt seinen Betrieb noch bis zum späten Morgengrauen aufrecht, und in den Häusern brannte während der Nacht elektrisches Licht. Ob die Straßen während der Nacht beleuchtet waren, weiß ich nicht; denn ich hatte meine Wohnung nicht verlassen. Noch um 6 Uhr abends dachte aber sicherlich niemand in der Stadt daran, daß 24 Stunden später die Deutschen in die Stadt einrücken könnten. Von 6 Uhr abends ab blieb ich in meinem Zimmer und legte mich früh zu Bett, da ich müde war. Was in der Nacht geschah, weiß ich nicht; denn ich schlief sehr fest, bis 6 Uhr morgens.

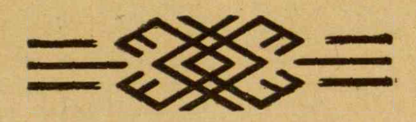
Der Dienstag zeichnete sich wieder durch helles, klares Wetter aus. Sofort nach dem Erwachen vernahm ich eine starke Kanonade, und die deutschen Granaten fielen fast ununterbrochen in die Stadt. Der Paradeplatz lag verödet da, ebenso der kleine Platz zwischen dem Museum und der Straße. Um 8 Uhr bekam ich eine schriftliche Mitteilung von Bekannten, die mich baten, ich möchte mich von ihnen verabschieden, da sie sogleich die Stadt verlassen wollten. Sie wohnten in dem Hause, in dem sich das Kaffee Perkowsky befindet, d. h. Ecke Kaiser Wilhelmstraße und Neue Straße. Ich begab mich dorthin zu Fuß; man konnte weder eine Droschke auftreiben, noch fuhr die Pferdebahn. Die elektrische Beleuchtung in meinem Hause ging nicht mehr, da die Drahtleitung anscheinend unterbrochen war. Die Straßen waren menschenleer; wenige Fußgänger drückten sich scheu die Wände der Häuser entlang. Unterwegs sah ich Gebäude, die durch Granaten beschädigt waren, und ich stieß auch auf mehrere Leichen, die noch nicht geborgen waren. Auf den Fußsteigen lag zersplittertes Fensterglas. Eine große Zahl von Läden war geschlossen, sowohl in der Altstadt wie in der Neustadt. Die Weinhandlung von Skirmont (in dem Geschäftshause befindet sich heute die Weinhandlung Paul Lesch) war, als ich vorbeiging, völlig ausgeraubt. Dem Vernehmen nach hatten dort die Plünderungen bereits Montagabend begonnen, weil durch einen Granatschuß die Fensterläden und die Schaufenster zerstört worden waren. Wie man erzählte, soll am gleichen Tage bereits anderwärts mit den Plünderungen begonnen und auch andere Läden, vornehmlich die Branntweinverkaufsstellen, sollen ausgeraubt worden sein. An den Plünderungen nahmen in der Hauptsache der Pöbel und die Marodeure des flüchtenden Heeres teil. In der Nacht gelang es dem Pöbel, sich in mehrere Läden Eingang zu verschaffen, und die angetrunke-

nen Plünderer gingen immer dreister vor und machten sich, auf die immer häufiger fallenden Geschosse nicht achtend, mit großer Waghalsigkeit an ihr Zerstörungswerk. Auf dem Wege zur Iwanowstraße wurde ich vor dem städtischen Garten von der Feuerwehr eingeholt, die in der Richtung zur griechisch-orthodoxen Kathedrale fuhr. Ich vermutete, daß sie einen Brand in der Nähe des Petersberges löschen wollte; dort brannte nämlich die Dragonerkaserne. Die Wehr fuhr jedoch nur zum Gasthof Lewinsohn, kehrte hier um und begab sich zur Wilkomir-Chaussee. Als sie an mir wieder vorbeifuhr, bemerkte ich, daß sämtliche Gerätewagen und Spritzen mit allerlei Hausgerät beladen waren, und daß zwischen den Feuerwehrleuten Frauen und Kinder saßen. Auf dem ersten Wagen fuhr, neben dem Fahrer stehend, der Brandmeister. Das war also ihre Flucht. Zu gleicher Zeit fuhr auch die Stadtverwaltung auf Wagen der Feuerwehr über Pjetraschuny nach Wilna, sämtliche Magistratsboten mit sich nehmend.

Auf der Rückkehr nach meiner Wohnung, so ungefähr um 10 Uhr, fand ich immer mehr erbrochene und geplünderte Geschäfte vor. Nicht wenige von den Leuten waren angetrunken, und es kam zu Schlägereien. An einer Stelle lag ein erschlagener halbwüchsiger Junge und neben ihm zwei vollgestopfte Säcke mit geraubten Waren. Als ich mein Haus erreicht hatte, nahm die Kanonade an Heftigkeit zu, und nur gegen 12 Uhr trat eine kleine Pause ein. Um 1 Uhr erreichte der Kanonendonner seine größte Stärke. Man hörte deutlich die Geschütze der Batterie heraus, die auf dem Grünen Berge aufgebaut war. Der Donner war so stark, daß man sich nicht verstehen konnte. Da wurde es plötzlich um 3 Uhr ziemlich still. Von Zeit zu Zeit hörte man allerdings noch stärkere Knalle, aber nicht mehr in der Stadt, bis plötzlich wieder ein fürchterliches Geknatter der in dem brennenden Munitionsspeicher auf dem Grünen Berge explodierenden Patronen einsetzte. Um 3 Uhr vernahm ich dann Maschinengewehrfeuer und auch Schüsse aus Karabinern aus der Richtung vom Rathause her. Da das Schießen immer näher wahrnehmbar wurde, schloß ich in meiner Wohnung die Fensterläden und wartete beim trüben Licht einer Kerze auf das, was nun kommen sollte. Gegen 4 Uhr hörte das Gewehrschießen in der Nähe auf. Ich öffnete daher die Fensterläden und schaute zum Fenster hinaus. Auf dem Platz war es ruhig und leer. Aus der Ferne, vom Petersberge und vom Bahnhof her, vernahm man das Geknatter der Maschinengewehre und Schüsse aus Handfeuerwaffen.

Ich horchte weiter. Indem hörte ich, genau um 5½ Uhr, lautes Gespräch im Hausflur. Ich trat hinaus und sah in der Tür, die zum Hofe führte, eine Gruppe von Frauen und Männern stehen, die seit Sonntag im Keller gesessen hatten, und neben ihnen die ersten Pickelhauben. Es waren dies zwei deutsche Soldaten, die als erste das Haus betraten, in dem sich das Museum befindet. Sie fragten, ob dort keine Russen wären und zugleich, wer wir seien. Ich erwiderte, daß Russen nicht da wären, und daß wir Litauer und Polen seien. Darauf forderten sie die Oeffnung aller Türen und durchsuchten das ganze Haus. Die Soldaten waren im Hinblick auf die ganze Lage sehr höflich, nur drohten sie und ermahnten uns, keine russischen Soldaten verborgen zu halten. Sie hielten sich nur eine kurze Weile im Hause auf. Als sie weggingen, atmeten wir erleichtert auf; denn nun waren wir unseres Lebens sicher.

Zum Schluß der Darstellung dieser schweren Tage darf ich nicht unterlassen, auf den Eindruck dieser ersten deutschen Soldaten hinzuweisen, die ich an diesem Tage erblickte. Vor allem waren sie durchaus nicht mit Blut bespritzt, und auch ihre Waffen waren nicht blutig. Man konnte an ihnen kaum irgendeine nervöse Erregung wahrnehmen; höchstens bei dem kleineren von beiden, der einige Jahre älter als sein Kamerad zu sein schien. Dieser war aber fast ganz ruhig und so entgegenkommend, daß er die Frauen durch Zeichen zu beruhigen suchte. Kurz nach dem Weggange dieser beiden kam eine Abteilung Soldaten unter Führung zweier Offiziere und machte vor dem Rathause eine Ruhepause. Alle waren reinlich gekleidet und sahen recht frisch aus. Die Offiziere fragten mich, der ich gerade in dem Einfahrtstor stand, was für Gebäude das wären (das Rathaus, das Konsistorium und das Museum). Als ich ihnen das mitteilte, zeigten sie Lust, das Museum zu besichtigen, und bedauerten nur, daß sie im Dienste seien.



Wilnas Leidenszeit im Kriege

Auftakt

Die Stadt Wilna spielte seit Beginn des Krieges eine hervorragende militärische Rolle. Als die Russen nach Ostpreußen marschierten, diente Wilna als Ausgangspunkt. Damals hatte niemand daran gedacht, daß es jemals möglich sein werde, daß auch Wilna das Schicksal vieler im Grenzgebiet gelegener Städte ereilen werde. An Hand der Versicherungen der russischen Heerführer neigte die Bevölkerung vielmehr zu dem Glauben, Königsberg werde in kürzester Zeit von den Russen erobert werden. Die Polizei beschäftigte sich in aller Gemütsruhe damit, die vielen in Wilna seit langen Jahren ansässigen Deutschen nach dem Innern Rußlands oder gar nach Sibirien zu verbannen.

In der deutschen evangelischen Kirche mußte am 2. August 1914 ein Gottesdienst für den Sieg der russischen Waffen abgehalten werden. Der russische Heerführer von Rennenkampf meldete sich, nachdem ihm der Oberbefehl übertragen war, beim deutschen Pfarrer zur Kommunion an und besuchte in Begleitung seines Adjutanten die Deutsche Kirche, die überfüllt war. Nach der Predigt trat der Pfarrer an den Altar, lud mit einer Handbewegung den Oberkommandierenden vor und hielt an ihn auf Grund des Textes: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen, also daß wir sagen dürfen, der Herr ist mein Helfer, und will mich nicht fürchten" (Hebr. 13, 5 f) eine Ansprache. Während der ergreifenden Worte des Pfarrers liefen Tränen über die Wangen Rennenkampfs und zeigten, daß er sich der Größe und Schwere des Augenblicks wohl bewußt war. Es folgten Beichtgebet, Absolution und Abendmahl. Dann ging der Heerführer in die Sakristei und sprach dem Pfarrer seinen Dank aus. Zugleich verabschiedete er sich von ihm, vielleicht für immer. Rennenkampfs Gattin blieb zurück und bekleidete einen Ehrenposten als Vorstandsdame in einem Kriegslazarett. — Nach der Niederlage in Ostpreußen soll Rennenkampf noch einmal in Wilna gewesen sein, doch ohne Aufsehen zu erregen. Nachts verließ er mit seiner Gattin die Stadt.

Das Leben in der Stadt spielte sich wie gewöhnlich ab; Handel und Gewerbe wurden in mancher Hinsicht noch lebhafter. Besonders steigerte sich die Bedeutung Wilnas, als die Front näher kam, zumal als die deutschen Truppen vor den Toren Kownos standen. Da änderte sich auch plötzlich der äußere Zuschnitt der Stadt. Von Zeit zu Zeit zogen in die Stadt Reste der Kownoer Garnison ein, die sich hier mit dem Feldheer vereinigen sollten. Der schnelle Fall Kownos kam wie eine seltsame Ueberraschung für alle Einwohner. Sie konnten zuschauen, wie die kärglichen Ueberreste der Kownoer Besatzung durch die Straßen zogen, sich kaum auf den Beinen haltend, mit zerfetzten Kleidern, anstatt mit Gewehren mit Holzstöcken ‚bewaffnet', manche Soldaten sogar ohne Mütze und nur mit einem Stiefel beschuht. Der Anblick bot ein erschütterndes und doch zugleich belustigendes Bild. Diese Soldaten schleppten sich nach den Vorstädten Antokol und Snipischki, um sich mit dem Feldheer, wie es im amtlichen Bericht hieß, zu ‚vereinigen'.

Kurz vor dem Fall Kownos erschien an den Mauern Wilnas folgende Verordnung:

Wilna, den 15. August 1915

Unter Ausführung des Befehls des Armeeoberbefehlshabers betreffend Erhaltung der Ordnung in der Stadt Wilna und Umgegend verordne ich:

1. Von 9 Uhr abends ab darf kein Soldat die Straßen der Stadt betreten, ausgenommen die Soldaten, die diensthalber abkommandiert sind; diese müssen mit Urlaubsbescheinigungen versehen sein.
2. Von 11 Uhr abends ab ist sämtlichen Einwohnern verboten, die Straßen der Stadt zu betreten; eine Ausnahme wird für die gemacht, die ärztlicher Hilfe bedürfen. Angestellte der Regierungsanstalten, die diensthalber nach der genannten Frist in der Stadt zu tun haben, müssen mit entsprechenden Bescheinigungen versehen sein.
3. Sämtliche Läden, Vergnügungsstätten und Wirtschaften sind von 10½ Uhr abends ab zu schließen.
4. Nach 11 Uhr abends ist die Straßenbeleuchtung der Stadt Wilna abzustellen, wonach sämtliche Fenster der Häuser, die gegen Norden oder Westen beleuchtet sind, mit dunklem Stoff verhängt oder die Fensterläden geschlossen werden müssen.
5. Auf den Straßen der Stadt muß volle Ordnung und Ruhe herrschen.
6. Für die Ausführung dieser Verordnung hat der Stadtkommandant sowie der Wilnaer Polizeimeister zu sorgen.
7. Diese Verordnung tritt mit dem 18. August in Kraft.

Der Garnisonälteste
Generalmajor Nekraschewitsch

Nach Veröffentlichung dieses Befehles erlitt das Stadtleben eine schroffe Veränderung. Von 11 Uhr abends ab war die Stadt in Finsternis gehüllt, jede Bewegung auf den Straßen hörte vollständig auf; es herrschte völlige Ruhe, in der sich nur von Zeit zu Zeit das ferne Donnern der Ge-

schütze hören ließ. Das Gespenst des Krieges rückte näher, und die Bevölkerung Wilnas sah voller Spannung und Furcht den kommenden Ereignissen entgegen.

Im Dienst der Verteidigung

Nach dem Fall Kownos ward es jedermann klar, daß es um Wilna ging. Und nur wenige bezweifelten noch, daß auch diese Stadt von den Deutschen besetzt werde und dies eine Frage bloß weniger Wochen sei. Indessen taten die russischen Heeresbehörden alles zur Verteidigung der Stadt. Die Aufsätze in den Zeitungen ließen deutlich durchblicken, daß die deutschen Truppen vor Wilna einem heftigen Widerstand begegnen würden; zugleich aber machten die Zeitungen kein Hehl daraus, daß die Räumung Wilnas durch das russische Heer im Bereich der Möglichkeit liege, sobald die hier operierende Armee ihren ‚strategischen Rückzug‘ in vollster Ordnung ausgeführt und dadurch die Stadt für sie eine militärische Bedeutung verloren habe.

Zur ‚Verteidigung‘ der Stadt mußte die männliche Bevölkerung im Alter von 18 bis 50 Jahren hinausziehen, um Schützengräben auszubauen oder, wie es in dem veröffentlichten Befehl des Befehlshabers des Dünaburger Militärbezirks (Sitz in Wilna) hieß, um ‚Feld-Ingenieur-Arbeiten‘ zu verrichten. Dieser Befehl trug große Verwirrung in alle Schichten der Bevölkerung. Am ersten Tage der Meldepflicht standen fast alle Männer vor den Türen der betreffenden Polizeibezirkswachen, um sich in die Listen eintragen zu lassen. Hier fanden sich auch Frauen und Kinder ein, die etwas über das weitere Schicksal ihrer Gatten und Väter erfahren wollten. Nicht minder groß war die Verwirrung unter der Polizei, die diese zeitweilige ‚Einberufung‘ der Bürger zu regeln hatte. Dabei vergaß die russische Polizei ihres altbewährten Gebarens nicht: viele wohlhabende Bürger wurden bei der Meldung für eine gewisse Vergütung entweder als ‚krank‘ oder als ‚untauglich‘ oder als ‚zu alt‘ nach Hause geschickt; manche wurden sogar aus den Listen als ‚irrtümlich eingetragen‘ oder ‚von Wilna abwesend‘ gestrichen. Eine genaue Ueberwachung vermochten die Heeresbehörden nicht durchzuführen.

Der größte Teil der Bürger zog nun zu Fuß in die Umgegend Wilnas und zwar nach allen Richtungen hin: nach Lenkowtschisna über die Pohulankastraße, nach Kalwarja-Werki, nach Nementschiny-Landwarowo, nach dem Gut Nemesch (Oschmjaner Landstraße) usw. Die meisten kamen am andern Tage unverrichteter Sache zurück, weil sie auf ihrem Bestimmungsorte keinen russischen Militärbeamten angetroffen hatten; und wenn wirklich ein Militärbeamter (Ingenieur oder dergl.) einigermaßen pünktlich zur Stelle war, so hatte er keine Ahnung, wie und wo mit den Arbeiten zu beginnen sei, da ihm die nötigen ‚Instruktionen‘ fehlten. Wohl oder übel mußte er seine Leute in Zivil nach Hause schicken. Endlich sahen auch die Heeresbehörden ein, daß dieses Narrenspiel sie allzusehr bloßstelle, und suchten die Arbeiten zu regeln. Weil nun viele Arbeiter inzwischen von anderwärts nach Wilna gebracht worden waren, so lag nach Arbeitern aus dem Stadtbezirk selbst kein sehr großes Bedürfnis vor. Die Polizei aber wollte diesen günstigen Augenblick des Geschäftemachens nicht ungenützt verstreichen lassen. So konnte man auf den belebtesten Straßen Wilnas ein äußerst merkwürdiges Bild beobachten: Schutzleute, mit höheren Polizeibeamten an der Spitze, machten plötzlich eine wahre Jagd auf die ahnungslosen Vorübergehenden, und jeder Mann, der nicht wie ein Greis aussah, wurde festgenommen und nach einem Polizeibezirk gebracht, um von dort aus zu den sogenannten ‚Feld-Ingenieurarbeiten‘ abgeführt zu werden. Unter dem Vorwand eines Sonderbefehls der Heeresbehörde holten die Schutzleute ihre Opfer sogar aus den Droschken, drangen in Geschäftshäuser und Privatwohnungen ein und nahmen die anwesenden Männer fest. Das Ziel war klar: viele von den ‚Gefangenen‘ wurden von den Schutzleuten schon unterwegs für einen Rubel befreit; die aber auf die Polizeiwache vor den Kommissar gebracht wurden, konnten nur für ein größeres Lösegeld ihre Freiheit wiedergewinnen. Arme Teufel, die mit dem unentbehrlichen Kleingeld nicht versehen waren, mußten an die Arbeit gehen.

Endlich waren die Verteidigungsanlagen um Wilna allem Anschein nach fertig; die Stadt war von Schützengräben umgeben, Stellungen für die Artillerie waren ausgebaut worden. Aber alle Wilnaer Bürger waren sich klar darüber, daß nach dem Falle Kownos keinerlei Verteidigungsmittel an der ernsten Lage etwas ändern könnten, und jeder begann über seine Zukunft nachzudenken.

Räumungsmaßnahmen

Zu dieser Zeit war schon die sogenannte ‚Evakuation‘, also die Räumung Wilnas, im Gange. Zuerst wurden viele staatliche Anstalten geräumt, so alle Gerichtsgebäude, die Reichsbank, die samt allen Beamten nach Nischni-Nowgorod verlegt wurde. Dann wurden die Heeresanstalten allmählich geräumt. So konnte man beobachten, wie vom Stabe des Dünaburger Militärbezirks (Große Straße) Lastwagen, vollgepackt mit Akten, Papieren, Stühlen, Tischen, Gestellen usw., in Begleitung von Soldaten zum Güterbahnhof fuhren. Gleichzeitig wurde die Junkerschule (Kriegsschule) geräumt. In Friedenszeiten war der Lehrgang dieser Schule auf vier Jahre festgelegt, wobei nur Söhne der bevorrechtigten Kreise als Zöglinge aufgenommen wurden (etwa 400 Zöglinge verließen jährlich diese Schule als Offiziere); seit Kriegsbeginn aber hatte jeder junge Mann mit der Bildung einer städtischen Anfangsschule Zutritt zu dieser Anstalt und konnte bereits nach dreimonatiger Ausbildung Offizier werden. Dann

wurden sämtliche Kasernen geräumt sowie die Stabsquartiere des 105. Orenburger, des 106. Ufaer, des 107. Troizkier, des 112. Uraler Regiments (an Stelle des 108. Saratower, das nach Olita versetzt war), der 27. Artilleriebrigade, des 3. Pionierbataillons und der 2. Funker-Kompagnie, welche sämtlich zur 27. Infanterie-Division des 3. Armeekorps gehörten, ferner sämtliche Feld- und andere Kriegslazarette, hauptsächlich aber das gewaltige Wilnaer Militärbezirks-Hospital in der Vorstadt Antokol. Auch die Räumung der sogenannten Ausbesserungswerkstatt für an der Front beschädigte oder gänzlich zerstörte Geschütze, Maschinengewehre, Gewehre usw. ist erwähnenswert. Diese Werkstatt war kurz nach Kriegsausbruch in Wilna eingerichtet worden, und zwar in der Kasimirgasse, die die Augustinerstraße mit der Sirotzkastraße verbindet. In dieser Werkstatt wurde sämtliches an der Front beschädigtes oder zerstörtes Kriegsgerät instandgesetzt; wiederhergestellt aber nicht gleich an die Front zurück-, sondern nach Dünaburg gesandt, wo sich das Hauptlager für Geschütze, Maschinengewehre usw. befand, die erst von hier aus nach allen Stellen der Front versandt wurden. Daß der Ausbesserungswerkstatt in Wilna große Bedeutung beigemessen wurde, dafür sprach die große drehbare Abwehrkanone, die in der Nähe der Werkstatt zum Schutz gegen feindliche Flugzeuge aufgestellt worden war. Die Wegschaffung sämtlicher Werkzeuge und Maschinen (auch Munitionskästen wurden dort hergestellt) bereitete den Russen viel Pein und nahm nicht weniger als 80 Waggons in Anspruch.

Verlieh bereits die Räumung sämtlicher Heereseinrichtungen dem Straßenbild der Stadt ein eigenartiges Gepräge, so schnitt die erzwungene Räumung der Privatgeschäfte in das innere und äußere Leben der Stadt besonders tief ein und rief bei den Geschäftsleuten wie bei der übrigen Bevölkerung große Verwirrung hervor. Zuerst erhielten die Privatbanken den Befehl, die Stadt zu verlassen und ihre Wilnaer Zweigniederlassungen nach anderen Städten zu verlegen. Die meisten von ihnen zogen nach Homel, Jekaterinoslaw, Petersburg und anderen Städten, die als sicher vor dem Feinde galten. Als die Räumung der Privatbanken der Bevölkerung ruchbar wurde, strömte sie in hellen Scharen nach den Gebäuden, um ihre Ersparnisse abzuheben und sich mit den nötigen Geldmitteln für die Zukunft zu versehen. Des großen Andranges halber kamen jedoch viele Wilnaer Bürger nicht heran, und die Banken, die bis zu einer bestimmten Frist die Stadt verlassen haben mußten, nahmen die Ersparnisse ihrer Einleger nach dem neuen Sitze mit. Diesen Bedauernswerten blieb nichts übrig, als ihr Hab und Gut in Wilna zurückzulassen und den abziehenden Banken zu folgen, um sich wenigstens gegen das Verhungern zu schützen. Manchen Einwohnern gelang auch dies nicht; denn sämtliche Züge waren mit Militär oder mit allzu verängstigten Einwohnern überfüllt. Zugleich mit den Banken mußten auch sämtliche mehr oder weniger bedeutende Fabriken und größere Geschäfte die Räumung vornehmen, um dem Feinde nichts Wertvolles zu überlassen. Besonders durften Maschinen, die Stahl-, Messing- oder Kupferteile enthielten, sowie Waren aus Baumwolle, Garn, Wirk- oder Tuchwaren usw. nicht in der Stadt zurückgelassen werden.

So zogen denn vom frühen Morgen bis zum späten Abend lange Karawanen vollbeladener Wagen nach dem Güterbahnhof; ihr Anblick rief Schwermut und Furcht in den Herzen der Bevölkerung hervor. Oede und leer wurde es allmählich in den Straßen; in vielen Geschäften, deren Besitzer den Waren gefolgt waren, waren Türen und Fenster mit Brettern vernagelt, die dem gewöhnlichen Straßenbild Wilnas ein seltsames, unheimliches Gepräge verliehen. Das Gefühl der Furcht und des Grauens wurde verstärkt, als die Pferdebahn am 25. August zu fahren aufhörte, weil ihre Wagen und Pferde aus der Stadt weggeschafft waren. Tausende von Arbeitern und Angestellten der geräumten Fabriken und Geschäfte blieben arbeitslos zurück und sahen traurigen Blickes dem langen Zug der vollbeladenen Wagen zu, die die Hilfsmittel ihres Broterwerbs, einer grausamen und törichten Laune zuliebe, nach dem Bahnhof fuhren. Wenn die Räumung auch auf Befehl von oben geschah, so hatten doch die Behörden noch nicht einmal die nötigen Anstalten getroffen, um sie rechtzeitig und ohne Hindernisse vor sich gehen zu lassen. Schon abgesehen davon, daß die Besitzer der Wagen erstaunlich hohe Preise für jede Fuhre nach dem Güterbahnhof verlangten, entstand dort ein förmlicher Handel mit Eisenbahnwagen. Und auch hier, in der größten Not und Bedrängnis, verleugnete das russische Beamtentum seine bestechliche Natur nicht. Aus „Liebe zu Mütterchen Rußland" verlangte man von den ruinierten, zur Flucht gezwungenen Geschäftsleuten in den ersten Tagen je 200—300 Rubel für den Eisenbahnwagen; ein paar Tage später konnte man erst gegen ein ‚Geschenk' von 500—600 Rubeln den gewünschten Wagen erhalten.

Ein gleiches Schauspiel konnte man auf dem Hauptbahnhof beobachten, den Scharen erschrokkener Bürger füllten; diese lechzten infolge der ihnen durch die russischen Märchen eingeflößten Furcht vor der deutschen ‚Grausamkeit' nach einer Fahrkarte, um in das Innere Rußlands zu fliehen. Tausende von Reisenden hockten tagelang auf dem Bahnhof, ehe sie eine Karte bekommen konnten. Die Gepäckträger, die mit dem Karteneinkauf und der Besorgung des Handgepäcks beauftragt wurden, forderten jedesmal eine ‚Belohnung' von 20—30 Rubeln. Manche Leute, denen es nicht gelang, in den Bahnhof einzudringen, eilten in Droschken nach der benachbarten Haltestelle

Neuwileisk oder noch weiter, in der Hoffnung, dort die ersehnte Fahrkarte zu erlangen; aber vergebens: überall wiederholte sich dieselbe Geschichte, überall blieb man zurück und mußte warten.

Betrübend und belustigend zugleich bei den ‚Räumungsarbeiten' in Wilna war die Leerung des staatlichen Branntweinlagers und die Wegschaffung der Kirchenglocken.

Das Branntweinlager und die Kirchenglocken

Das berühmte staatliche Branntweinlager befand sich in der Poltawaer Straße, nahe dem Güterbahnhof. Da die Wegschaffung des Branntweins vor dem Abrücken nicht mehr möglich war, so beschloß man seine Vernichtung; denn einerseits wollte man diese wertvolle Flüssigkeit nicht dem Feinde überlassen; anderseits (und das war wohl entscheidend) fürchtete man die Ausschreitungen der russischen Soldaten und vornehmlich der Kosaken, die sich unmittelbar vor dem Abschied von Wilna gewiß dieses labenden Trankes bemächtigt und dann im Rausche nicht vorauszusehendes Unheil der Stadt und ihren Bewohnern zugefügt hätten. Die ungeheuren Weingeistvorräte ließen sich aber nicht auf gewöhnliche Weise beseitigen; man mußte nach anderen Mitteln greifen und fand eine Lösung: aus dem ungeheuern Lager beförderte man in großen Fässern mit Hilfe der Feuerwehr eine Unmenge denaturierten und andern Weingeist nach der Wilja, um ihn in diese auszugießen. Aber bald gab man auch dies Verfahren, das bei der Kürze der Zeit und den gewaltigen Branntweinvorräten nicht zum Ziel führen konnte, auf und griff nun zum äußersten Mittel: steckte in der Nacht des 25. 8. das Riesengebäude in Brand. Die Feuersbrunst dauerte fast zwei Tage. Was sich dabei zutrug, läßt sich gar nicht beschreiben. Hier konnte jeder Wilnaer Einwohner einen Begriff davon bekommen, was ihm und seinem Hab und Gut geblüht hätte, falls dieses Weingeistlager nicht rechtzeitig vernichtet worden wäre. Soldaten und Kosaken, die dieses ‚Unglücks' gewahr wurden, liefen wie gehetzte Tiere einher, um etwas von dem seit Kriegsbeginn verbotenen köstlichen Trank zu ‚naschen'. Sie sprangen ins Feuer, ‚retteten' noch ein paar Faß Wodka und soffen davon, soviel sie nur konnten, bis sie endlich vollständig betrunken waren. Dann wälzten sie sich besinnungslos am Boden, hart an der Brandstätte, mit wachsgelben Gesichtern, vom Feuerschein hell beleuchtet. Viele von ihnen wachten infolge Alkoholvergiftung nicht wieder auf, viele andere wurden vom Feuermeer verschlungen; von einer Rettung durch die Zuschauer konnte der furchtbaren Hitze halber, die weit ringsum herrschte, keine Rede sein. Da die Heeresbehörde die ‚tapferen Krieger' ungestört gewähren ließ, erforderte der berüchtigte Schnaps zu seinen unzähligen Opfern viele neue noch nach dem Verbote.

Und nun die Geschichte der Kirchenglocken. Hierbei handelte es sich nicht um die Zwangsräumung irgendeines Privatgeschäftes, die nur einen einzelnen Leidtragenden betraf, sondern man hatte es mit der ganzen Bevölkerung zu tun, die hierzulande bekanntlich sehr fromm ist und durchaus nicht gewillt war, des einzigen Trostes, der ihr nach der Gewaltherrschaft der Russen noch übrigzubleiben schien, zu entbehren. Die Heeresbehörden hatten in dieser Hinsicht einen harten Strauß zu bestehen. Als der Befehl zur Wegschaffung der Kirchenglocken den breiten Schichten der Bevölkerung bekannt wurde, rief er bei den betroffenen Bürgern große Entrüstung hervor. Niemand war geneigt, dem russischen Märchen Glauben zu schenken, daß ‚sonst' der Feind diese Glocken wegnehmen werde, um daraus Kanonen zu gießen. Das Volk begann zu murren: Was haben die Moskowiter mit unseren Kirchenglocken vor? Wir fürchten durchaus nicht, daß uns die Deutschen die Glocken nehmen; die besitzen genug Kanonen. In langen Scharen strömte die Bevölkerung, hauptsächlich Frauen, am festgesetzten Tage der Räumung nach den betreffenden Kirchen, um die geweihten Glocken zu schützen. Mit geballten Fäusten, Tränen in den Augen, standen die großen Menschenmassen um ihre Kirchen herum und schrien entrüstet: Nein, eher soll Blut hier fließen, als daß wir das zulassen! Die Menge hielt nächtelang Wache, und die zur Herunterschaffung der Glocken bestellten Arbeiter mußten sich unverrichteter Sache zurückziehen. Die Polizei hielt sich hier klugerweise zurück, denn sie wußte wohl, daß ihr Einschreiten bei der Menge heftigste Entrüstung, wenn nicht schwerste Unruhen hervorgerufen hätte. In der Erkenntnis, daß das Einschreiten der Polizei oder der Heeresmacht gefährlich werden könnte und die Beseitigung der Glocken nur erschwert hätte, beschlossen die Behörden, die Bevölkerung auf friedlichem Wege zur Vernunft zu bringen, und zwar mit Hilfe der katholischen Geistlichkeit. Am 12. 8. veröffentlichten die örtlichen polnischen Zeitungen folgende Nachricht des Wilnaer Gouverneurs an den Wilnaer römisch-katholischen Bischof:

> In genauer Ausführung der Verordnung des Oberbefehlshabers der Armeen des nordwestlichen Kriegsschauplatzes und unter Berufung auf den Befehl des Obersten Befehlshabers hat es der Chef des Dünaburger Militärbezirkes als notwendig erachtet, vom 10. August ab mit der Herabnahme der Glocken in den katholischen Heiligtümern zu beginnen; diese Arbeiten werden vom Gouvernementsbaumeister und vom Stadtingenieur unter der allgemeinen Aufsicht des Generalmajors Tsch. geleitet werden. Indem ich das oben erwähnte mitteile, ersuche ich Ew. Exzellenz, entsprechende Maßnahmen zu treffen, damit die Arbeiter zur Ausführung der vorgeschriebenen Arbeiten zugelassen werden.

Der römisch-katholische Administrator apostolicus Michalkewitsch tat sofort die nötigen Schritte, um diese Vorschrift auszuführen. Nun

ist zu bemerken, daß unter einem großen Teil der Bevölkerung, besonders unter den Frauen, die Ansicht verbreitet war, die Russen wollten alles Wertvolle, auch die Heiligenbilder nebst den sie zierenden Edelsteinen, aus den Kirchen entfernen. Besonders fürchteten die Leute für die sehr kostbaren Edelsteine der Ostrabramaer Muttergottes. All dieses veranlaßte die Behörden, sich mit folgendem Aufruf an die Bevölkerung zu wenden:

Wilna, den 1. (14.) August 1915

Die Besetzung Wilnas durch den Feind liegt im Bereich der Möglichkeit. Zur genauen Vollstreckung der Verfügung des Oberbefehlshabers der Armeen des nordwestlichen Kriegsschauplatzes, die sich auf den Befehl des Obersten Befehlshabers Seiner Kaiserlichen Hoheit des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch über die Herabnahme der Glocken aus sämtlichen christlichen Kirchen aller Bekenntnisse und ihre Wegführung in das Innere des Reiches gründet, damit unser Feind, der aus dem Kupfer der Glocken Granaten herstellt, nicht mit ihnen unsere Söhne, Brüder und Verwandten töten könnte; und da für Wilna die Räumung sämtlicher Wertsachen, Fabriken, Banken, Kupfer- und Bronzegegenstände, alles Bleies, Zinnes, Leders, Viehes, aller Pferde sowie sonstiger Gegenstände bereits befohlen ist, die der Feind brauchen und zur Fortsetzung des Krieges ausnützen kann —, habe ich verordnet, daß aus der Stadt Wilna die Glocken sämtlicher griechisch-katholischer, römisch-katholischer und lutherischer Kirchen weggeschafft werden.

Sobald die Gefahr vorüber ist, werden sämtliche herabgenommenen Glocken an ihre Kirchen zurückgegeben werden. Um sie nachher an die richtige Kirche zurückzugeben, sind die Glocken mit einem entsprechenden Vermerk zu versehen.

Den katholischen Kirchengemeinden wird das Recht zugestanden, zur Begleitung der Glocken aus jeder Gemeinde eine Abordnung zu wählen, die unentgeltlich bis Moskau zusammen mit den Glocken reisen kann, um die Glocken in einer Moskauer katholischen Kirche unterzubringen, die die Kirchengemeinschaft selbst auswählen darf.

gez. Chef des Dünaburger Militärbezirks
Ingenieur-General Fürst Tumanow

Diese Bekanntmachung, die in der heimischen Presse abgedruckt und teilweise unter Zustimmung erörtert wurde, tat ihre Wirkung. Die ‚Glockenmißverständnisse' hörten auf, zumal die katholischen Geistlichen vom Altar herab die Andächtigen zur Vernunft ermahnten, und die Beseitigung der Glocken ging ohne bedeutendere Ausschreitungen vor sich. Insgeheim aber konnte allerdings die fromme Bevölkerung den örtlichen Geistlichen die Billigung des Glockenraubes nicht verzeihen, zumal sie wußte, daß der Warschauer Erzbischof Kakowski die Wegnahme der Glocken aus Warschau nicht zugelassen hatte.

So begann denn das durchaus nicht einfache Werk der Herabnahme der Glocken. Zuerst widmete man sich der Herabnahme der Glocken aus russischen (orthodoxen) Kirchen und Klöstern, was gewissermaßen den Andersgläubigen als Vorbild dienen sollte. Rings um die Kirchen bis hinauf zu den Kuppeln wurden hohe Holzgerüste aufgebaut. Bei manchen Kirchen, so bei der russischen Kasimirkirche in der Großen Straße (ursprünglich einer römisch-katholischen Kirche), mußte man die Mauern der Kirchtürme durchbrechen, um die schweren, großen Glocken mit Hilfe dicker Seile vorsichtig herunterzulassen; die zwei größten Glocken dieser Kathedrale haben ein Gewicht von 500—600 Pud (1 Pud = 16,38 kg). Sehr schwierig war auch die Herabnahme der Glocken vom 80 m hohen Turm der katholischen Johanneskirche sowie vom Turm der Dominikanerkirche. Irgendwelche Ausschreitungen oder Mißverständnisse kamen während dieser Maßnahme nicht vor; nach der Veröffentlichung der obenerwähnten Bekanntmachung des Fürsten Tumanow hatten die Unruhen aufgehört.

Als sämtliche Glocken heruntergeschafft und mit den entsprechenden Vermerken versehen waren, fuhren riesige Kraftwagen vor, die die Aufschrift ‚Kownoer Festungsbau' trugen, und unter dem Beistand von Soldaten und Arbeitern brachten sie die Glocken zum Güterbahnhof. Die Synagogen mußten die schweren messingenen Kronleuchter sowie alles Kupfer-, Messing- und Bronzegerät herausrücken. Der evangelischen (deutschen) Kirche und der litauischen Nikolauskirche ließ man aus Versehen die Glocken; manche katholischen Kirchen behielten wenigstens ihre kleinsten Glocken.

Große behördliche Schreiberei rief die Frage hervor, ob man die goldenen Kuppeln der vor wenigen Jahren erbauten Romanowkirche (in der Pohulankastraße) ebenfalls wegführen solle. Fürst Tumanow, der schon nach Dünaburg übergesiedelt war, hatte dem Wilnaer Gouverneur vorgeschrieben, schnellstens die goldenen Kuppeln der Kirche herunterzureißen und wegzuschaffen. Der Gouverneur aber, der die Bevölkerung durch solche offenkundigen Beweise des Rückzuges nicht erschrecken wollte (bis zum letzten Augenblick bemühte man sich, diese Notwendigkeit zu verhehlen), zog dies in die Länge, bis es zu spät wurde.

Gleichzeitig mit der Beseitigung der Glocken kam auch die Räumung der Lehranstalten in Gang. Die Kanzlei des Wilnaer Unterrichtsbezirkes wurde nach Mohilew verlegt, einige Mittelschulen nach Petersburg, Moskau, Kiew, Woronesch und Jekaterinoslaw. Zu erwähnen ist, daß der Hauptgerichtshof nach Minsk, das Bezirksgericht und das orthodoxe ‚Geistliche Konsistorium von Litauen' nach der Kreisstadt Wileika verlegt wurden. Auch mußte alles wertvolle Gut aus den Kreisämtern Wilna, Troki und Lida weggeschafft werden. Aus Wilna wurden noch die Denkmäler Katharina II., Murawiews und Puschkins weggeführt. Kurzum, die Räumung ging ununterbrochen so lange vor sich, bis sie durch die immer näher heranrückenden Kriegsereignisse ihren gewaltsamen Abschluß fand.

Zwischen Furcht und Hoffnung — Der Kosak als Stadtschreck

Während der militärische Räumungsausschuß ohne jede Planmäßigkeit arbeitete und abends die Verordnungen aufhob, die er morgens getroffen hatte, schob sich die Kampffront immer näher an die Stadt Wilna heran. Das städtische Leben wurde nunmehr in mancher Hinsicht äußerst abwechslungsreich. In der Umgebung und an den Ausgängen der Stadt entfaltete sich ein wahres Kriegsleben. Auf den Bergen um die Vorstadt Swjersynjetz (Tiergarten) sowie im Walde am Ende der Pohulanka-(Bummel-)Straße, im sogenannten Sakretwalde,[1]) war russische Artillerie aufgestellt. Die Wilnaer Bürger, die in diesen Gegenden ihre Sommerwohnungen (Datschen) hatten, mußten in diesem Sommer aus Furcht vor den vielen Soldaten, die dort untergebracht waren, etwas vorzeitig in die Stadt zurückkehren. Am Bahnhof Wilna kamen fast stündlich lange Züge mit Truppen, Pferden, Artillerie und Munition an; sie wurden eiligst entladen, und kriegsbereit zogen die Truppen, die schwermütigen slavischen Lieder singend, durch die Stadt, über die Meischagoler Landstraße geradeswegs zu den genannten Vororten. Bei der Eisenbahnbrücke, gegenüber der Ostrabrama-(Osttor-)Straße, erwartete der Garnisonälteste Generalmajor Nekraschewitsch die ankommenden Truppen, begrüßte sie und nahm zugleich mit ermunternden Worten von ihnen Abschied. Dieselben Truppen aber, die morgens in voller Gesundheit nach dem Schlachtfelde zogen, kehrten schon abends als Leichtverwundete in die Stadt zurück, müde, schmutzig, mit hoffnungslosem Blick in die Zukunft starrend, und spät in der Nacht zogen von der Meischagoler Landstraße zum Bahnhof in langen Reihen hunderte von Bauernwägelchen, in denen auf Stroh gebettet je drei, vier oder sogar fünf schwerverwundete Soldaten lagen. Mitunter war dieser ganze Weg von Meischagola bis zum Bahnhof, also ungefähr 32 km, mit solchen Bauernwägelchen geradezu besät.

Zu gleicher Zeit waren die Russen auch damit beschäftigt, den ‚strategischen' Rückzug von Wilna zu sichern. Ueber die Wilja wurden schwimmende und feste Brücken geschlagen. In der Stadt selbst wurden an einigen Straßenecken Schilder befestigt, die den durchziehenden Truppen und Kolonnen den Weg nach Neuwileisk, nach der Oschmjanaer und Lidaer Landstraße zeigen sollten.

Das Straßenleben ließ merken, daß ein großes Gewitter im Anzuge war. Die Zivilbevölkerung war auf den Straßen kaum noch zu sehen, und wer um des täglichen Brotes willen auf die Straße hinaus mußte, durchflog sie erschrockenen Gesichtes und eilte, sobald er konnte, nach Hause zurück. Der Grund dafür ist einfach: die Stadt war mit Kosaken und Tscherkessen überfüllt, und diese machten die Straßen unsicher. Eine besondere Vorliebe hatten diese Herrschaften für sogenannte Einkäufe in Konditor- und Kolonialwarengeschäften. Diese Einkäufe machten immer eine beträchtliche Summe aus, und die Bezahlung erfolgte in Form eines ‚Dankes'. Widerspruch oder Hilferufe hatten keinen Zweck und waren oft gefahrbringend. Man war schon froh, wenn diese schneidigen Kerls die Tür hinter sich zugemacht hatten. Mit den ärmlichen Läden in den Vorstädten machten die Kosaken und Tscherkessen kurzen Prozeß: man besorgte hier keine Einkäufe, sondern nahm alles, was man nur brauchte, und bescherte den todblassen, erschrockenen armen Händlern und Händlerinnen einige recht fühlbare Hiebe mit der im Zarenreiche weit und breit bekannten Knute, der Nagaika. Die Folge war, daß fast sämtliche Läden in den Vorstädten geschlossen wurden und die Besitzer in das Innere der Stadt übersiedelten, wo sie sich sicherer fühlten.

Aber nicht nur die Geschäfte und kleinen Läden waren von den Kosaken und Tscherkessen bedroht, sondern jedes Mädchen und jede noch jungaussehende Frau war der Gefahr ausgesetzt, bei der Begegnung mit einem Kosaken gemißhandelt oder geschändet zu werden. Es kam vor, daß Kosaken am hellichten Tage vorübergehende Frauen belästigten und sehr oft die schändlichsten Gewalttaten an ihnen verübten. Ein Hilferuf hatte hier denselben Erfolg wie eine Stimme in der Wüste. Die ‚schneidigen' Vaterlandsverteidiger scheuten sich sogar nicht, abends und selbst am hellen Tage in Privatwohnungen einzudringen und die Eltern frech aufzufordern, ihre Töchter herzugeben. Nur mit Hilfe ‚diplomatischer' Verhandlungen und endlich des Rubels glückte es den erschrockenen Bürgern, die ungebetenen Gäste loszuwerden. Anklagen vor den Höherstehenden, also vor den Offizieren, hatten fast keinen Zweck; man konnte sogar Gefahr laufen, wegen Heeresbeleidigung zur Rechenschaft gezogen zu werden. Nur einmal geschah es, daß auch ein russischer Heeresangehöriger mit seinen wehrlosen Mitbürgern Mitleid hatte. In einer belebten Straße traten am hellichten Tage zwei Kosaken an eine junge schöngekleidete Dame heran und forderten sie auf mitzukommen. Die ahnungslose Dame rief bestürzt um Hilfe und hatte vor Entsetzen schier die Besinnung verloren. Sofort sammelte sich eine Menge um die beiden Helden und ihr auserkorenes Opfer, aber niemand vermochte die Dame zu retten, denn die wildgewordenen Kosaken griffen nach den Säbeln. Da fuhr ein Offizier in einer Droschke vorbei. Die Menge lief ihm entgegen, hielt die Droschke an und erzählte den Vorfall. Da befahl der Offizier den Kosaken, mit ihm zum Kommandanten zu fahren, und die durch dieses Wunder gerettete Dame konnte nach Hause gebracht werden.

Die Entrüstung der Bevölkerung über das Verhalten ihrer ‚Beschützer' hatte die Spitzen der Heeresbehörden unangenehm berührt. Eines schönen Tages, am 10. September, (28. 8. a. St.) erblick-

[1]) Sakret heißt Krümmung, nämlich der Wilja.

ten die Einwohner der litauischen Hauptstadt an den Mauern eine Bekanntmachung, die, anstatt die Bevölkerung zu beruhigen, neue Verwirrung in die Köpfe der verängstigten Einwohnerschaft trug. Es ist bezeichnend, daß diese Bekanntmachung geraume Zeit in der Druckerei liegen mußte, ehe man sich nach langem Schwanken zur Veröffentlichung entschloß. Die Bekanntmachung lautet:

Unter der Bevölkerung im Gebiet des Kriegsschauplatzes werden Gerüchte verbreitet über Plünderungen und Gewalttaten, die die Kosakenabteilungen angeblich an den friedlichen Einwohnern verüben. Ich fordere die Bevölkerung des Gebietes der mir anvertrauten Armee auf, sich diesen Gerüchten gegenüber mit möglichster Vorsicht zu verhalten und ihrer Verbreitung keinerlei Vorschub zu leisten. Die meisten dieser Gerüchte stammen von Leuten, die auf irgendwelche Weise Zwietracht zwischen den Truppen und der friedlichen Bevölkerung säen wollen. Einzelnen Fällen rohen Benehmens der Kosaken gegen die Bevölkerung wird fast das Gepräge einer allgemeinen Plünderung und von Gewalttaten an der friedlichen Bevölkerung verliehen.

Zum Zwecke des Schutzes des Eigentums und der Personen der friedlichen Bevölkerung habe ich befohlen, die Militärpersonen, die sich Ungesetzlichkeiten der Bevölkerung gegenüber zuschulden kommen lassen, nach Verhör mit aller Strenge des Gesetzes, ohne vor den schärfsten Maßnahmen zurückzuschrecken, zu bestrafen. Damit in Zukunft auch vereinzelte Fälle der Verletzung der Sicherheit der Bevölkerung im Gebiete der mir anvertrauten Armee nicht mehr vorkommen, habe ich Maßnahmen ergriffen und entsprechende Befehle erteilt.

Bei dieser Gelegenheit (!) mache ich bekannt, daß der Zwangsausweisung sämtliche Wehrpflichtigen im Alter von 18 bis 45 Jahren unterliegen; die übrige Bevölkerung kann entweder an ihrem Wohnsitz verbleiben oder freiwillig nach den inneren Gouvernements ziehen. Der Bevölkerung wird das Herannahen des Gegners rechtzeitig bekanntgegeben werden, und die Einwohner, die wegzuziehen wünschen, werden alsdann ihre Wohnsitze sofort verlassen müssen, ohne den Abzug der Truppen abzuwarten; denn beim eigentlichen Abzug der Truppen werden sämtliche Flüchtlinge aus dem Wege geschafft werden, damit sie die Bewegung der Truppen und Kolonnen nicht stören.

Für die zurückbleibende Bevölkerung werden Nahrungsmittel in einem Vorrat, der für einen Monat ausreicht, zurückgelassen werden.

Der Zerstörung oder Vernichtung dürfen nur diejenigen Bauten oder Wälder unterworfen werden, deren Vertilgung durch die Kriegslage bedingt wird, und zwar nur auf Befehl der zuständigen Heeresbehörde. Bei der Vernichtung von Bauten, Gütern oder Wäldern, die durch Anforderungen des Kampfes bedingt ist, ist die Heeresbehörde verpflichtet, den Eigentümern Bescheinigungen auszustellen, daß diese Vernichtung wirklich auf Befehl der Heeresbehörde erfolgt ist. Kirchen, Paläste, Schlösser und andere geschichtlichen Denkmäler werden unter keinen Umständen der Vernichtung anheimfallen.

Armee-Befehlshaber **Rodkewitsch**,
General der Infanterie

Der erste Teil der Bekanntmachung, der das Verhalten der Kosaken betraf, hatte die nötige Beruhigung nicht gebracht, der andere neuen Schrecken hervorgerufen. Die Männer verkrochen sich wieder in ihre Schlupfwinkel; denn man erwartete mit Recht, daß die Polizei ihre berüchtigte Tätigkeit wiederaufnehmen werde. Die Furcht vor der Verschleppung der jungen Leute und die Ungewißheit, was unter dem Worte Wehrpflichtiger zu verstehen sei, fand auch in den benachbarten Großstädten ihren Widerhall. So mußte sich z. B. der Gouverneur von Minsk zu einer Bekanntmachung bequemen, die in den Wilnaer Zeitungen wiedergegeben wurde:

Ich erachte es als meine Pflicht, mich an die Bevölkerung des Minsker Gouvernements mit dem Mahnruf zu wenden, mit Ruhe und Selbstbeherrschung den vorkommenden Ereignissen der Kriegszeit entgegenzusehen. In keinem Falle wird die Bevölkerung zwangsweise ausgewiesen werden; sie muß vielmehr nach Möglichkeit in ihren Wohnorten zurückbleiben, um ihr Hab und Gut zu hüten.

In Wilna wußte, wie gesagt, niemand Bescheid, wie und wann die Verschleppung der männlichen Bevölkerung im Alter von 18 bis 45 Jahren erfolgen werde und ob damit auch die Stadt Wilna und nicht nur die Umgegend gemeint sei. Ein Gerücht verbreitete sich, daß auch die Stadtverwaltung zur Abreise gezwungen werde. Dies beruhte auf der Bemerkung in einer Wilnaer russischen Zeitung, daß die Stadtverwaltung den ‚Vorschlag' erhalten hätte, eine Liste ihrer wehrpflichtigen Beamten anzulegen. Die Zeitung brachte nachher eine erzwungene Erklärung, daß „diese Gerüchte, wie wir von zuständiger Seite erfahren, jeder Grundlage entbehren". Dann fuhr die Zeitung fort: „Was die Zwangsausweisung anderer Wehrpflichtiger im Alter von 18 bis 45 Jahren anbetrifft, so ist bis jetzt noch keine Nachtragsbestimmung zur Bekanntmachung des Armeebefehlshabers eingetroffen." Damit beruhigte man sich ein wenig, zumal einige zuständige Stellen der Ansicht waren, daß die Ausweisung nur die kleinen bedrohten Ortschaften um Wilna, nicht aber die Großstadt selbst betreffe. In Wirklichkeit lag aber schon damals in einer Wilnaer Druckerei, fertig zur Veröffentlichung, ein Sonderbefehl des Wilnaer Zivilgouverneurs Werjewkin vor, daß sämtliche wehrpflichtige Männer im erwähnten Alter die Stadt Wilna verlassen müßten. Der Gouverneur konnte es nur nicht über sich bringen, diesen von ihm unterzeichneten Befehl zu veröffentlichen, und zog dies so in die Länge, bis man die Veröffentlichung des Befehls nicht mehr nötig hatte. Obwohl übrigens für die Stadt Wilna selbst der Befehl zur Ausweisung der Männer nicht gelten sollte, hatte die Polizei ihre Jagd bereits aufgenommen, um etwas dabei zu verdienen; viele Wilnaer Bürger gingen in die Verbannung, die meisten jedoch wußten, wie die russische Polizei zur Vernunft zu bringen war.

Die Garnison wird zum Kriegslager
Begleiterscheinungen

Schon zu dieser Zeit lebte es sich in der Stadt wie in einem Kriegslager. Das bürgerliche Leben sah wie abgestorben aus. Das Fernsprechnetz war Privatpersonen bereits verschlossen, nur den Heeresbehörden seine Benutzung vorbehalten. Einige hundert Fernsprechbeamtinnen wurden nach Moskau geschafft, und an ihrer Stelle wirkten Soldaten. Zugleich hatte auch die Post in Wilna zu arbeiten aufgehört; auf den Postkästen in der Hauptpost (Große Straße) waren Zettelchen aufgeklebt mit der Aufschrift: „Die Post ist abgereist. Briefe nicht in den Kasten werfen!" So war die Großstadt mit einem Male vom übrigen Rußland abgeschnitten. Der Telegraph arbeitete freilich fast bis zum Abzug; Drahtungen aber wurden nur in der Richtung nach Moskau und für die Privatbevölkerung nur in ganz beschränkter Zahl angenommen. Das militärische Leben hatte jetzt den Höhepunkt erreicht. Die Straßen waren voller Soldaten und Offiziere, die mit verschiedenen Aufträgen von der Front kamen und sich sofort nach der Villa Rennenkampf im Puschkin-Garten begaben, wo der Stab der 10. russischen Armee seinen Standort hatte. Durch die Straßen der Stadt zogen unaufhörlich Troß und Kolonne, Rotekreuz- und Kraftwagen, Geschütze und Munitionskolonnen. Heeresfernsprecher waren sehr niedrig an den Häusermauern befestigt, deren Drähte sämtlich zur Villa Rennenkampf führten; in den Puschkin-Garten wurden keine Privatpersonen eingelassen.

Daß die russischen Offiziere ihren Dienst mit gar so großem Ernst verrichtet hätten, kann man nicht gerade behaupten. Sie saßen fast immer in den Kaffeehäusern, Speisewirtschaften und andern Vergnügungsstätten, und zwar hauptsächlich in der Gesellschaft schöner Damen zweifelhaften Rufes. Die Unzucht hatte sich zu jener Zeit in der Stadt infolge der ungeheuren Nachfrage seitens der russischen Heeresangehörigen so unheimlich entwickelt, daß das Eingreifen der Behörden erforderlich wurde. Nicht selten kam es vor, daß ein Offizier, der eben von der Front mit wichtigem Auftrage kam, auf der Straße mit einer schlüpfrigen Dame Bekanntschaft schloß und seine Pflicht derart vergaß, daß ihn ein Vorgesetzter suchen und zur Rechenschaft ziehen mußte. Strenge Bestrafungen und Rangherabsetzungen der Offiziere waren infolgedessen eine häufige Erscheinung. Offen wollte jedoch die Heeresmacht nicht gegen das Unwesen auftreten; das hätte dem Ansehen der russischen Offiziere bei der Bevölkerung zu sehr geschadet. Mit dieser heiklen Aufgabe beauftragte man vielmehr die Zivilbehörde, und so konnte der Wilnaer Polizeimeister nur die Veröffentlichung folgender etwas nebelhaften Verordnung veranlassen:

In der letzten Zeit ist in der Georgstraße und in der Großen Straße zu bemerken, daß viele Droschkenkutscher unter Schreien und Lärmen sehr schnell in ihren Droschken Dirnen spazierenfahren, was an sich schon äußerst verwerflich ist, besonders aber jetzt, und was dem Befehl 2, Punkt 5 des Wilnaer Garnisonältesten vom 15. August d. J. widerspricht, wonach auf den Straßen der Stadt volle Ordnung und Ruhe zu herrschen hat.

Ich befehle den Bezirksaufsehern, sofort Kutscher darauf aufmerksam zu machen, daß, diese in der Zukunft solches nicht mehr wiederholen dürfen, da die Droschken nur als öffentliches Verkehrsmittel dienen, nicht aber als Hilfsmittel zur Ausschweifung; dabei sind die Kutscher darauf aufmerksam zu machen, daß, falls jemand von ihnen in der Zukunft etwas Aehnliches zulassen wird, er des Rechtes zur Weiterbetreibung seines Gewerbes als Droschkenkutscher beraubt werden wird. Die Polizeibeamten haben stets und sorgfältig in dieser Richtung achtzugeben.

Das Leben aber ist stärker als Befehle, und Ueberschreitungen kamen immer wieder vor.

Von feindlichen Flugzeugen, von Ueberfällen der Luftpiraten, wie die Russen sich ausdrückten, hatten die Wilnaer Einwohner nur aus den Zeitungen eine Ahnung bekommen. Sie wußten auch, daß das Erscheinen eines feindlichen Flugzeuges über mancher Stadt, z. B. über Bjalystok, Kowno, Grodno, zahlreiche Opfer aus den Kreisen der Bevölkerung gefordert hatte. Daher war die Wilnaer Einwohnerschaft sehr gespannt darauf, ob und wann denn auch Wilna endlich ein Flugzeug heimsuchen werde. Und endlich erlebte es auch die Wilnaer Bevölkerung. Kurze Zeit nach Beginn der Räumung zeigte sich ein deutsches Flugzeug über der Stadt. Es schwebte so hoch, daß es nur wie ein dunkler Punkt am Himmel aussah; doch hatten die Wilnaer Bürger, die in großer Anzahl auf den Balkonen und auf den Straßen die merkwürdige Erscheinung beobachteten, sofort begriffen, daß es ein deutsches Flugzeug sei. Angst hatte damals noch niemand; denn die Flugzeuge hatten die erste Zeit keine Bomben abgeworfen und anscheinend nur Erkundungsfahrten gemacht. Später freilich überflogen die Flugzeuge täglich zwei- bis dreimal die Stadt und warfen Bomben auf die Bahn- und militärischen Anlagen ab, wobei in der ganzen Stadt furchtbare Explosionen vernehmbar waren. Das russische Militär begann nun Vorbereitungen zu treffen, um die feindlichen Flugzeuge herunterzuholen. Jedesmal setzte seitdem eine starke Beschießung der Flugzeuge aus den an mehreren Stellen der Stadt aufgestellten Abwehrgeschützen ein. Die ersten Bomben wurden am 28. August, 6 Uhr abends, von zwei Flugzeugen abgeworfen: sieben Leute wurden verwundet, zwei getötet. Das Schrecklichste aber geschah in Neuwileisk, etwa 9,6 km von Wilna. Gegen 2 Uhr in der Nacht zum 12. September wurden die Einwohner Wilnas durch zahlreiche furchtbare Explosionen aus dem Schlafe geweckt. „Bombardement!" dachten die Leute erschrocken; „der Kampf beginnt schon unmittelbar vor der Stadt!" Erst morgens wurde

bekannt, was eigentlich vorgefallen war: ein Luftschiff hatte die Eisenbahnhaltestelle Neuwileisk besucht und über 30 Bomben abgeworfen, die dort unheimlichen militärischen Schaden angerichtet hatten. In den Zeitungen waren die Angaben über den militärischen Schaden von der Zensur gestrichen; über die Menschenopfer war folgendes mitgeteilt:

Durch Granatsplitter sind tödlich verwundet: Stationsarzt von Neuwileisk Reut, Krankenpflegerin Sarah Katz; schwer verwundet eine Frau; 16 Mann, hauptsächlich vom . . . . (von der Zensur gestrichen), sind leicht verwundet. Unter den Verwundeten befinden sich drei Kinder. Den Getroffenen ist ärztliche Hilfe geleistet worden.

Viele Einwohner eilten morgens nach Neuwileisk, um sich dort alles anzusehen, und bemerkten, daß unter anderem die vielen Lazarettzüge, die der Sicherheit halber vom Bahnhof Wilna nach Neuwileisk übergeführt worden waren, in Trümmern lagen. Zu den übrigen Unglücksstätten ließen die Soldaten niemand hinzu.

Im Zeichen der Not und Teurung

Das wirtschaftliche Leben Wilnas geriet mehr und mehr in eine schwierige Lage. Die Notwendigkeit, alle Eisenbahnlinien und Züge für militärische Zwecke in Anspruch zu nehmen, sowie die Organisationsunfähigkeit und Nachlässigkeit der russischen Behörden hatten zur Folge, daß die Lebensmittel immer knapper und teurer wurden. Zuerst machte sich Mangel an Zucker fühlbar, und zwar ganz plötzlich. Der Preis für gesägten Zucker (Raffinade) betrug gewöhnlich 15—16 Kopeken, plötzlich aber war der Preis auf 30—40 Kopeken gestiegen. Ebenso stieg der Preis für Streuzucker (Farin) von 13 auf 25 Kopeken. Die Ursachen dieser Teurung beruhten jedoch nicht auf Zuckermangel. Viele Großhändler wollten vielmehr Geschäfte machen und erhöhten willkürlich die Preise, weil Zucker angeblich nicht mehr eingeführt wurde. Wie in den Wilnaer Zeitungen nachzulesen ist, sind auf der Haltestelle Neuwileisk im Laufe des Juli 30 000 Pud (491 400 kg) Zucker eingetroffen und ausgeladen worden, ferner 10 000 Pud (163 800 kg) auf der Wilna-Polessjer Linie. Nachher zeigte sich, daß die Geschäftemacher, um die Menge des in Wilna eingeführten Zuckers vor der Bevölkerung zu verheimlichen, die eingetroffenen Zuckermengen bereits auf einer der Haltestellen vor Wilna, also in Neuwileisk, Jaschuny, Woltschuny und Porubanok, ausladen ließen und von dort aus in kleineren Mengen auf Fuhren in die Stadt einführten. Die Behörden versuchten dagegen vorzugehen, aber die Geschäftemacher verstanden es, sie zu beruhigen. Auch andere Lebensmittel wurden allmählich immer teurer. So zahlte man für das russische Pfund (400 g) Schwarzbrot 8—9 Kopeken, früher 3 Kopeken; Weißbrot kostete 20 Kopeken, Butter 1 Rubel das Pfund. Das war, verglichen mit den früheren Preisen, unangemessen teuer. Hier traf allerdings die Gewinngierigen weniger Schuld; denn die Einfuhr wurde allmählich unmöglich gemacht. Dagegen wurde das Vieh massenweise verkauft, und zwar zu unglaublich niedrigen Preisen. So konnte man ein Schaf für 50 Kopeken kaufen; eine Kuh, die früher 50—60 Rubel gekostet hatte, verkaufte man für 5 Rubel und ein Pferd von 2—300 Rubel Wert für 10—15 Rubel. Diese erstaunliche Erscheinung war daraus zu erklären, daß es an Futtermitteln wie Heu, Stroh und Hafer mangelte; denn die alten Vorräte waren erschöpft, neue Vorräte trafen in äußerst knappen Mengen ein. So kam es, daß der arme Bauersmann aus den umliegenden kleinen Ortschaften, dem die russischen Truppen bei ihrem Durchzug alles verbrannt oder weggeraubt hatten und der sich nach Wilna flüchtete, sein einziges gerettetes Haustier für den obenerwähnten spottbilligen Preis verkaufen mußte. Die städtischen Behörden (z. B. die Stadtverwaltung) suchten zwar die Lebensmittelnot zu lindern, zumal ihnen große Vorräte zugewiesen wurden; aber es fehlte die starke leitende Hand, und die Unbeholfenheit und Nachlässigkeit der städtischen Organe waren grenzenlos. Obendrein versuchte man bei solchen jämmerlichen Zuständen die gewohnte Politik zu verfolgen; so wurden in den sogenannten ‚Kooperativ-Läden' die Lebensmittel an d i e Verbraucher rascher und in größerer Menge verabfolgt, die zum selben Glaubensbekenntnis wie die meisten städtischen Verwaltungsbeamten gehörten.

Zur steigenden Teurung und Lebensmittelnot trat ein Umstand hinzu, der das Leben der Bevölkerung, besonders der ärmeren Schichten, verbitterte, die Kleingeldnot. Auf einmal verschwand das Kupfer- und Silberkleingeld. Niemand konnte die Ursache angeben, aber einen Rubel gewechselt erhalten war ein Ding der Unmöglichkeit. Reiche Leute überließen ihre Papierrubel den Ladenbesitzern, ohne sich herausgeben zu lassen. Schlimmer erging es den armen Leuten: diese mußten oft hungern, weil sie für 20—30 Kopeken nicht einen Rubel hingeben wollten noch konnten. Dazu weigerten sich viele Händler, russisches Papiergeld in Zahlung zu nehmen; nur wer Besitzer eines Silberrubels war, konnte auf Herausgeben in Kleingeld hoffen. Das war nicht nur in Wilna, sondern auch in benachbarten Städten der Fall. Der Mangel an Kleingeld brachte unter die Bevölkerung große Verwirrung und störte den Kleinhandel. Um Unruhen zu verhüten, mußten sogar die Militärbehörden einschreiten, und der Chef des Dünaburger Militärbezirkes veröffentlichte folgende „Verordnung für die Einwohner der Stadt Wilna, erlassen auf Grund der Bestimmungen über Ortschaften, über welche Kriegszustand verhängt worden ist“:

Es ist verboten, willkürlich Kupfer- und Silberkleingeld in einer Menge, die den persönlichen Bedarf überschreitet, zurückzuhalten; ebenso ist es verboten, das Wechseln und

Herausgeben auf Reichsbanknoten den Käufern zu verweigern. Zuwiderhandelnde werden mit einer Geldstrafe bis 3000 Rubel oder mit Freiheitsstrafe (Zuchthaus oder Festung bis 3 Monaten) bestraft.

gez. Chef des Dünaburger Militärbezirkes.
Ingenieur-General Fürst Tumanow.

Nach Veröffentlichung dieser Verordnung wurden viele Händler für die Verweigerung der Annahme von Reichsbanknoten mit einer Geldstrafe von 100 bis 500 Rubel bestraft. Aber die Linderung der Kleingeldnot wurde damit nicht erzielt, auch das Ansehen des Papierrubels wurde dadurch durchaus nicht gehoben. Kleines Geld war doch nicht zu bekommen, und Papiergeld wurde nur widerwillig und zumeist aus Furcht in Zahlung genommen.

Der Mangel an Kupfer- und Silbermünzen war nicht nur auf Wilna beschränkt, sondern ließ sich bald auch in anderen Städten außerhalb des bedrohten Gebietes fühlen. So konnte man in den Zeitungen lesen, daß auch in Minsk, Homel, Mohilew und sogar in Petersburg die Einwohner große Plagen des Kleingeldmangels halber erdulden mußten. Und dort tauchten sogar, unterstützt von Regierungsagenten, biedere Leute auf, die die Schuld an der Sachlage den Juden zuschrieben. Die Juden, die der Mehrzahl nach Kaufleute wären, verbärgen das Kupfergeld, um es den von ihnen geliebten Deutschen zu übergeben, die sonst ihre Kanonen nicht mehr herstellen könnten. Die Russen waren ja gewohnt, für jedes Unglück den ewigen Sündenbock Rußlands, die Juden, verantwortlich zu machen. Die Juden hatten auch an den russischen Niederlagen im gegenwärtigen Krieg Schuld, weil sie, die einen „deutschen Dialekt" sprächen, dem Feinde überhaupt in die Hand arbeiteten und ihm alle Geheimnisse verrieten. So wird es begreiflich, daß die rechtgläubige und katholische Bevölkerung überzeugt war, die Not an Kupfer- und Silbergeld stamme von den Juden. Zu welchen Unruhen dies führen konnte, war leicht vorauszusehen. Doch wollten die russischen Behörden während des Krieges keine Pogrome zulassen, um sich wenigstens jetzt unbeteiligten Mächten gegenüber als Kulturland zu geberden. In manchen Städten suchte daher die Polizei die Wirkung ihrer Ausstreuungen abzuschwächen, und dafür ist eine Bekanntmachung des Polizeimeisters von Homel (Gouv. Mohilew) bezeichnend, die auch von Wilnaer Zeitungen wiedergegeben wurde. Die Bekanntmachung lautet folgendermaßen:

In letzter Zeit zeigt sich in den Städten, die im Kriegsgebiet liegen, darunter auch in unserer Stadt, ein Mangel an kleinem Wechselgeld. Bösgesinnte Leute benutzten diese Gelegenheit und verbreiten unsinnige Gerüchte, daß die Ursachen des Kleingeldmangels hauptsächlich bei den jüdischen Händlern zu suchen seien, die angeblich die kleinen Münzen versteckten. Solchen Gerüchten schenken ungebildete Leute, die Zwietracht unter die Bevölkerung säen wollen, Glauben. Ich erachte es daher als meine Pflicht zu erklären, daß die Ursachen des Kleingeldmangels folgende sind:

1. Da beträchtliche Summen Kleingeld nach dem Kriegsschauplatz befördert werden, sind diese Münzen nur in kleineren Mengen in den örtlichen Kassen vorhanden.

2. Die die Stadt durchziehenden Flüchtlinge behalten das Kleingeld für sich, weil sie es zur Fortsetzung ihrer Reise nach den ferneren Gouvernements brauchen.

3. Die Bevölkerung unserer Stadt hat sich fast verdoppelt und erreicht eine Einwohnerzahl von 200 000 Menschen; gleichwohl wird das Kleingeld von der Mohilewer Filiale der Reichsbank den Geldanstalten in früherem Maße zugeschickt.

Ich habe persönlich die ganze Angelegenheit geprüft und behaupte entschieden, daß es außer den angeführten keine anderen Ursachen für die Kleingeldnot gibt. Ich bitte die Bevölkerung, sich zu beruhigen und diese Angelegenheit als eine jener Erscheinungen zu betrachten, die im Zusammenhang mit dem Kriegszustand vorübergehend auftreten. Leute, die Unruhen anzustiften versuchen, werden streng bestraft werden; die Unruhen selbst werden rücksichtslos erstickt werden, wozu ich die nötigen Maßnahmen ergriffen habe.

Bedenklicher als durch Lebensmittel- und Geldnot und die Unruhen wurde die Lage Wilnas durch Seuchen. Daß in der Stadt zu jener Zeit Seuchen ausbrechen würden, dessen waren sich die Einwohner und noch mehr die zuständigen amtlichen Stellen bewußt. Aber die Verbreitung der Krankheiten zu hemmen vermochten die städtischen und staatlichen Behörden ihrer Nachlässigkeit und organisatorischen Unfähigkeit wegen nicht. Man berief Sitzungen ein, verlas Berichte, arbeitete verschiedenartige Pläne aus; von Taten aber war nichts zu erkennen. Dadurch fielen viele Bewohner Wilnas und der Umgegend ansteckenden Krankheiten, wie Cholera, Ruhr, Typhus, zum Opfer. Die Todesfälle erreichten eine so erschreckende Zahl, daß es den Zeitungen verboten wurde, darüber zu berichten, um das frevelhafte Verhalten der verantwortlichen Stellen vor der Bevölkerung zu verheimlichen. Anders konnte es auch nicht sein; denn in den ärmsten Stadtteilen, besonders in den Vorstädten Antokol, Snipischki, Swjersynjetz usw., gibt es keine Wasserleitung, und am Ufer der Wilja, woher die Bevölkerung ihr Wasser bezieht, stehen Aborte, und viele Abfälle werden gleich in den Fluß geworfen. Die Verbreitung der Krankheiten wurde gefördert durch den starken Zufluß von Flüchtlingen, die hungrig, schmutzig und heruntergekommen von ihren Heimatorten sich nach Wilna zu retten suchten.

Flüchtlingselend

Flüchtlinge! Dieses Wort hat für jeden Bürger im großen Rußland und besonders in Wilna einen ganz bestimmten Klang und läßt schmerzliche Erinnerungen wach werden. Seit

Kriegsbeginn füllte sich die Stadt Wilna mit Flüchtlingen. Zuerst trafen Einwohner Kownos ein, denen von den Behörden „vorgeschlagen" worden war, die Stadt zu verlassen, und die später ohne einen besonderen Durchlaßschein nicht zurückkehren durften. Im August und September 1914 kamen viele flüchtende Familien aus dem Gouvernement Suwalki sowie aus anderen Gouvernements Russisch-Polens in Wilna an, aus Grodno allein im Verlauf eines Monats über 800 Flüchtlinge. Sie flüchteten nicht nur aus Furcht vor den Kriegsereignissen, dies konnten sich nur reiche Leute erlauben; die meisten wären am liebsten zu Hause geblieben, aber erstens zwangen die russischen Heeresbehörden ihre Untertanen, ihr Hab und Gut zu verlassen, und zweitens machten die Kosaken die Städte und Dörfer, wo sie einquartiert waren, unsicher und hausten dort nach Belieben. Nur wenige gab es daher, die den Mut hatten, in der Heimat zu bleiben. Man nahm mit, was man zusammenraffen konnte, und langte nach vielen Mühseligkeiten in der ‚sicheren' Großstadt Wilna an. Die Flüchtlinge bestanden meistens aus Juden, Polen und Litauern; von den echten Russen waren nur wenige darunter.

Welch große Not unter den Flüchtlingen in Wilna herrschte, läßt sich kaum beschreiben. Die reichen Flüchtlinge zehrten allmählich ihre Kapitalien auf. Noch kläglicher erging es den ärmeren Flüchtlingen, die mit spärlichen Geldmitteln in Wilna angekommen waren. Um ihnen zu helfen, bildeten sich Hilfsausschüsse ‚zur Unterstützung der Kriegsgeschädigten'. Aber die steigende Zahl der Flüchtigen aus immer neuen Gebieten machte eine ausreichende Hilfeleistung unmöglich. Die Flüchtlinge wohnten in leerstehenden Räumen, Konzertsälen und verlassenen Wohnungen, eng, mehrere Familien in einem Zimmer, auf dem Boden schlafend. Die Wohltätigkeitsanstalten arbeiteten unermüdlich. Bald waren Kinderheime geschaffen, wo die Kinder der ärmsten Flüchtlinge untergebracht wurden und Schulunterricht genossen; ferner Kinderküchen, wo sie nahrhaftes Mittagessen erhielten. Aus Mangel an Platz wurden jüdische Flüchtlinge in Bethäusern und Synagogen untergebracht.

Die Regierung kümmerte sich nicht viel um das Schicksal der Flüchtigen. Zum Scheine wurde in Petersburg ein sogenanntes Großfürstin-Tatjana-Komitee zur Unterstützung der Flüchtlinge gegründet, das den Wohltätigkeitsanstalten für die Flüchtlinge Geldmittel zuwies. Tatsächlich aber wurden die Aermsten auf Kosten der opferwilligen Bevölkerung unterhalten. Dies bewiesen die sehr oft wiederholten Opfertage, die auch in Wilna veranstaltet wurden und hohe Summen (75 000—100 000 Rubel) einbrachten. So verging fast ein Jahr; die Bevölkerung gewöhnte sich an die Flüchtlinge, diese sich an ihr Schicksal. Die Frage der Flüchtlingsfürsorge schien einigermaßen gelöst zu sein, als ein neuer Umstand hinzukam, nämlich die sogenannte Zwangsausweisung der Juden.

Die schäumenden Wogen des großen Krieges stellten fast alle Völker Europas vor harte Prüfungen. Besonders heftig entlud sich das Kriegsgewitter über dem jüdischen Ansiedlungsgebiet. Bekanntlich ist den russischen Juden das Wohnrecht nur im Ansiedlungsgebiet, also in Polen, Litauen und einem Teil Südrußlands, zuerkannt. Im übrigen Rußland wohnen nur wenige Juden, die besondere Vorrechte besitzen, wie Aerzte, Rechtsanwälte oder mit amtlichen Zeugnissen versehene Handwerker. Gerade die Städte und Städtchen in Polen und Litauen, die hauptsächlich von Juden bewohnt sind, waren der Schauplatz großer Schlachten und wurden ganz oder zum Teil zerstört. Während jedoch die nichtjüdische Bevölkerung ungehindert nach allen Gegenden des großen Rußlands übersiedeln konnte, durfte dies die Mehrzahl der Juden nicht tun. Sie mußten wohl oder übel in ihrem Ansiedlungsgebiet bleiben und durften nur innerhalb der Grenzen dieses Gebietes von einem Winkel zum andern ziehen.

Diese Juden wurden aus den im Kriegsgebiet liegenden Städten und Dörfern plötzlich auf Befehl des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch binnen ein bis zwei Tagen einfach ausgetrieben. Ein erstes Opfer dieses Befehls waren auch die Kownoer Juden. Am 14. Mai 1915 (also fast ein Jahr nach Kriegsbeginn) teilte die Kownoer Polizei den noch anwesenden ahnungslosen jüdischen Einwohnern Kownos mit, daß sie bis zum 16. Mai 12 Uhr nachts ‚aus militärischen Gründen' die Stadt zu verlassen hätten. Wer nach dieser Frist noch in der Stadt angetroffen werde, würde abgeschoben. So gab den Inhalt des Befehls die offiziöse russische Wilnaer Zeitung ‚Wilenski Westnik' wieder. Bereits am 16. liefen die ersten Züge mit Ausgewiesenen in den Bahnhof Wilna ein. Das Aussteigen in Wilna wurde jedoch den Ausgewiesenen verboten, und so konnten viele Familien erst in Neuwileisk aussteigen, um dann mit Fuhrwerk nach Wilna, dem ‚Jerusalem Litauens', zu eilen. Die Juden Wilnas feierten an diesem Tage gerade das Wochenfest, das etwa dem christlichen Pfingstfest entspricht. Als sie Kunde von dem Unglück der Kownoer Glaubensgenossen erhielten, wurde das Fest zu einem Tag der Trauer. Sofort eilten die Wilnaer Juden nach Neuwileisk, und ganze Berge von Eßwaren, die für den Feiertag hergerichtet waren, wurden dorthin gebracht. In Neuwileisk erblickten sie einen aus etwa 50 Güterwagen bestehenden Zug, der mit Menschen aller Altersklassen vollgepfropft war. Kinder weinten, suchten ihre Eltern; Mütter weinten, vermißten ihre Kinder — aber Not und Elend war überall zu sehen. Die Kownoer Polizei hatte die Juden buchstäblich zum Bahnhof getrieben. Nichts durften sie mitnehmen, Hab und Gut mußte in der Wohnung oder im Geschäft zurückbleiben, wo dann allerlei Gesindel nach Belieben hauste.

Kennzeichnend ist das Telegramm des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch an den Kommandanten von Kowno über die Ausweisung der Juden, das zwar anfangs geheimgehalten, nachher aber von einigen russischen hohen Militärs verraten wurde: „Sofort sämtliche Juden ohne Ausnahme hinaustreiben! Ueber die Ausführung des Befehls ist mir Meldung zu erstatten. General-Adjutant Nikolai.“ Geschont wurde niemand. Jüdische Kranke mußten aus den Spitälern in die Güterwagen geschafft werden. Greise von 80 und 90 Jahren aus den Altersversorgungsanstalten mußten sich zum Bahnhof schleppen. Die russischen Soldaten und Kosaken aber begleiteten die abziehenden Juden mit höhnischen Zurufen und Schlägen. Sogar die jüdischen Militärärzte und Soldaten wurden aus der Festung ausgewiesen und nach entlegneren Garnisonen versetzt. So wurde Kowno, dem Wunsche des Großfürsten-Oberbefehlshabers entsprechend, ‚judenrein‘. Ein paar Tage später wurden die Juden auch aus anderen Gegenden, z. B. auch aus Kurland und Livland, vertrieben, und zwar mit derselben Roheit wie die Kownoer.

Die Zahl der aus beinahe dem ganzen West- und Nordwestrußland ausgewiesenen Juden überstieg schon im ersten Zeitabschnitt 500 000. Dieses wurde vom jüdischen Dumaabgeordneten Friedmann auf seiner eigens zu diesem Zweck unternommenen Reise festgestellt. Bezeichnend ist, daß auch der Volksvertreter Friedmann in die judenrein gewordenen Städte nicht hineingelassen wurde, weil er Jude sei und daher für die Russen schädlich werden könne. Sehr jämmerlich war der Zustand derjenigen Juden, die aus den kleinen Ortschaften ausgewiesen wurden. Eisenbahn gab es nicht; die Betroffenen mußten sich zur bestimmten Frist Fuhrwerke verschaffen, um die Heimatorte zu säubern. Natürlich konnten nicht alle Vertriebenen in einen bestimmten erlaubten Ort kommen, und so hielten sich Tausende von Familien in den Wäldern auf, verzweifelt umherirrend. Dazu gesellten sich Hunger und kaltes Regenwetter. Die Wilnaer jüdischen Hilfsanstalten, die davon Kunde erhielten, entsandten sofort sogenannte Eiltruppen, aus ortskundigen jungen Leuten bestehend, die die Unglücklichen in den Wäldern aufsuchen sollten. Sie fanden in den Wäldern über 10 000 Juden, die vor Angst fast die Besinnung verloren hatten. Manche von den Unglücklichen erkrankten schwer und zeigten fast keine Lebenszeichen mehr. Als man ihnen zu essen und zu trinken gegeben hatte, so daß sie sich einigermaßen erholten, schaffte man sie mit großer Mühe nach den vom Petersburger jüdischen Hilfsausschuß angewiesenen Städten in Süd- und Zentralrußland. Viele sollten auch nach Wilna gebracht werden, aber die Heeres- und Zivilbehörden bereiteten ihnen große Schwierigkeiten. Nur wenige konnten in Wilna Unterkunft finden, die freilich noch immer eine beträchtliche Zahl ausmachten. Von den Vertriebenen, die wie Tiere in den Wäldern umherirren mußten, wurden die meisten auf den Landstraßen von Olkeniki, Eischischki und Troki aufgefunden, die an zahlreichen Stellen mit Pferde- und Menschenleichen besät waren.

Da unter den Flüchtlingen und Ausgewiesenen sich mit großer Schnelligkeit Seuchen verbreiteten und Wilna selbst schon als bedroht betrachtet wurde, so befahl die Behörde, die Flüchtlinge und Vertriebenen aus Wilna wegzuschaffen, also auszuweisen. Die anderen Städte aber, wo der größte Teil der Vertriebenen untergebracht wurde, waren bereits überfüllt. Außerdem waren dort die Hilfsmittel der Wohltätigkeitsanstalten erschöpft; denn die freiwilligen Spenden reichten nicht aus, um die Unmasse von Notleidenden zu verpflegen, und die von der Regierung versprochene Unterstützung, wie Geldzuschuß usw., ließ lange auf sich warten. Die Vertreter der Wilnaer jüdischen Gemeinde wollten daher eine gewisse Anzahl der Flüchtlinge und Ausgewiesenen in Wilna zurückbehalten. Eine Abordnung der reichsten und angesehensten jüdischen Bürger Wilnas besuchte zu diesem Zweck den Hauptchef des Dünaburger Militärbezirkes, den Fürsten Tumanow. Die Antwort, die er der Abordnung gab, war sehr bezeichnend, gab auch der Wilnaer Bevölkerung einen unzweideutigen Wink. Er sagte: „Warum machen Sie sich so viel Sorge um die Kownoer Juden, wo Sie doch mit Ihren Wilnaer Glaubensgenossen noch nicht in Sicherheit sind?“ Dies brachte anfänglich große Verwirrung unter die Wilnaer Bevölkerung; aber man beruhigte sich, nachdem man erfahren hatte, daß die Regierung nach den Skandalen in der Duma beschlossen habe, die Ausweisungspolitik nicht weiter zu verfolgen.

Es war also bestimmt worden, die Flüchtlinge und Vertriebenen aus Wilna auszuweisen. Die Hilfsanstalten hatten bei den Behörden erwirkt, daß den Ausgewiesenen mehrere Züge zur Verfügung gestellt wurden. Es gelang auch anfangs, ein paar Züge mit den Flüchtlingen nach den ferneren Gouvernements zu befördern. Aber bald zeigte sich die Organisationsunfähigkeit und die Mißwirtschaft der russischen Behörden abermals. Sie wußten selbst nicht, ob und wieviel freie Züge sie zur Verfügung hatten. Und tatsächlich zeigte sich, daß die für die Flüchtlinge bestimmten Züge ohne vorherige Anmeldung für das Heer und die Wegführung der militärischen Anlagen in Anspruch genommen waren. Der größte Teil der hier zurückgebliebenen Flüchtlinge und besonders der jüdischen Vertriebenen hatte also keine Möglichkeit, Wilna zu räumen. Und dennoch mußten sie es tun; denn in der halbamtlichen Wilnaer Zeitung ‚Wilenski Westnik‘ war folgender Hinweis zu lesen:

> Laut Verfügung der höheren Heeresbehörden ist den in der Stadt Wilna befindlichen ausgewiesenen Juden aus den Gouvernements

Kowno und Kurland vorgeschlagen worden. binnen zehn Tagen die Stadt zu verlassen. Wer nicht freiwillig abreist, wird nach den Gouvernements abgeschoben, die im jüdischen Ansiedlungsgebiet und zugleich außerhalb des Kriegsschauplatzes liegen.

Die Polizei tat das ihrige. Sie machte ein genaues Verzeichnis der Vertriebenen und befahl jeder Familie besonders, die Stadt zu verlassen. Die Unglücklichen eilten bestürzt zum Bahnhof; dort aber gab es keine freien Züge, und sie mußten zurück in die Stadt, wo die Polizei sie wieder zu verjagen begann. Um den großen Mißverständnissen und Wirren ein Ende zu machen, erließ der Polizeimeister folgenden merkwürdigen Befehl an die Polizei:

> Infolge des unaufhörlichen großen Andranges von Flüchtlingen auf dem Bahnhof und des Mangels an freien Eisenbahnzügen, die für Heereszwecke in Anspruch genommen sind, befehle ich den Bezirkskommissaren, Maßnahmen zu ergreifen, damit die Flüchtlinge nicht zum Bahnhof gehen, sondern sich zu Fuß nach den Bestimmungsorten begeben.

Die Lage der Unglücklichen, die krank und abgespannt nach den Bestimmungsorten, wie z. B. Homel, Mohilew, Poltawa, zu Fuß gehen sollten, kann man sich leicht vorstellen.

Wilna wird von den Behörden aufgegeben

Obwohl die russischen Heeresbehörden versprochen hatten, der Wilnaer Bevölkerung durch eine Bekanntmachung das Herannahen der Deutschen mitzuteilen, hielten sie ihr Versprechen nicht. Die Bevölkerung hatte sich an den unruhigen Zustand der Stadt so gewöhnt, daß sie in den letzten Tagen weniger an den Einzug der Deutschen dachte. Auch die Behörden begannen an die Sicherheit Wilnas vor dem Feinde zu glauben. Dies bewies der Umstand, daß die nach Moskau übergeführte Wilnaer Postdirektion teilweise nach Wilna zurückkehrte, ohne daß sie jedoch zu arbeiten begann. Die Bahnhofspostabteilung freilich war in Betrieb gesetzt worden, nahm aber nur einfache Briefe und Telegramme an. Auch die Polizei, die seit einigen Tagen wie verschwunden war, zeigte sich wieder ab und zu auf den Straßen und spähte nach einem bescheidenen Verdienste aus. Die nach der nächsten Kreisstadt Wileika verlegten Kanzleien der Polizeibezirke wurden nach Wilna zurückgebracht, und die unterbrochene Anmeldung der Einwohner in den betreffenden Polizeibezirken wurde wiederaufgenommen. Auch das amtliche Städtische Auskunftsbureau nahm seine Tätigkeit auf, und der Polizeimeister schrieb durch einen Polizeibefehl den Bezirkskommissaren vor, „sofort an das Adressenbureau sämtliche in den Polizeibezirken befindlichen Anmeldelisten zu befördern und sie in Zukunft laut bestehender Verordnung weiterzugeben“. Außerdem kündigten die Wilnaer Zeitungen an, daß „in den nächsten Tagen der Etappen-Kommandant und der Städtische Heeresausschuß nach Wilna zurückkehre“, da eine Einberufung Wehrpflichtiger bevorstehe, worüber in den Septembertagen eine kaiserliche Verfügung zu erwarten sei.

Da wurden eines Tages ganz plötzlich und unerwartet in Wilna Gerüchte über einen Durchbruch der Deutschen durch die russische Front verbreitet. Zuerst wurde dies Wort geheimnisvoll von Mund zu Mund nur in den Heereskreisen weitergegeben; nachher aber erfuhr, wie immer, auch die Bevölkerung, daß irgendwo die Deutschen die russische Front durchbrochen hätten und die Stadt umringten. Das Häuflein Postbeamter war bald wieder verschwunden; die Bücher und Anmeldelisten in den Polizeibezirken wurden wieder verpackt und eiligst weggeschafft (die Polizei selbst mußte bis zum letzten Augenblick hier bleiben), und der Etappen-Kommandant nebst dem Städtischen Heeresausschuß konnten ihr Versprechen, nach Wilna zurückzukehren, nicht halten, mußten also wohl oder übel von der geplanten Einberufung für „längere Zeit“ Abstand nehmen.

Nun wurde beschlossen, zu retten, was nur möglich war. Wo die Rettung unmöglich erschien, beauftragte man eine militärische „Brandstifter-Abteilung“, in Tätigkeit zu treten. Die Stadt sah aus wie vor einem Gewitter. Die Eisenbahnzüge hörten auf zu verkehren; nur selten ging noch ein Zug in der Richtung Lida ab. Die Waren von auswärts, die am Wilnaer Packhaus lagerten, wurden weiterversandt. Der Bahnhof wurde allmählich geräumt, die Einrichtung weggeführt. Mit der Erlaubnis des Gouverneurs und des Polizeimeisters wurde eine städtische Miliz gegründet, worin viele Einwohner Wilnas das erste Zeichen des russischen Abzuges erblickten. Jedoch hatte die Miliz erst am 18. September in Tätigkeit zu treten, da die Polizei in der Stadt bis zum eigentlichen Abzug der russischen Truppen blieb. Nur einige, wenn auch nicht rein polizeiliche Dienste hatte die Miliz der Bevölkerung bereits zu leisten. So rief sie eine sogenannte „Bürgerliche Post“ zur Beförderung des Briefverkehrs innerhalb der Stadt ins Leben, und der Polizeimeister hatte seinen Unterstellten befohlen, den Milizleuten in dieser Hinsicht keine Hindernisse zu bereiten. Zeitungen trafen zu dieser Zeit in Wilna nicht mehr ein; die Wilnaer Zeitungen aber enthielten keine Generalstabsberichte und überhaupt keine Telegramme mehr. So wußte die Bevölkerung nicht, wie es mit den Kriegsereignissen stand, und was im übrigen Rußland vorging. Nur durch die von der Front ankommenden Offiziere konnte man etwas Näheres über die Lage auf dem Kriegsschauplatz und über das weitere Schicksal Wilnas erfahren. Die Zivilbehörden wie der Gouverneur und die Polizei trafen Anstalten zur Abreise.

Zugleich mit den Zivilbehörden trafen auch die Heeresbehörden ihre Vorbereitungen zum Abzug. Am 15. September erschien an allen Straßenecken eine „ausführliche Anweisung

über die Regelung der Bewegung von Truppenteilen, Trains und bürgerlichen Fuhrwerken auf den Straßen und Brücken der Stadt Wilna". Einige Punkte dieser langen Vorschrift seien hier wiedergegeben:

Der Kriegsverhältnisse halber muß jedermann der Bewegung der militärischen Trains den Vorzug geben. Bei verstärktem Durchmarsch von Kolonnen und Trains müssen die bürgerlichen Fuhrwerke nach den Seitenstraßen gelenkt werden, damit von diesen Fuhrwerken die unten angezeigten Wege frei werden. Zuwiderhandelnde werden zur Rechenschaft gezogen werden. Für den Marsch der Truppenteile werden folgende Wege bestimmt:

a) Zum Marsch in der Richtung Wileika-Wilkomir durch die Straßen: Ostrabrama-, Deutsche, Wilnaer Straße, Grüne Brücke und Wilkomirstraße. b) Zum Rückmarsch Wilkomir-Wileika: Orlowkastraße, Brücke Nr. 8, Lukischkistraße, Alt-Chersoner Straße, Wallstraße, Ostrabrama - Unterführung und Astrachanstraße. c) Richtung Oschmjana-Werki: Rossa-, Bakschta-, Große-, Antokolstraße und Brücke 4, Petrosawedska-, Usmail- und Kalvarjenstraße. d) Richtung Wilkomir-Lida: Granitschna-, Snamenska-, Georg-, Kasanskastraße, Steingasse, Alexander-Boulevard und Radunstraße. e) Richtung Grodno-Swenzjany: General-Gouverneur-Straße, Semjonewska- und Antokolstraße. f) Richtung Kownoer Landstraße Seidze-Wilna: Brücke Seidze 5, Sakretstraße, Alexander-Boulevard. g) Richtung Wilna-Neuwileisk: Grüne Brücke, Ufer-, Antokolstraße, Kathedralplatz, Botanische-, St. Annenstraße. Saschetsche-Brücke und Polozker Landstraße.

Auf allen genannten Straßen ist verboten: a) Halten und Ansammlungen der Droschkenkutscher; hierzu hat die Polizei dafür zu sorgen, daß sofort neue Haltestellen den Droschkenkutschern zugewiesen und mit besonderen Kennzeichen versehen werden. b) Das Haltmachen der bürgerlichen Fuhrwerke, zu welchem Zweck dies auch sein mag. c) Das Verladen und Ausladen von Sachen und Waren; all dies muß im Hofe geschehen. d) Der Straßenhandel. e) Menschenansammlungen und überhaupt alles, was zur Störung der Bewegung auf den Straßen führen könnte.

Die übrigen Punkte enthalten die Vorschriften für die Stadtverwaltung und die Polizei in bezug auf die Ausführung dieser Vorschriften.

Am selbigen Tage verließen Wilna die noch anwesenden und bis zu diesem Tag arbeitenden Telegraphenbeamten sowie die Beamten der Eisenbahnhaltestelle Wilna mit dem Stationsvorstand an der Spitze. Die noch zurückgebliebenen Eisenbahnwagen wurden den Heeresbehörden zur Verwundetenbeförderung zur Verfügung gestellt.

Der „strategische Rückzug"

Der Abzug der russischen Truppen aus Wilna erfolgte in der Nacht vom 17. zum 18. September 1915. Wie bereits früher erwähnt worden ist, hatte die Bevölkerung am 17., also am Tage vor dem Einzug der Deutschen, noch keineswegs erwartet, daß schon am kommenden Morgen der Russenherrschaft in Wilna ein Ende gemacht werde. Gerade an diesem Tage, einem Freitag, standen sämtliche Schutzleute auf ihren Posten und ließen sich nichts von dem bevorstehenden raschen Abschied anmerken. Ihre Menschenjagdwut hatte allerdings bedeutend nachgelassen, und mancher junge Mann, der sich auf die Straße wagte, kehrte auch glücklich nach Hause zurück. Der größte Teil der jungen Leute lag jedoch auch an diesem Tage in den Mansarden und Kellern, um sich der Verschleppung zu entziehen.

In der Abenddämmerung sah man in der Ferne Rauch aufsteigen. Es verbreitete sich sofort das Gerücht, daß die Russen die militärischen Bauten an den Ausläufern der Vorstädte in Brand steckten, und die Bewohner Wilnas begannen zu ahnen, daß für die Stadt wichtige Ereignisse zu erwarten seien. In der Tat hatten die Russen an jenem Tage viel Brennstoff (Stroh und Petroleum) in der Vorstadt Snipischki und nahe den Bahnanlagen angehäuft, um vor dem Abzug die genannten Stellen in Brand zu stecken. Ihr Vorhaben wurde dadurch vereitelt, daß gerade am Abend des 17. Septembers ein großer Regen niederging, der die bereits angelegten kleinen Brände sofort löschte. So wurde den Einwohnern der Vorstädte wenigstens dieser Schrecken erspart. Als es am Freitagabend dunkel wurde, verschwand allmählich die Polizei von ihren Posten; nur ab und zu sah man einen Soldaten oder Offizier über die Straße gehen. Zivilleute waren auf der Straße nicht zu sehen; denn neben der unheimlichen Stimmung, die sich plötzlich der Wilnaer Bewohner bemächtigt hatte, beeinträchtigte der strömende Regen den Straßenverkehr. Nur gegen 9 Uhr abends huschten ab und zu einige Leute durch die finsteren Straßen der Stadt: Juden waren es, die aus den Synagogen nach Hause eilten; denn gerade an diesem Abend begann der größte jüdische Feiertag, das Versöhnungsfest (Jem-Kippur).

So gingen die Bürger Wilnas in gedrückter Stimmung zu Bett, und niemandem kam der Gedanke, daß die Stadt schon morgen deutsch sein werde. Daß es so leicht und so schnell vor sich gehen könne, hatte niemand erwartet. Man malte sich vielmehr die bevorstehenden Straßenkämpfe aus und bedauerte bereits die vielen Menschenopfer, die auch die Einwohnerschaft werde bringen müssen. Jede Familie suchte sich einen Keller oder irgendeinen anderen tiefliegenden Raum aus, um sich dort im geeigneten Augenblick vor den einschlagenden Granaten zu schützen; die Einwohner der Vorstädte, besonders von Snipischki und Neustadt, hatten bereits Wohnungen im Inneren der Stadt gemietet, da ihrer Meinung nach sich die schrecklichsten Kämpfe gerade in diesen Vorstädten abspielen würden.

Aber es kam anders. Ungefähr um 2 Uhr in der Nacht auf den 18. September wurden die Bewohner Wilnas durch furchtbare, rasch aufeinander folgende Sprengschläge aus dem Schlafe geweckt. Die Leute sprangen aus den Betten und

eilten zuerst zum Fenster, dann auf den Hof, die Straße oder an die Haustür, denn weiter wagte sich niemand. Ein Grauen bemächtigte sich aller. Bald verbreitete sich das Gerücht, daß diese Sprengschläge keine Beschießung der Stadt bedeuteten, sondern daß die Russen die Brücken und Bahnanlagen in die Luft sprengten. Die Schläge waren fast aus allen Stadtrichtungen vernehmbar. Was eigentlich in die Luft gesprengt wurde, darüber war sich die aus dem Schlaf aufgescheuchte Einwohnerschaft nicht einig. Die Straßen, in denen sich militärische Einrichtungen befanden, füllten sich bald mit Menschen. Die ärmeren Bewohner eilten sofort nach den militärischen Brotbäckereien und holten sich dort ganze Vorräte von gebackenem Brot, Mehl, sogar Teig, denn dort war alles herrenlos. Aus dem Bahnhofsgebäude, aus den Polizeibezirkswachen holten sich die armen Teufel die zurückgelassenen alten Stühle, Bänke, Tische usw. Und ein jeder eilte schnell mit dem teuren Fund nach Hause. Es wurde jedermann klar, daß die Stunde jetzt geschlagen habe, daß die Russen wirklich die Stadt verließen und der Abzug begann. Draußen war es stockfinster. Die Einwohner traten wieder in den Hof, und nur durch die Torspalten sahen sie dem merkwürdigen Schauspiel zu; denn sich auf der Straße aufhalten hieß das Leben einer Gefahr aussetzen.

Nach der bekanntgegebenen Vorschrift traten die russischen Truppen den Rückzug aus Wilna an. Doch die einzelnen Truppenteile marschierten eilig nach allen Richtungen, ohne sich über den Weg viel zu unterrichten. Sie stießen aufeinander, schimpften und trotz der vielen Fackeln, mit denen die Soldaten ausgerüstet waren, konnten sie den wichtigsten Rückzugsweg, nach Neuwileisk, nicht finden. Es war ein Mischmasch von Verpflegungskolonnen, Rotekreuzwagen, Munitionswagen usw. Das alles bewegte sich so dicht nebeneinander, daß der ganze Zug auf einmal stocken mußte, und die Verwirrung der Truppenteile wurde noch dadurch gesteigert, daß fast jeden Augenblick ein berittener Kosak herbeieilte und zur Beschleunigung des Abzuges mahnte: „Schneller, die Deutschen sind nahe!“ Der Andrang der abziehenden Truppen an der Grünen Brücke war besonders kennzeichnend. Alles stockte auf einmal, niemand wußte genau, wo denn der Weg nach Neuwileisk führe. So mußten einige Soldaten einen Bewohner nahe der Brücke aus dem Schlafe wecken und ihm befehlen, diesen Weg zu zeigen. Sie ließen ihn nicht laufen, bevor er sie bis zur Saschetsche-Brücke begleitet hatte. Die Rückzugsbewegung war fast auf allen Straßen bemerkbar, auf der Pohulankastraße, der Neugrodeker Straße, dem Alexander-Boulevard, der Kiewer Straße und im Innern der Stadt. Die abziehenden Truppen und Kolonnen bewegten sich in vier Richtungen: nach Neuwileisk, nach der Lidaer Landstraße, Oschmjanaer Landstraße und nach der Kreisstadt Wileika. Der größte Teil der Truppen zog in Richtung Neuwileisk; der Andrang war daher besonders stark auf der Bakschtastraße, Augustinerstraße, Bernhardinerstraße und in Saschetsche.

Gegen 5 Uhr morgens wagten einige, weniger furchtsame Bewohner, auf den Fußsteig neben dem Haustor zu treten. An den Straßenecken versahen die Milizleute zum ersten Male ihren Polizeidienst. Da vergewisserten sich alle, daß der schrecklichste der Schrecken, die russische Polizei, verschwunden war. Die jungen Männer krochen aus ihren Löchern und eilten auf die Straße, um noch etwas vom russischen Abzug zu sehen und hauptsächlich dem Einzug der ersten deutschen Vorposten beizuwohnen.

Obwohl die wachsamen Einwohner einander erzählten, daß vor der Grünen Brücke schon deutsche Vorposten ständen, sah man noch im Innern der Stadt sowie auf Saschetsche abziehende russische Truppen, hauptsächlich Wagenkolonnen, die Mannschaften abgespannt, mit hoffnungslosem Blick, ohne Kommando, Vorgesetzte umherirrend. Einzelne Soldaten liefen durch die Straßen: der eine führte eine Kuh an der Leine, wußte nicht, was er mit ihr beginnen sollte, und verkaufte sie endlich einem Metzger für zwei Rubel; der andere klopfte an ein Haustor und flehte um Zuflucht, um sich nachher den Deutschen zu ergeben. Manche Soldaten versteckten sich in Teehallen, um dort den Einzug der Deutschen abzuwarten und in die langersehnte Gefangenschaft zu geraten. Oft suchte sie ein Offizier auf und ermahnte sie mit freundlichen Worten, sich zu beeilen: „Nun, Kinder, ihr habt genug Tee getrunken, jetzt marsch!“

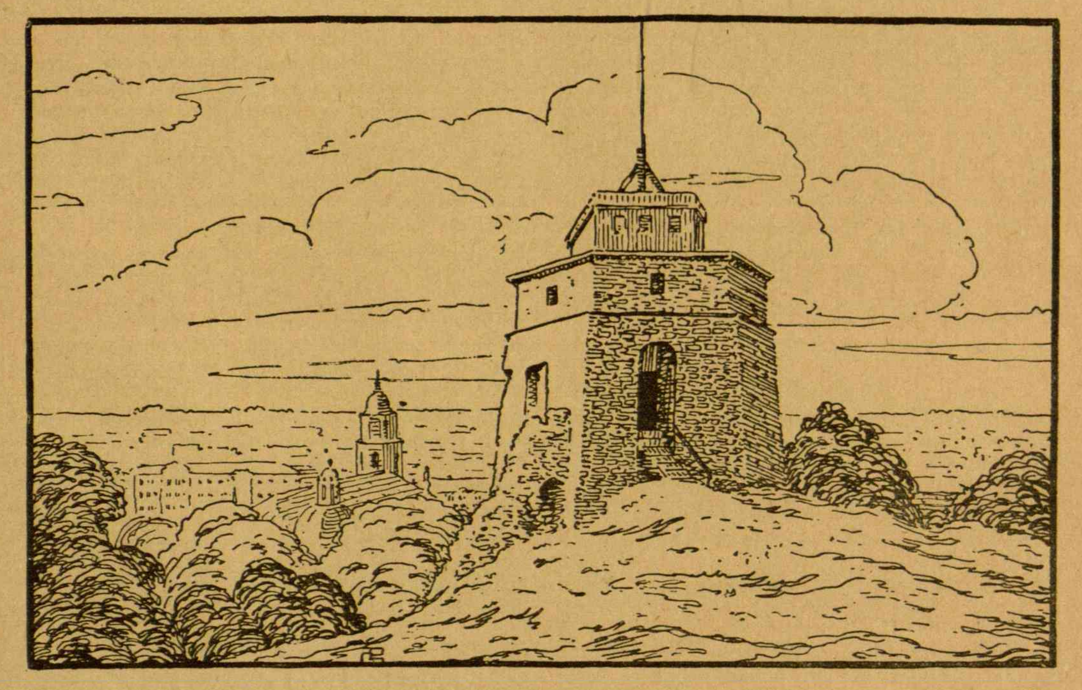
Die Befürchtung, daß Wilna nach dem Beispiel anderer Städte vor dem Rückzug der Russen durch Kosaken oder Soldaten geplündert werden würde, war diesmal nicht ganz begründet. Schuld daran ist wahrscheinlich die kurzbemessene Zeit, die die Russen für den Abzug hatten. Doch brachten es die Kosaken noch fertig, in dieser Nacht zwei Uhrengeschäfte in der Trakener und Pohulanka-Straße aufzubrechen und die Waren zu rauben; auch haben noch andere ‚belanglose‘ Plünderungen stattgefunden, aber den erwarteten großen Umfang nahmen sie nicht an.

Gegen 8 Uhr morgens verbreitete sich blitzschnell in der Stadt die Nachricht, daß die Deutschen schon in die Stadt einmarschierten. Erst um diese Zeit zogen, als die letzten, die Kosaken ab. Ein unvergeßliches Bild bot in diesem Augenblick die Große Straße. Da trabte ein Kosak wild durch die Straße, die Nagaika in der Hand, und begegnete plötzlich vor der russischen Kathedralkirche einer Sotnie (Hundert) Kosaken, die von der Ostrabrama-Straße her in die Stadt ritten. Der Kosak schrie die Sotnie wild an: „Wohin reitet ihr denn? Zurück! Die Deutschen sind in der Stadt!“ Wie betroffen machten die Kosaken kehrt

und trabten mit Ungestüm davon. Um diese Zeit wurde die Stadt durch einen furchtbaren Sprengschlag, den letzten, erschüttert: die Russen hatten in diesem Augenblick noch die große Brücke über den Eisenbahngeleisen, die nach der Radunstraße führt, in die Luft gesprengt.

Der Deutschen Ankunft

Unterdessen zog das deutsche Heer in die Stadt ein. Zuerst begab sich ein deutscher Offizier in Begleitung von sechs Soldaten mit geladenen Gewehren nach der Stadtverwaltung. Diese ersten deutschen Soldaten führten schon elf russische Gefangene mit. Der Offizier trat in das Magistratsgebäude ein, während die Soldaten an der Tür Wache hielten. Nach ungefähr 15 Minuten ritt ein Kavallerieposten zum Magistrat, bestehend aus einigen Offizieren und mehreren Soldaten. Auch diese Offiziere betraten das Magistratsgebäude. Unterdessen hatten sich vor dem Magistrat einige Hundert Menschen versammelt, um die seltsamen Krieger in den Helmen zum ersten Male zu sehen und sich auch persönlich zu vergewissern, daß die Deutschen wirklich in Wilna waren. Zuerst schauten die friedlichen Einwohner den ‚Feind' ein wenig furchtsam an; als sie aber das gutmütige Gesicht des deutschen Soldaten mit dem freundlichen Lächeln und den blauen Augen erblickten und sich der grausamen Gesichtszüge der hier früher hausenden Kosaken erinnerten, brach die ganze Menge in lauten Jubel aus, und ein freudiges Hurrarufen erscholl durch die Straße. Dann rückten die Totenkopfhusaren durch die Stadt und begaben sich nach der Polozker Landstraße, d. h. nach Neuwileisk. Gleichzeitig zogen durch die Pohulanka-, Georg-, Poltawastraße u. a. deutsche Fußtruppen und leichte Artillerie ein. Die Bewegung in der Stadt wurde immer lebhafter, und gegen Mittag waren die Straßen von der Bevölkerung so überfüllt, wie man es in Wilna seit langem nicht gesehen hatte. Aus den Haustoren und anderen Verstecken traten russische Soldaten hervor und ergaben sich. Allmählich wurden die Speiseläden und Teehäuser geöffnet, wo die deutschen Krieger nach dem langen, mühevollen Marsche Erholung fanden. Wie erstaunt waren die Laden- und Wirtschaftsbesitzer, als die deutschen Soldaten, dem russischen Märchen zuwider, für alles gut bezahlten und noch dazu für den russischen Begriff erstaunlich höflich waren! Gegen Abend waren schon alle Kaffeehäuser sowie sämtliche Kinotheater geöffnet, die mit deutschen Kriegern und Wilnaer Bürgern überfüllt waren. Die Stadt atmete auf; ein Gefühl der Befreiung vom schwer lastenden russischen Joche hatte sich eines jeden bemächtigt.



Zur Einnahme Wilnas

Von Dr. J. Partsch, o. Professor der Geographie an der Universität Leipzig

Der Lauf der Wilja fällt im Kartenbilde auf durch wiederholtes rechtwinkliges Umspringen in ihrer Richtung. Dort, wo sie aus südöstlichem Zuge nach Nordwest sich wendet, um den litauischen Landrücken zu durchschneiden, liegt, wenig westlich von dem für die Trennung der Wegrichtungen mit den heutigen Eisenbahnen bedeutsamen Knie des Flusses, der See von Troki. Auf einer Insel in ihm lag Gedimins Fürstenburg. Es entsprach dem Drang weitausgreifender Politik, wenn er seine Residenz aus dieser wehrhaften Zurückgezogenheit vier Wegstunden weiter aufwärts auf eine den Wiljaspiegel um 50 m überragende Höhe verlegte, die der von Süden kommende gewundene Nebenfluß Wileika gegen Osten, teilweise auch gegen Süden deckte. Daß jenseits dieses Flusses der Dreikreuzeberg, auf dem der gewaltige Fürst sein Grab fand, den Burghügel erheblich überragte, wollte für die Waffenwirkung jener Zeit nichts besagen. Westlich und südlich des Schloßberges entwickelte sich mit radialem Straßennetz Litauens Hauptstadt. Von ihr strahlten, während die Verzweigung der Wege nach Polen und Preußen auch weiterhin bei Troki sich vollzog, die Straßen nach Riga, Nowgorod, Weiß-Rußland (Smolensk), Klein-Rußland (Kiew), Schwarz-Rußland (Slonim), Rot-Rußland (Halitsch, Przemysl) aus. Hatte bei der weiten Ausdehnung der Macht Gedimins und seiner Söhne Wilna innerhalb ihres litauisch-russischen Gesamtreichs eine exzentrisch nach Nordwesten vorgerückte Lage, so ward es nach dem Zusammenschluß Litauens mit Polen für dieses allmählich der Kern einer östlichen Grenzmark. 1657 fiel es zum ersten Male, 1794 endgültig in Rußlands Hand und hat seit der Entwicklung der Hauptlinien des neueren Schnellverkehrs für das Wirtschaftsleben wie für die Landesverteidigung des Reiches eine ungemeine Bedeutung gewonnen. Wilna ist in dem weiten Raume Königsberg—Riga—Petersburg—Moskau—Kiew—Lemberg—Warschau die einzige Großstadt von nahezu 200 000 (1912: 188 300) Einwohnern, der wichtigste Eisenbahnknoten, der Kreuzungspunkt der Bahnlinien Petersburg—Warschau und Moskau—Libau. Vermochte es mit seinen Bahnverbindungen nach Kowno und Grodno den nächsten Rückhalt der Njemen-Linie zu bilden, ihren Festungen jegliche Kraftquellen unmittelbar zuzuführen, so war für die Landesverteidigung von unschätzbarem Wert die südwärts 500 km weit durch die Rokitnosümpfe bis Rowno, dem Hauptpunkt des wolhynischen Festungsdreiecks, fortgeführte Bahnlinie. Sie stellte die durch das große Sumpfgebiet von der Natur unterbrochene Verbindung der Landesverteidigung Nord- und Südrußlands her und befähigte Wilna, von den Schnittpunkten der aus dem Innern des Reiches zur Westfront strebenden Linien, von Lida (Linie Bologoje—Wolkowysk), Baranowitschi (Moskau — Minsk — Brest), Luninjetz (Moskau—Pinsk—Brest) aus, jedem Punkte des polnischen Festungsvierecks Truppen und Vorräte zu senden. Schon deshalb war Wilna ein Hauptoperationsziel der deutschen Heere. Es galt hier, mit einem Griffe die Verbindung der Fäden des feindlichen Schnellverkehrsnetzes zu lähmen. Aber vielleicht noch wichtiger war das positive Ziel, der deutschen endgültigen Front in Feindesland Kraft und Zusammenhalt zu geben in einer die erstrebte Verkürzung der Ostfront wirklich erst zum rechten Leben erhebenden Bahnlinie. Auch wenn es nicht sofort gelang, die Endpunkte Dünaburg und Rowno zu bewältigen, war schon das Mittelstück Wilna—Baranowitschi unschätzbar wertvoll als Rückhalt und Hauptschlagader einer etwas weiter ostwärts vorgeschobenen deutschen Front.

Darin lag die ungeheure Bedeutung des Operationsziels Wilna für die deutsche Heeresleitung, die, unbekümmert um das Geschwätz, ob Petersburg oder Moskau das wahrscheinliche Ziel der Offensive der Mittelmächte sei, nüchtern das Erreichbare ins Auge faßte und mit bewundernswerter Voraussicht die zweckdienlichen Wege dazu einschlug, immer dessen eingedenk, daß der Kampf auf mehreren Fronten zugleich deren wechselseitige Unterstützung mittels des herrlichen Eisenbahnnetzes der Heimat verlange und ihre übermäßige Entfernung voneinander widerrate. Auch ein allgemeinerer Gesichtspunkt konnte für diese Entscheidung ins Gewicht fallen, die Armut Weiß-Rußlands, das schon die Karte der Bevölkerungsdichte als ein Scheidegebiet herabgesetzter Lebenskraft und Lebensfülle zwischen Polen und dem Moskauer Kulturgebiet erkennen läßt. War schon in Polen die Sorge für die Unterkunft und Verpflegung der Heere schwierig, so bestand keine Lockung, sie ins Ungemessene gesteigert zu sehen zwischen den ausgedehnten Wäldern und Sümpfen, den dünn gesäten ärmlichen Siedelungen, in einem Bereiche, den überdies Anmarsch und Rückzug feindlicher Heere nicht nur ausgesogen, sondern der Rückzug planmäßig verwüstet hatte. Auch diese Tatsachen steigerten Wilnas Bedeutung.

Fünf Armeen setzten sich im August 1915 aus Polen und Preußen gegen das Innere Rußlands in Bewegung. Die südlichste v. Mackensens war auf ihrem trotz zähen russischen Widerstandes ungehemmten Siegeslaufe bis zum Bug-Uebergang in und um Brest-Litowsk zu beobachten. Sie drang, nicht ohne weitere Kämpfe, in das große Sumpfgebiet ein und fand nach Ueberschreiten der nie-

drigsten Stelle der Hauptwasserscheide des Festlands (149 m) das Endziel ihres Vorgehens im Dnjepr-Gebiete mit der Einnahme von Pinsk (17. 9.) zwischen Pripet und Jasiolda. Auf die nördlicheren Vorgänge vermochte sie keine Einwirkung zu üben, zumal ihr Hauptkern bald eine andere Bestimmung in Serbien erhielt. Engere Fühlung mit dem nördlicheren Nachbarheere hielt die Armee des Feldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern, der auch die Truppen des Generalobersten v. Woyrsch angegliedert worden waren. Sie bewegte sich nach Warschaus Einnahme längs der Wasserscheide zwischen Wjeprz und Narew ostwärts, überschritt nach Einnahme der Bahnknoten Sjedletz und Lukow den Bug bei und oberhalb Drogitschyn und hatte dann im Quellgebiet des Narew den Bjalowjescher Urwald (1000 qkm) zu durchziehen, ehe sie unter beharrlichen Kämpfen nach Ueberwindung der Njemenzuflüsse Zelwjanka und Tschara am 25. 9. ihr Ziel um den Bahnknoten Baranowitschi erreichte. Die schon unter Feldmarschall Hindenburgs Befehlsbereich fallenden Armeen v. Gallwitz und v. Scholtz waren nach Bewältigung der Narewfestungen und siegreichem Bestehen harter Kämpfe zwischen Narew und Bug ostwärts vorgedrungen, v. Gallwitz auf Bjelsk und den rührigen Industrieplatz Bjelostok, v. Scholtz auf Grodno, das seine Truppen zu bezwingen hatten. Wie dieser östlich von Grodno, stieß auch v. Gallwitz bei den Uebergängen über Zelwjanka und Tschara auf harten Widerstand. Während sein rechter Flügel im Hügelland von Nowogrodek (324 m), südlich vom oberen Njemen, nahe seinem Quellengebiet Fuß faßte, wirkten die Armeen beider Artilleriegenerale gegen den 20. 9. jenseits des Njemen und der Eisenbahn Wilna—Lida zusammen zur Bildung der Hauptfront des die Russen zurückdrängenden Heeres. Am 18. 9. war Wilna gefallen, weil die Russen die kräftig begonnene Verteidigung der die Stadt umfangenden starken Feldbefestigungen aufgaben unter dem drohenden Eindruck einer weit ausholenden Umfassungsbewegung des nördlichsten in diesem Raume wirksamen Heeres: der Armee v. Eichhorn. Sie war in gewaltigen Märschen jenseits der Wilja nordostwärts gezogen, dann parallel ihrer nächst höheren Laufstrecke nach Südosten. Die überraschende Meldung, daß sie etwa 100 km südöstlich von Wilna das oberste Wiljaknie und die Bahn Wilna—Minsk bei Smorgon und Molodetschno erreicht habe, war entscheidend für die schnelle Räumung Wilnas und für die in ganz Europa Freund und Feind tief erregende Erwartung, der russischen Hauptarmee stehe eine volle Umklammerung, ein Sedan größten Maßstabes, bevor. Tatsächlich erfuhr man allmählich, daß zunächst nur große deutsche Kavalleriemassen so weit vorgedrungen waren. Die nun von der starken russischen Macht nach Nordost und Ost angesetzten Durchbruchsversuche stießen allerdings bei Michalischki und bei Smorgon schon auf nicht zu brechenden Widerstand aller Waffen, aber den Abzug südostwärts nach Minsk konnte einer Armee von 2—300 000 Mann niemand verlegen. Darüber hat die deutsche Heeresleitung sich gewiß nie einer Täuschung hingegeben, wenn auch der Gedanke, einem zu beschleunigtem Rückzuge genötigten Feinde möglichst Abbruch zu tun, ihr nie aus den Augen schwinden konnte.

Natürlich wird man nicht annehmen dürfen, daß der Wunsch, den eigenen Truppen die Einnahme Wilnas zu erleichtern, der Hauptbeweggrund des Gewaltmarsches der Armee Eichhorn gewesen sei. Auch die Deutung, es sei hauptsächlich auf die Trennung der feindlichen Heere in zwei der Fühlung beraubte Flügel angekommen, trifft nicht den Kern der Sache. Auf eine Scheidung der feindlichen Streitkräfte führte bei ihrem fortgesetzten Rückzug die Divergenz der Straßen nach Petersburg und nach Moskau von selbst hin. Die vorschauende Strategie hat vielmehr hier ein sehr klares Ziel im Auge gehabt: die möglichst günstige Wahl und schnelle Erfassung einer verteidigungsfähigen Stellung für den Stillstand der eigenen Offensive. Den einzigen Anhalt dafür bot in den weiten Räumen des russischen Tieflands das Wassernetz in den dichten Schwärmen ansehnlicher, die Bewegung großer Heeresmassen erschwerender Seen. Die bestimmte Begrenzung der Seenplatte des litauischen Landrückens auf 60 bis 70 km Breite, wie sie zwischen der Swjenta und der nördlich von Wilna durch die Seimjana gegebenen Fortsetzung einer Strecke des Wilja-Tales besteht, endet schon westlich von der Mittagslinie von Dünaburg, und an die Hochfläche des ihm als natürliche Wehr verliehenen südlichen Seenkranzes schließt sich südostwärts zwischen der zur Düna strebenden Disna und dem Knie der oberen Wilja fest eine Höhenschwelle mit großen Seen an, die das große deutsche Stromwerk schon in seine ‚Hochfläche von Hochlitauen' einbegreift. Vielleicht ist es gestattet, sie als Hochfläche des Narotsch-Sees zu bezeichnen. Denn das ist der größte von kleineren Trabanten umschwärmte Vertreter der Seengruppe nördlich der Kreisstadt Smorgon (30 000 Einwohner). Mit überraschender, jedem Widerstand zuvorkommender Schnelligkeit bemächtigte sich die Armee Eichhorn, zunächst die voraneilende Reiterei, dieser Seenlandschaft. Die von ihr ausgehende Miasdzolka und die vom größten See der Dünaburger Seen-Girlande gespeiste Dryswjata treffen in der Gegend von Kosjany zusammen im Bett der Disna und stellen die Verbindung beider Seengruppen um so vollkommener her, da östlich von der Dryswjata noch der ansehnliche Boginskoi-See deren Zusammengehörigkeit ebenso bestimmt andeutet, wie die in beiden herrschende nordwestliche Längsrichtung. In der Sehne der Luftlinie mißt diese in einem sanften Bogen ostwärts vortretende, mit sumpfigen Wiesengründen durchflochtene Seenfront 100 km vom Dryswjata-See bis zum Wischnewer-See, der unterhalb Smorgon nur 10 km von der Wilja entfernt bleibt.

Kaiserbesuche in Wilna

Von Ldst. Fritz Bergemann

Zu den Hohenzollern hat Wilna schon früher wiederholt Beziehung gehabt. Hier weilte im Jahre 1533 der Herzog Albrecht von Preußen, der acht Jahre zuvor vom katholischen Glauben zur protestantischen Lehre übergetreten war und damals zugleich die Umwandlung des Ordensstaates Preußen in ein weltliches Herzogtum vom Polenkönig Sigismund, seinem eigenen Oheim, erwirkt hatte; dem Herzog wird nachgerühmt, daß er sich besonders seiner Glaubensgenossen in Wilna aufs wärmste angenommen, ihnen evangelische Pfarrer zugeschickt und an der Universität seiner Hauptstadt Königsberg sechs Stipendien für litauische Studierende gestiftet habe. Sein Unterstützungswerk für Wilna hat zwei Jahrhunderte später der Hohenzoller auf preußischem Königsthron, Friedrich Wilhelm III., wiederaufnehmen können: als 1739 die Kirche der deutsch-evangelischen Gemeinde niedergebrannt war und der katholische Einfluß am Hofe Augusts III., des damaligen Polenkönigs, den Wiederaufbau der Kirche zu verhindern suchte, da war es die Fürsprache Friedrich Wilhelms, dem die evangelischen Deutschen in Wilna die Wiederherstellung ihres Gotteshauses zu danken hatten. Auch dieser Hohenzoller hat Wilna einen persönlichen Besuch abgestattet, freilich nicht als König von Preußen, sondern unter dem Decknamen eines Grafen von Ruppin, als welcher er im Mai 1818 mit seinem ältesten Sohn und großem Gefolge in dieser Stadt eintraf. Nicht hundert Jahre vergingen seitdem, und wiederum hatte Wilna Hohenzollernbesuch in seinen Mauern. Aber unter welch veränderten Umständen! Der am 12. Dezember 1915 hier einzog, kam nicht unter dem Decknamen einer Zivilperson, auch nicht als Gast im russischen Reiche, sondern als oberster Kriegsherr seiner siegreichen Truppen, die Wilna erobert hatten.

Ein knappes Vierteljahr war seit der Einnahme Wilnas vergangen, und schon machte sich die politische Tragweite des militärischen Erfolges geltend. Kaiser Wilhelm II. kam nicht nur, seinen bewährten Truppen und ihren Führern für ihre neueste Siegestat zu danken, sein Besuch galt auch der Besichtigung der Hauptstadt Litauens, die einst die Residenz jener Jagellonen gewesen ist, mit denen die Hohenzollern uralte Bande der Verwandtschaft verknüpfen[1]), galt jener Stadt auch, die zur Hansazeit und später die Stätte frohen Wirkens deutscher Künstler, Kaufleute und Handwerker war, bis die Unduldsamkeit der russischen Herrschaft solch freies Streben fremdvölkischen Geistes unterbunden hatte. Der Verlauf des ersten Kaiserbesuches zeigt uns diese doppelte militärisch-politische Bedeutung.

Die Fahrt vom Bahnhof, wo der Monarch vom Generalfeldmarschall von Hindenburg und von dem damaligen Oberbefehlshaber der 10. Armee, Exzellenz von Eichhorn, empfangen wurde, führte den Kaiser zunächst in die Deutsche Straße zu ebenjener deutsch-evangelischen Kirche, um deren Aufbau und Erhaltung sich seine Vorfahren so hohe Verdienste erworben hatten. Mit den bedeutungsvollen Worten „Ich denke, es werden jetzt bessere Zeiten für Sie anbrechen“ begrüßte hier Kaiser Wilhelm die ihn erwartenden Pfarrer, um dann am Gottesdienst teilzunehmen. Beim Abschied von den Geistlichen ließ der Kaiser noch beherzigenswerte Aeußerungen über den Wert der Religiosität eines Volkes mit einem Seitenblick auf Frankreich fallen: „Wen Gott verderben will, verblendet er zuvor“ — dann ging's zu den Truppen, die sich bereits am Fuße des historischen Schloßbergs aufgestellt hatten. Von Prinz Oskar

---

[1]) Da diese verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Hohenzollern und Jagellonen nicht allgemein bekannt sein dürften, seien sie hier kurz klargestellt: Des brandenburgischen Kurfürsten Albrecht Achilles (1470-1486) zweitältester Sohn Friedrich, Markgraf von Ansbach und später auch Bayreuth, vermählte sich 1479 mit Sophie, einer Tochter Kasimirs IV. von Polen (1447-1492) und Enkelin Jagellos von Litauen. Dieser Ehe entsproß, außer dem künftigen Markgrafen Georg von Ansbach, 1490 jener Prinz Albrecht, der später Hochmeister des Deutschen Ordens und 1525 der erste Herzog von Preußen wurde. Seine Enkelin Anna vermählte sich 1594 mit dem Hohenzollern Johann Sigismund, der von 1608-1619 Kurfürst von Brandenburg war und mit ihr den Kurprinzen Johann Georg zeugte. So ist durch Sophie, jene Enkelin des Siegers von Tannenberg, auf Umwegen den späteren Hohenzollerngeschlechtern Jagellonenblut vermittelt worden. — In unmittelbare Verwandtschaft zu den Jagellonen ist übrigens Joachim II. durch seine zweite Ehe mit Hedwig, der Tochter des Königs Sigismund I. von Polen, getreten.

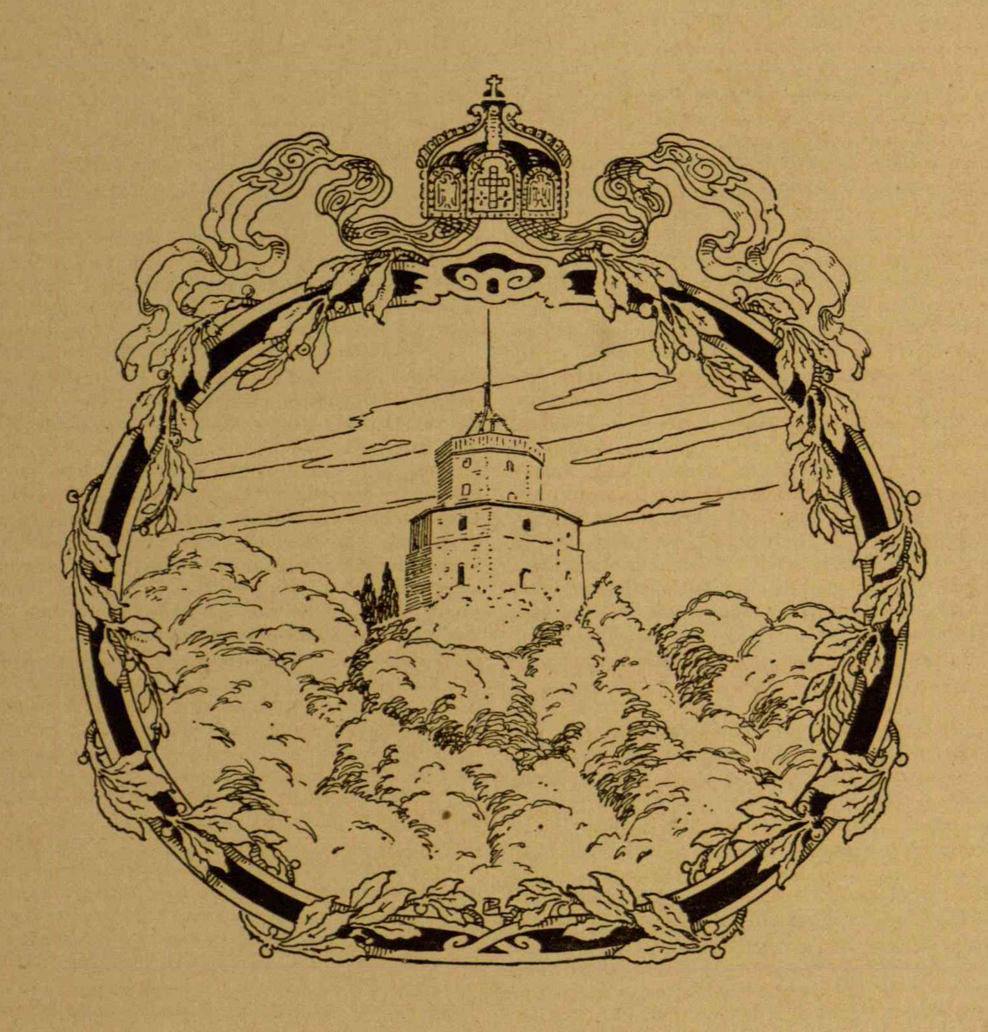
begleitet, der damals zur 10. Armee kommandiert war, schritt der Kaiser im Park die Front ab und ließ dann vorm Hause des ehemaligen Gouverneurs von Rennenkampf die Truppen vorbeimarschieren. Die herrliche Aussicht, die der Schloßberg auf das Stadtbild bietet, lockte nunmehr zum Aufstieg; der Kaiser ließ sich hierbei von einem der deutschen Pfarrer aus der Vergangenheit der Stadt erzählen, und so bot sich Gelegenheit, der Teilnahme früherer Hohenzollern an den Geschicken Wilnas zu gedenken und die Bedeutung des Deutschtums für die Entwicklung der Stadt gebührend hervorzuheben. Wenn der Monarch an die Beziehungen seiner Ahnen zu Wilna erinnert wurde, wenn er, wie's hernach geschah, im gotischen Bau der Annen- und Bernhardinerkirche unvergängliche Denkmale deutschen Wirkens im mittelalterlichen Wilna vor sich sah, und wenn ihm der Bestand der deutsch-evangelischen Gemeinde einen Beweis für die Lebensfähigkeit deutschen Geistes auch im neuen Wilna erbracht hatte, mußte sich ihm da nicht der Eindruck aufdrängen, daß hier wertvolles deutsches Kulturgut seines Schutzes gegen weitere Bedrängnis durch die russische Knechtung und gegen die immer mehr drohende Verslavung harrte? „Ich denke, es werden jetzt bessere Zeiten anbrechen“ hatte Kaiser Wilhelm zu den deutschen Pfarrern gesagt —: dies Wort darf auch auf die Erhaltung und Förderung des Deutschtums in Wilna überhaupt angewandt werden. Daß der Kaiser übrigens an keine einseitige Bevorzugung des Protestantismus dachte, beweist der Besuch, den er nach dem Abstieg vom Schloßberg und der sich daran anschließenden Austeilung Eiserner Kreuze an besonders verdiente Mannschaften der am Fuße des Berges gelegenen Stanislauskathedrale abstattete. Von der katholischen Geistlichkeit hier empfangen und vom Armeegeistlichen geführt, weilte der Kaiser längere Zeit in dieser auch baulich sehr bemerkenswerten Kirche, besonders in der ehrwürdigen Marmorkapelle, die dem litauischen Nationalheiligen Kasimir geweiht war. Nachdem dann noch, wie erwähnt, die gotischen Kirchen in der St. Annen- oder Bernhardinerstraße in Augenschein genommen waren, folgte der Kaiser einer Einladung Seiner Exzellenz von Eichhorn zu einem Frühstück und verließ darauf Wilna, lebhaft begrüßt auf dem Wege zum Bahnhof auch von der Zivilbevölkerung, die den Deutschen Kaiser zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte.

Anderthalb Jahre später, am 30. Juli 1917, war Kaiser Wilhelm nochmals in Wilna. Freilich nur auf einem Durchgangsbesuch. Denn des Kaisers Kommen galt diesmal den Fronttruppen, den Siegern der Abwehrschlacht von Smorgon-Krewo, denen er für ihr heldenmütiges Ausharren gegen den Sturm der gewaltigen russischen Uebermacht persönlich danken wollte. Da es aber gerade ein Sonntag war, ließ es sich der Kaiser nicht nehmen, dem evangelischen Militärgottesdienst in der Wilnaer Kasimirkirche beizuwohnen.

Von Ostgalizien her, wo soeben der „strategische Meisterstoß“ eingesetzt hatte, der den Russen den nur mit blutigsten Opfern erkauften österreichischen Boden wieder entreißen sollte, traf der oberste Kriegsherr bei strahlendem Sommersonnenwetter um 9 Uhr morgens in Wilna ein. Generaloberst von Eichhorn war mit den Herren seines Stabes zum Empfang auf dem Bahnhof erschienen und begrüßte den Monarchen, dessen frischgebräuntes Aussehen alle feindlich ausgestreuten Alarmnachrichten über des Kaisers Gesundheit Lügen strafte. Nach der Vorstellung des Gefolges, in welchem man auch den Führer der ‚Möve‘, den Fürsten Dohna-Schlodien, bemerkte, schritt der Kaiser die Ehrenkompagnie ab, die auf dem Bahnsteig aufgestellt war. Bereitgehaltene Kraftwagen führten ihn sodann mit Exzellenz von Eichhorn und den Herren des Gefolges durch die Bahn- und Ostrabramastraße, in denen erlesene Kampftruppen Spalier bildeten, zur Kasimirkirche. Hier, wo einst Zar Nikolaus den Zeremonien eines orthodoxen Gottesdienstes beigewohnt hatte, lauschte jetzt der Deutsche Kaiser den schlichten, aber von Gottvertrauen gehobenen Worten eines protestantischen Pfarrers, während draußen die Menge gedrängt des Augenblicks harrte, da sich die Türen der Kirche von neuem öffnen mußten. Nicht nur den Feldgrauen, auch der Zivilbevölkerung wird sich der Eindruck unvergeßlich eingeprägt haben, als unter den letzten Orgelklängen die ritterliche Gestalt des bestgehaßten, aber auch nicht minder geliebten Mannes wieder erschien und, auf dem Treppenaufgang der Kirche jedermann sichtbar, im Gespräch mit Exzellenz von Eichhorn stehen blieb. Doch an der Front warteten bereits die Truppen auf ihren obersten Kriegsherrn, und so gab es kein Verweilen mehr. Die Wagen wurden wieder bestiegen und fuhren nun ohne längeren Aufenthalt durch die Straßen Wilnas den Orten Smorgon und Krewo entgegen, wo die Entscheidung zugunsten der deutschen Waffen gefallen war. — Auf der Rückkehr von der Front berührte der Kaiser abends noch einmal Wilna, um nach einem Imbiß im Armeeoberkommando nach Mitau weiterzufahren.

Die Kaiserbesuche von 1914 und 1917 sind nicht die ersten, die Wilnas Kriegschronik zu verzeichnen hat. Vor hundert Jahren bereits zog hier als Verfolger der flüchtigen Russen der damals mächtigste Herrscher der Welt ein: Kaiser Napoleon. Unter dem größten Pomp verliefen die Tage seines Besuches, und noch lebte frisch in aller Erinnerung die glanzvolle Zeit fort, als das Schreckensbild folgte: Napoleon auf der Flucht vor den Russen, den Trümmern seines geschlagenen, hungernden, frierenden und mit allerlei Krankheitskeimen verseuchten Heeres durch Wilna vorauseilend. Was Korsarenwahnsinn ohne Scheu vor

den Massenopfern an Gut und Blut in vieljährigen Kämpfen gewonnen hatte, ging damals verloren; Machthunger und Eroberungslust hatten keinen Bestand vor dem endlich erwachten nationalen Bewußtsein der geknechteten Völker. Was hingegen die deutschen Waffen im Verteidigungskampfe gegen die Feinde in Ost und West an großen Erfolgen errungen haben, ist in sicherem Besitz der deutschen Sieger geblieben, und unter dem Schutz der deutschen Flagge blieb auch Wilna bewahrt vor weiteren Schrecknissen dieses ungleich schwereren Krieges. Die Kaiserbesuche von 1915 und 1917 gaben der Bevölkerung Wilnas Gelegenheit, dafür dem Herrscher zu danken, der sein Volk nicht aus Eroberungslust zu den Waffen gerufen und mit seinen erlauchten Verbündeten das Wort vom Schutz der kleinen Nationen zwar nicht im Munde geführt, wohl aber bewährt hat.



Wilnas Bedeutung für das Litauertum

Nachdem das litauische Volk von tiefem Nationalschlaf erwacht war, strömten seine Bahnbrecher in die vom Volksverband gelösten Städte, vor allem nach Kowno und Wilna. Wilna zog die Vertreter der litauischen Bildung nicht allein deswegen an, weil es die größte Stadt des Landes, Verwaltungsmittelpunkt, Eisenbahnknotenpunkt der Stränge nach Petersburg, Moskau, Warschau, Riga und dem Ausland war, sondern auch weil es durch Ueberlieferungen geschichtlicher Art den Litauern teuer war. Hier in der Hauptstadt fußte der im Mittelalter zu großer Macht gelangte litauische Staat. Alles Erhabene, Wertvolle, was Litauen besaß, fand hier eine Pflegestätte. Zur Zeit der Reformation faßte in Wilna litauisches Volkstum unter den litauischen Bojaren Fuß. Wilna war ein Sammelpunkt der litauischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Bis zum Verbot, die litauische Schrift anzuwenden, das im Jahr 1864 erging, wurden hier litauische Bücher gedruckt. Als im Jahre 1904 das Verbot aufgehoben wurde, entstand in Wilna das erste litauische Tageblatt ‚Vilniaus Zinios' (Wilnaer Nachrichten); später folgten andere Zeitschriften wie ‚Lietuvos Ukininkas' (Litauischer Landwirt), ‚Viltis' (Hoffnung), das Tageblatt ‚Lietuvos Zinios' (Litauische Nachrichten), die Wochenschrift ‚Auszra' (Morgenröte), die mit Bildschmuck versehene Halbmonatsschrift ‚Vairas' (Steuer) und andere regelmäßig herauskommende Schriften.

In Wilna, dem Brennpunkt des Landes, fand in der Zeit des Aufstandes 1905 die große litauische Volksversammlung statt (Seimas), an der sich die Vertreter aller Stände, Bauern, Bürger, Bojaren und Arbeiter, beteiligten. In dieser Versammlung wurden wichtige politische Ziele festgelegt. Nach dem Aufstand strömten die litauischen Führer nach Wilna und schlossen sich zusammen. Hier wurden Vereinigungen ins Leben gerufen, in denen auf Grund der gemeinsamen Kultur alle Litauer sich zusammenfanden. An erster Stelle muß hier die Litauische Wissenschaftliche Gesellschaft erwähnt werden. Sie wurde 1906 auf den Vorschlag des Dr. Basanavicius gegründet, der nach zwanzigjährigem Aufenthalt in Bulgarien von dort mit Genehmigung der russischen Regierung nach Litauen zurückkehrte. Diese Gesellschaft vereinigte die besten Kräfte, richtete eine Bücherei von 20 000 Bänden ein, sammelte Stoff für das archäologische Museum in Kowno, gab die wissenschaftliche, regelmäßig erscheinende Zeitschrift ‚Lietuviu Tauta' (Litauisches Volk) heraus und berief jedes Jahr eine Allgemeine Versammlung nach Wilna. Bis jetzt hat sich die Wissenschaftliche Gesellschaft am meisten mit Volkskunde befaßt; sie sammelte Volkslieder, Sagen und Märchen und veröffentlichte Studien über litauische Archäologie, Geschichte und Sprache. Als zweite große, den Bildungsbestrebungen des Litauertums entgegenkommende Einrichtung verdient der Wilnaer Litauische Kunstverein genannt zu werden. Er wurde ebenfalls 1906 auf den Vorschlag der beiden Künstler Ciurlionis und Zmuidzinavicius gegründet. Der Verein zählte alle jungen litauischen Künstler zu Mitgliedern und veranstaltete alljährlich in Wilna, Kowno oder Riga Kunstausstellungen. In jeder Kunstausstellung waren in zwei Abteilungen Arbeiten der litauischen Künstler und Gegenstände der Volkskunst zu sehen. Der Verein, der auch den Stoff für das Kunstmuseum in Wilna lieferte, gab die mit Bildschmuck ausgestattete vornehme Zeitschrift ‚Vairas' heraus. Nachdem beide Vereine sich in kurzer Zeit ziemlich stark entwickelt hatten, war die Unterbringung ihrer Einrichtungen in besonderem Gebäude notwendig geworden. Daher beschlossen beide Vereine, gemeinschaftlich ein Gebäude, das ‚Nationalhaus', zu bauen, das als Museum für Kunst- und Gemäldeausstellungen dienen sollte. Zu diesem Zweck waren bereits 10 000 Rubel gesammelt worden, und weitere 10 000 Rubel hatten die Litauer in Amerika gezeichnet; auch war schon in Wilna ein geeigneter Bauplatz gefunden —: doch verhinderte der Krieg die Ausführung dieser Pläne. Die landwirtschaftliche Industrie wurde durch die litauische Gesellschaft Vilija, die Ackergeräte und landwirtschaftliche Maschinen herstellte, vertreten. Die Gesellschaft besaß in der Poltawastraße eine Fabrik und einen großen Platz. Vor dem Einrücken der deutschen Streitkräfte in Wilna mußten jedoch auf Befehl alle Maschinen und Geräte ins Innere Rußlands geschafft werden. Außer diesen Vereinigungen ist noch der Verein Rytas (Der Morgen) für Volksbildung zu erwähnen, der 35 Zweigstellen im früheren Gouvernement Wilna besaß, ferner der Verein zur gegenseitigen Unterstützung, der Verein der Dienstmädchen der hl. Zita und die Kreditanstalt.

So reichen sich in Wilna geistige und sittliche, wirtschaftliche und soziale Bestrebungen die Hand, um die litauische Kultur treu zu umhegen und durch Zusammenschluß aller Kräfte stetig aufwärts zu führen.



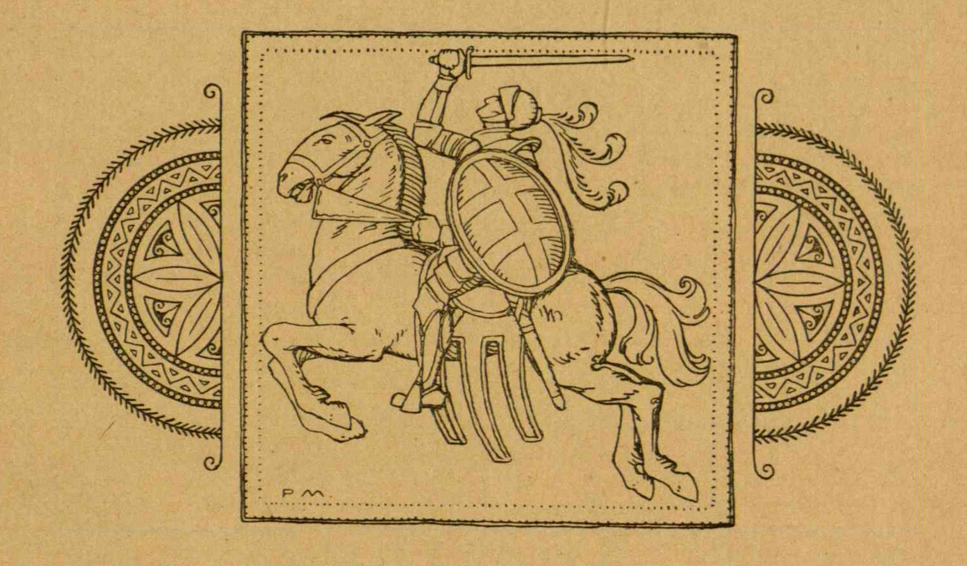
Wecken wir durch unsere Arbeit die Länder Gedimins!
Finden wir die Grenzen des großen Witold wieder
und die Sprache, welche der Vorfahren Stamm wiegte,
und den Namen, der uns in Europa gebührt!
Maironis

Die weihevollen Vorgänge, die der große Saal des Kasinos der Militärverwaltung Litauen in Wilna am Sonntagabend des 23. September 1917 sah, brachten den entscheidenden Schritt zum Wiederaufbau Litauens: die Gewährung eines eigenen Landesrats. Was litauische Herzen in Jahren und Jahrzehnten harter Leiden als Gegenstand und Inhalt ihres nationalen Hoffens nur im geheimen ersehnen durften, es begann damals vor aller Welt in Erfüllung zu gehen. In wohlbeabsichtigter Farblosigkeit sprach der Russe vom Nordwesten seines Landes. Sprachlich, völkisch, kulturell, religiös, kurz auf jedem Gebiete, das nach des Dichters Wort der Menschheit große Gegenstände umschließt, sollte nach russischem Willen der Litauer und sein Volkstum ausgerottet sein oder doch ausgerottet werden; das war der wiederholt ausgesprochene Entschluß nicht nur der zarischen Regierung, sondern bis zu Kriegsbeginn auch der Kadetten und der anderen maßgebenden Parteien. Nun aber der Krieg die russischen Heere zurückwarf und mit ihnen die russischen Beamten verscheuchte, erstand mit der Schnelligkeit, die dem Walten des grimmen Mars eigen sein kann, auf litauischem Boden ein andersdenkendes Geschlecht. Die Befreiung der kleinen Völker, bei den Feinden ein leeres Schlagwort, ward unter deutscher Herrschaft zum ernsten Programm. Dem langen russischen Druck nicht erlegen, gestaltete der Litauer die neuen Entwürfe seines nationalen Lebens, sobald das deutsche Schwert die russischen Fesseln zerschlagen hatte.

Was eint Litauer und Deutsche unter dem Gesichtswinkel der großen Gedanken, die diesen furchtbaren Krieg heraufbeschwuren? Die ewig nach neuer Eroberung verlangenden Weltreiche mit ihrem starken Landüberfluß holten unter Führung Englands und Rußlands zum Schlage aus, die landarmen europäischen Kernstaaten zu zerstückeln und sie, zunächst wirtschaftlich und politisch, zur Ohnmacht zu verurteilen. Wäre das Vorhaben geglückt, dann hätte die Leidenszeit, die vordem über Litauen kam, für Ostpreußen, Galizien und die anderen von den Feinden eroberten Gebiete begonnen, und die Wiege eines neuen Litauens wäre immerdar ein Traum geblieben. Nachdem aber die von den britischen und russischen Machthabern ersonnene Einkreisung an der militärischen Macht und der wirtschaftlichen Widerstandsfähigkeit der Mittelmächte gescheitert war, führte der Kampf um die Selbstbehauptung des deutschen Volkes zugleich zur Belebung des litauischen Volkstums. Das Deutsche Reich als ein Bundesstaat, der jedem Stamm die Pflege seiner Eigenart gewährleistet, ist wie kein anderer Staat in der Lage, litauisches Fühlen und Hoffen zu verstehen und ihm den Weg zu einer lichteren Zukunft zu bahnen. Darf etwa ernsthaft bestritten werden, daß die Anlehnung eines neuen Litauens an das Deutsche Reich zum Heile des

Litauertums auslaufen wird? Worte sind unnötig, Tatsachen beweisen: Als litauische Wesensart die Schläge der russischen Knute am schmerzlichsten empfand, floß von der deutschen Grenze her dauernd der Quell des Trostes und der Ermutigung; die ostpreußischen Litauer, denen allzeit die Pflege ihrer Eigenart ganz in ihrem Sinne verstattet war, konnten ihren unglücklichen russischen Stammesgenossen die tatsächliche und moralische Unterstützung leihen, ohne die der litauische Gedanke wahrscheinlich völlig erstickt worden wäre. Litauer und Deutsche hat der Krieg noch enger zusammengeführt, und gibt erst der allgemeine Friedensschluß das Zeichen zu den vielseitigen Aufgaben des Wiederaufbaus, so wird das Zusammenstehen beider Völker eine Fülle ernster, aber auch innerlich befriedigender Arbeit bescheren, wie sie jeder Freund der Kultur und Zivilisation nur wünschen und segnen kann.

Was wird das Los des litauischen Reiters sein, der nun nach langer Gefangenschaft wieder in die Freiheit hinaussprengt? Die Vergangenheit vor dem Kriege sah neugeborene Staaten, die über die ersten Gehversuche nicht hinauskamen. Wir Soldaten, die wir litauische Wesensart beobachten und manchen Litauer schätzen lernen durften, vertrauen auf die gesunde Kraft des litauischen Volkes, die ja in alter Vergangenheit bereits bewährt worden ist. Es sei der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck gegeben, daß sich der Wiederaufbau Litauens in ruhigen Bahnen vollzieht, dazu mit einem realpolitischen Blick, der allen Kleinmut ebenso verwirft wie alle Großmannssucht, und drittens mit der von nationalem Selbstvertrauen eingegebenen Duldsamkeit gegen die völkischen Minderheiten. Was über den Landesrat für Litauen mitgeteilt werden konnte, gab die Gewißheit, daß diese litauische Vertretung auch Polen, Weißruthenen, Deutsche und Juden enthalten wird. Der Schutz der nationalen Minderheiten, wie er in allen Kulturstaaten früher oder später seine Forderungen geltend macht, ist also dem werdenden Litauen von Anbeginn in die Wiege gelegt. Wie die Dinge gegenwärtig nun einmal liegen, hängt von diesem Schutz der Minderheiten die ruhige Entwicklung und der innere Friede unverkennbar zu einem guten Teil ab. Die Litauer, die die eigene Bedrückung hinter sich haben, werden nicht geneigt sein, die Unterdrückung anderer ernstlich zu erstreben. Die Pflege ihrer Eigenart ist mit dem Schutze der nationalen Minderheiten durchaus vereinbar, genau wie im Deutschen Reiche die völkische Entfaltung der litauischen Minderheit stets mit Wohlwollen geduldet und gefördert worden ist. Der litauische Dichter will die Länder Gedimins durch Arbeit geweckt wissen. Solchem Vorhaben kann niemand aufrichtiger Glück wünschen als der Deutsche, dessen Vaterland in der gleichen Arbeit zu seiner heutigen Größe und Blüte gelangt ist.



Litauische Dichtung

Sprichwörter und Redensarten

Die klar ausgedrückte Wahrheit macht Feinde.

Der Blinde braucht keinen Spiegel.

Wenn du in Zorn ausbrichst, halte deine Hände und deine Zunge im Zaum.

Wenn die Pferde gestohlen sind, schließt man umsonst den Stall ab.

Komm erwartet, gehe bewirtet.

Einen hohen Baum greifen alle Winde an.

Wer auf der Erde sitzt, fällt nicht mehr.

Ohne Kuh ist Fasten, ohne Pferd — Feiertag.

Not macht schnelle Füße.

Wenn du viel willst, begnüge dich mit wenigem.

Wer viel weiß, weiß nichts gut.

Neun Russen schlachten einen Ziegenbock.

Er sieht wohl gut aus, aber er ist ein schlechter Wirt.

Er macht aus einer Nähnadel eine Wagendeichsel.

Besoffen bis zum Blindwerden.

Ein Sattler weiß nicht, wie dem Hungrigen zumute ist.

Bier ist kein Wasser, der Pfaffe kein Hütejunge [1]).

Enge Wege sind ungleich.

Mit lahmem Gaule reitest du nicht weit.

Wer klug geboren ist, kann auch mit einer Gans pflügen [2]).

Er wirkt und schert selbst [3]).

Bei schwarzem Brot leidet man noch keinen Hunger.

Das Gebell des Hundes geht nicht in den Himmel.

Geschenke machen alles gut.

Was das Kalb nicht lernt, lernt der Ochse schon gar nicht.

Ein Unglück gibt dem andern die Hand.

Wenn sich der Wolf umtut, kriegt er was; wenn er daheimbleibt, hungert ihn.

Das knistert noch ferne [4]).

Die Mutter gibt zwar die Brust, bringt aber keinen Verstand bei.

---

[1]) Das heißt: Man muß sehen, wen man vor sich hat.

[2]) d. h. schreiben.

[3]) Er ist ein Erzlügner.

[4]) Das ist noch im weiten Felde.

Ein großes Geschrei und ein kleines Essen.

Die Tür faßt jeder an, er mag verheiratet sein oder nicht.

Man darf wohl seine Armut zeigen, seinen Reichtum aber nicht.

Es schmerzt mehr von der Zunge als von der Peitsche.

Gott hat viel gegeben, hat aber noch mehr.

Gott hat Zähne gegeben, wird auch Brot geben.

Heimatlicher Rauch ist heller als fremdes Feuer.

Eigenes Auge ist König.

Ein Keil treibt den andern.

Der Wolf läßt sein Haar, nicht seine Weise.

Dem Austeilenden bleiben nur die Finger.

Während der Lange sich bückt, nimmt der Kurze die Beeren vom Boden auf.

Besser mit bloßen Füßen, als in zerrissenen Schuhen.

Ein Tag lehrt den andern.

Bei Tisch darf man nicht blöde sein.

Ein Dummer ging fort, ein Tor kam wieder.

Es ist schlimm, daß man das Geliehene wiedergeben muß.

Was man aufgegessen hat, können auch die größten Herren nicht wiedernehmen.

Das Hühnchen gibt er, den Hammel meint er.

Mit Ziegen und Mägden wird man den Acker schlecht bestellen.

Was Betrunkene versprechen, darüber freuen sich Narren.

Die Pest fragt nicht danach, wie alt man ist.

Geschenke muß man geschwinde nehmen.

Weiber haben lange Röcke, kurzen Verstand.

Das Unkraut lacht den Flachs aus.

Ein Huhn verrät sich schon durchs Gackern.

Wessen Mund flucht, dessen Nase schnauft's ein.

Ungegönnt Brot gedeiht.

Die Lüge läuft schneller als die Wahrheit.

Ein Scherz schlägt keinem ein Loch in den Kopf.

Ein böses Wort muß man verbeißen.

Mit Artigkeit allein kriegt man keinen Topf zu Rande.

Es sind nicht alle Jäger, die krumme Hörner tragen.

Rätsel

Ein schwarzer Teufel sitzt auf einem goldenen Sessel[1]).

Sommer — im Magen — Winter im Korbe[2]).

Durchschlägst du Eis, findest du Silber; durchschlägst du Silber, findest du Gold[3]).

Fünf Ställe — eine Tür[4]).

Weder trinkt es, noch ißt es, aber es lebt[5]).

Inmitten des Meeres ein Feuer[6]).

Sommer im Pelz, Winter ohne Pelz[7]).

Weder Beine noch Hände, den Baum erklettert es doch[8]).

Schwarze Ochsen springen, Spuren sind nicht zu merken[9]).

Kleiner als Erbsen, böser als Hunde[10]).

---

[1]) Der Kessel auf dem Feuer. [2]) Heu. [3]) Das Ei. [4]) Der Handschuh. [5]) Die Uhr. [6]) Samovar = Teemaschine. [7]) Erbse. [8]) Hopfen. [9]) Flöhe. [10]) Pfeffer.

Es geht durchs Feuer, es brennt nicht; es geht durchs Wasser, es ertrinkt nicht; es geht über Stroh, es raschelt nicht[1]).

Rotes Fräulein, grüner Hut[2]).

Ein junges Fräulein bekleidet die ganze Welt[3]).

Neben dem Wald, neben dem Hain zanken sich zwei Hasen; weißes Blut fließt[4]).

Schönes Faß ohne Reifen[5]).

Im Walde geboren, dort ausgewachsen, kam es nach Hause und wurde heilig[6]).

Ohne Seele, ohne Atem sagt es die Wahrheit[7]).

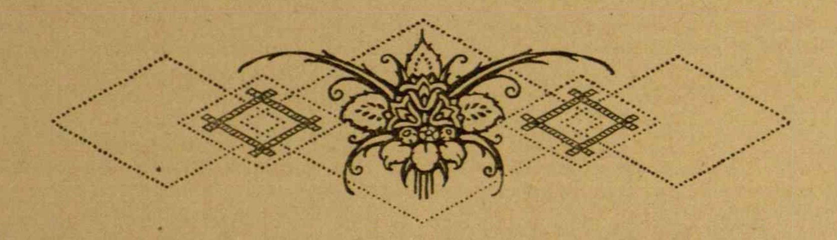
Wer ist nach dem Tode rot[8])?

Es hat Beine und geht nicht; es hat Gefieder und fliegt nicht; es hat eine Seele, aber nicht immer[9]).

Ein roter Hund bellt hinter der Schwelle[10]).

---

[1]) Der Schatten. [2]) Mohrrübe. [3]) Nadel. [4]) Mühlsteine. [5]) Das Ei. [6]) Kreuz. [7]) Uhr. [8]) Krebs. [9]) Bett. [10]) Zunge.



Märchen

Warum der Hase gespaltene Lippen hat

Eines Tages geht der Hase hin, um sich zu ertränken, und begegnet unterwegs dem Specht. Der fragt ihn: „Weshalb bist du so traurig? Wo gehst du denn hin?"

„Wie soll ich denn munter sein?" sagt der Hase. „Niemand hat Angst vor mir, ich aber muß alle fürchten!"

„Sei doch nicht dumm," sagt der Specht. „Wenn du willst, daß dich die anderen fürchten sollen, dann setz dich in den Strauch, und sobald du die Schafe auf die Wiese kommen siehst, so spring hervor aus dem Strauch: die Schafe werden sicherlich erschrecken."

Der Hase folgte dem Rate des Spechtes und setzte sich in den Strauch hinein. Als er die Schafe sah, sprang er aus dem Strauche hervor. Die Schafe erschraken und entliefen. Nun freute sich der Hase und jubelte und lachte so lange, bis ihm die Lippen platzten.

Warum der Storch den schwarzen Fleck auf dem Rücken hat

Einst, in uralten Zeiten, nach der Erschaffung der Welt, klagten die Leute zu Gott, daß die Schlangen und das andere Gewürm ganz unnötig seien, da sie so viele zu Tode stächen.

Gott ging auf die Bitte der Leute ein und ließ die Schlangen, Frösche und das andere Gewürm zusammenlesen. Und da er selber keine Zeit hatte, weil er den Ofen heizte, gab er den Sack dem Storch und befahl ihm, das ganze Gewürm samt dem Sack ins Meer zu werfen. „Nur," sagte Gott, „sollst du den Sack nicht aufbinden."

Da nahm der Storch den Sack und trug ihn weg. Unterwegs blieb er sitzen, um ein bißchen auszuruhen, und bekam Lust, in den Sack zu gucken, was eigentlich drin sei. Als er den Sack aufgebunden hatte, schlüpfte eine Schlange heraus. Er wollte sie einfangen, aber unterdessen gingen alle Schlangen und Frösche weg und verkrochen sich in die Moräste. Der Storch kam zu seinem Sack zurück und sah, daß er leer war.

Nun kehrte er um und erzählte traurig, was geschehen war. Gott heizte noch immer den Ofen, und als er hörte, daß der Storch seinem Befehl nicht gefolgt war, da wurde er sehr zornig, griff die Glut aus dem Ofen heraus und warf sie dem Storch auf den Rücken.

Davon ist ihm das Zeichen ewig geblieben, und weil er weiß, weswegen es geschehen, haßt er seitdem die Schlangen und die Frösche: wo er sie nur findet, fängt er sie und verschlingt sie.

Tanne, die Natternkönigin

Einst, noch im Uralten, waren ein Alter und eine Alte. Die beiden hatten zwölf Söhne und drei Töchter, davon die jüngste Tanne hieß.

Eines Sommerabends gingen die drei Schwestern in einem See baden. Nachdem sie sich gut gewaschen und genug geplantscht hatten, stiegen sie ans Ufer, um sich anzukleiden. Die Jüngere sieht: im Aermel ihres Hemdes liegt eine Natter zusammengerollt. Die Aeltere nahm einen Stock, sprang zu und wollte die Natter wegjagen. In der Zeit wandte sich die Natter zu der Jüngeren und sprach mit eines Menschen Stimme: „Sag', Tännlein, ein Wörtlein, daß du mich heiraten wirst; dann werde ich von ganz allein schön wegkriechen." Die Tanne fing an zu weinen; wie könnte sie eine Natter heiraten? Dann sagte sie ernsthaft zur Natter: „Gib mir," sagte sie, „mein Hemd wieder! Und wandre gesund dahin, woher du gekommen bist!" Aber die Natter spricht immer das Ihrige: „Gib, sag' ein Wort, daß du mich heiraten wirst, dann werde ich von allein herauskriechen! Nichts ist sonst zu machen, du mußt mir dein Wort geben!" Tanne ließ sich überreden und versprach, die Natter zu heiraten.

Nach drei Tagen sahen die Eltern einen ganzen Haufen Nattern in ihren Hof kriechen. Alle erschrecken, wissen nicht, was anfangen. In dieser Zeit zischelten die Nattern im Hofe, wälzten sich, ringelten sich, schlangen sich durcheinander, und die Freiwerber schlichen gerade in das Innere, um mit den Alten zu sprechen. Zuerst schüttelten sich die Eltern, wollten nicht zustimmen. Aber was wollten sie mit diesem Ungeziefer anfangen! Sie mußten, ob sie wollten oder nicht, ihre Tochter ablassen. Die Nattern, nachdem sie die junge Frau bekommen, krochen gleich aus dem Hof wieder hinaus. Die Sippschaft beweinte die Tanne, beklagte sie — das war alles.

In der Zeit zog Tanne mit allen Begleitern an das Meeresufer. Dort begegnete sie einem schönen Jüngling, der auf sie wartete. Er gestand, daß

er die Natter sei, die in den Hemdärmel hineingekrochen war. Auf der Stelle setzten alle auf die nächste Insel über, und von dort ließen sie sich hinunter in den Meeresgrund, wo die schöngeschmückten Schlösser der Nattern waren. Hier feierten sie das Hochzeitsfest. Drei Wochen wurde getrunken, getanzt und sich berauscht. Denn im Natternschloß gibt es die Fülle. Zu arbeiten braucht man nicht. Man hat die größte Freiheit; man braucht nur zu futtern und sich lustig zu machen. Iß nur und mach dich lustig! Und Tanne hat sich beruhigt, wurde lustig, und dann vergaß sie das Vaterhaus ganz.

Es gingen nun Jahre vorüber. Tanne bekam drei Söhne: Eiche, Esche und Birke, und ein Töchterlein: Espe — die war die Jüngste. Einmal, als der ältere Sohn spielte, fragte er Tanne: „Mütterchen, wo sind denn deine Eltern? Besuchen wir sie doch!“ So wurde sie wieder erinnert an ihre Eltern, ihre Brüder, ihre Schwestern und die ganze Heimat. Da machte sie sich Gedanken: Wie geht's ihnen dort? Sind sie noch gesund? lebendig? Oder sind vielleicht schon lange einige von ihnen gestorben? Sie fühlte den Zwang, die Heimat wiederzusehen, und klagte dem Mann, soviel Jahre sei sie nicht in ihrer Heimat gewesen, habe die Ihrigen nicht gesehen, habe große Sehnsucht nach ihnen.

Der Natterich verweigerte, wollte nicht zustimmen. „Gut,“ sagte er endlich, „ich werde dich gehen lassen; aber zuvor sollst du diesen Seidenrocken verspinnen!“ und er wies ihr ein Spinnrad zu. Natternkönigin warf sich auf das Spinnrad, spann Tage und Nächtlein, spann, spann, aber der Seidenrocken wurde nicht kleiner. Sie merkt schließlich, daß hier Betrug waltet. Der Seidenrocken ist verhext. Wirst du spinnen oder nicht spinnen, einerlei, du wirst niemals ausspinnen. Da geht Tanne zu einer Alten, die nicht weit von ihr wohnt, einer Zauberin. Nach der Ankunft sagte sie: „Mütterchen, Räutlein, erbarme dich meiner! Lehre mich, wie soll dieser Seidenrocken gesponnen werden?“ Die Alte legte ihr gleich auseinander, was und wie's zu machen wäre. „Wirf,“ sagte sie, „ins Feuer, wenn es brennen wird! Anders kommst du nie zu Ende.“ Nach Hause gelangt, warf Tanne den Rocken in den Ofen, den sie vordem zum Brotbacken angeheizt hatte. Die Seide schwirrte auf, und Tanne sah eine Kröte, wie ein Wäscheschlägel so groß, die sich im Feuer wand. Die Kröte hatte beim Spinnen immer neue Seide aus sich gelassen.

Nachdem sie solcherart das Spinnen geendet, flehte Tanne wiederum den Mann an, er möchte sie doch wenigstens auf einige Tage in die Heimat zu Gaste gehen lassen. Jetzt zog der Mann ein Paar eiserne Schuhe unter einer Bank hervor und sagte: „Wenn du diese durchgelaufen hast, darfst du gehen!“ Tanne hat die Schuhe angezogen. Sie geht, sie läuft, sie stampft, sie reibt sie an den Ziegeln und an den Steinen, wo sie nur kann. Doch die Schuhe sind fest und hart und werden nicht im mindesten abgetragen. Es ist klar: ob man sie trägt oder ob man sie nicht trägt, es wird für das ganze Leben genug sein. Da geht sie wieder zu der Alten hin und bittet um Rat. Die Alte rät ihr, die Schuhe zum Schmied zu tragen und ihn zu bitten, daß er sie ins Schmiedefeuer werfe. So hat sie auch getan. Die Schuhe sind gründlich verbrannt, und Tanne hat sie in drei Tagen durchgelaufen.

Und zum drittenmal bat Tanne den Mann, daß er sie jetzt auf Besuch zu den Eltern lasse. „Gut,“ sagte der Natterich, „vor dem Hingehen mußt du jedoch wenigstens schönes Brot dafür backen, daß man dir aufwartet. Was willst du sonst den Kindern der Brüder und Verwandten geben?“ Dann befiehlt er, alles Geschirr wegzubringen, damit sie nicht backen kann. Und Tanne denkt: ‚Wie soll ich hier Wasser bringen ohne Eimer? Wie soll ich den Teig mischen ohne den Trog?‘ Und sie geht wieder zur Alten. Die Alte sagt: „Nimm den Sauerteig, der vom Schwarzbrot übrig geblieben ist, und schmiere diesen Teig auf ein Sieb! Dann hole Wasser damit und mische den Teig ein!“ So hat die Natterin auch getan. Sie hat das Sieb mit Brotteig verschmiert und Wasser geholt, hat eingemischt und hat das Brot ausgebacken.

Und endlich verabschiedete sich Tanne vom Mann und von den Hausgenossen und ging mit den Kindern ins Vaterhaus. Doch der Natterich hat sie begleitet, hat sie bis an das Ufer des Meeres gebracht und beim Abschied ihr geboten, bei den Eltern nicht länger als neun Tage zu bleiben: wenn sie da gegastet hat, soll sie gleich mit den Kindern nach Hause kommen. „Wenn du zurückkehren willst, so gehe allein mit den Kindern, ohne Begleitung, und wenn du ans Meerufer gekommen bist, so ruf mich:

‚Natterich, lieber Natterich!
Wenn du noch lebst, Milchschaum;
wenn du nicht mehr lebst, Blutschaum!‘

Und wenn du auf dem Meer einen Milchschaum herschwimmen siehst,“ sagt er weiter, „so wisse, daß ich noch am Leben bin; wenn aber ein Blutschaum schwimmt, daß ich schon das Ende bekommen habe. Und ihr, Kinder, plaudert nicht aus, wie man mich rufen muß!“ Als er das gesagt, verabschiedete er sich von allen und wünschte ihnen, wenn sie gegastet hätten, glücklich zurückzukehren.

Als Tanne anlangte, fand sich im Vaterhaus eine große Freude ein. Alle Nahestehenden und Verwandten und Nachbarn versammelten sich, um sie zu sehen. Einer nach dem andern fragte, wie sie da lebt mit den Nattern. Sie hat erzählt und erzählt. Und alle haben ihr alles mögliche vorgesetzt und nur liebe Worte geredet. Sie hat's gar nicht gemerkt, wie die neun Tage vorüber-

sprangen. In dieser Zeit dachten die Brüder, die Schwestern und die Eltern: ‚Wie soll man das machen, daß sie nicht mehr zurückkehren müßte!' Und alle haben zusammen ausgemacht: „Wie der Name des Mannes der Tanne ist, und wie sie ihn rufen wird, wenn sie zum Meeresufer geht, das alles werden wir erfahren. Wir werden hingehen an den Strand am Meeresufer, werden rufen und ihm das Ende machen," sagten sie. Als sie so beschlossen hatten, führten sie zuerst den ältesten Sohn der Tanne, Eiche, hinaus in den Wald, standen um ihn, fragten kreuz und quer. Der hat sich angestellt, als ob er nichts wüßte. „Ich weiß nichts," sagte er, „und damit genug!" Haben ihn mit Ruten geschlagen, und was sie sonst noch alles taten, konnten aber nichts herauspressen aus ihm. Als sie ihn nach Hause führten, schüchterten sie ihn ein, daß er nichts seiner Mutter sagen soll. Und am zweiten Tag führten sie Esche heraus, danach Birke. Aber auch aus ihnen konnten sie nichts herausdrücken. Nun, am Ende haben sie die Espe herausgelockt, die jüngste Tochter der Tanne. Die hat anfangs auch gesagt, daß sie gar nichts weiß. Aber als sie sah, wie sie die Ruten unter den Kitteln hervorzogen, hat sie gleich alles ausgeplaudert. Gleich haben alle zwölf Brüder die Sensen genommen und sind an den Strand gegangen. Sie blieben stehen am Ufer und riefen: „Natterich, lieber Natterich!" Sobald er nun angeschwommen kam, sind alle Männer über ihn hergefallen und haben ihn zerhackt. Zuletzt, als sie nach Hause kamen, haben sie der Tanne gar nicht gesagt, was sie angerichtet hatten.

Es vergingen die verabredeten neun Tage. Die Tanne hatte sich von ihrer ganzen Verwandtschaft verabschiedet, ging an den Strand, und als sie hinkam, rief sie ihren Mann: „Natterich, lieber Natterich!" Es glänzte, es bewegte sich das Meer vom Meeresgrund aus, und da sah Tanne mit den Wellen einen blutigen Schaum herschwimmen. Und dann hörte sie ihres Mannes Stimme: „Deine zwölf Brüder haben mich mit den Sensen zerhackt. Meinen Lockruf hat ihnen Espe verraten, unser liebstes Töchterchen." Da weinte Tanne. Und sie dreht sich zu den Kindern um und sagt so zur Tochter:

„Daß du dich in eine Espe wandelst!
Daß du zitterst den Tag und das Nächtlein!
Daß dir der Regen das Gesichtlein abwaschen soll!
Daß dir der Wind das Köpfchen kämmen soll!"

Und zu den Söhnen:

„Stehen bleibt, Söhnchen, starke Bäume!
Ich, euer Mütterlein, werde Tanne bleiben!"

So, wie sie sprach, so ward es auch: Eiche, Esche, Birke sind von unseren Bäumen die stärksten. Die Espe aber, noch heute, bei des leisesten Windes Geblase, fängt sie zu zittern an.

Der Zigeuner und der Litauer

Ein Zigeuner und ein Litauer gingen des Weges. Da wurden beide hungrig. Der Litauer hatte ein Ferkel, der Zigeuner ein kleines Huhn. Und da sagte der Zigeuner dem Litauer: „Erst wollen wir dein Ferkel essen und nachher mein Hühnlein."

„Gut", sagte der Litauer.

Haben beide das Ferkel gegessen und gehen weiter. Sind wieder hungrig geworden und wieder stehen geblieben unterwegs, um sich zu erholen. Da begreift der Zigeuner, daß sie alle beide von dem Hühnlein nicht satt werden, und sagt zu dem Litauer: „Was meinst du, Herr? So ein Hühnlein ist eine schmackhafte Sache, aber für zwei langt es nicht! Wir wollen uns hinlegen und ausruhen, und wer den besten Traum träumt, der soll das Küchlein verschnabulieren."

„Gut," sagte der Litauer.

Der Zigeuner hat sich hingelegt und ist eingeschlafen. Der Litauer hielt es nicht aus und hat das Hühnlein gegessen. Der Zigeuner wacht auf und fängt an, seinen Traum zu erzählen. „Paßt auf, Herr! Sobald ich eingeschlafen war, hat sich eine Schar von Engeln heruntergelassen, hat mich mitgenommen und in den Himmel getragen. Hier setzte mich der liebe Gott an seine Seite, fragte, was es Neues gibt, wie es mir geht, und die Mutter Gottes hat eine Menge zu essen gebracht, Entenfleisch und Gänsefleisch und allerlei. Alles war da, nur keine Schwanenmilch. Nun, was habt Ihr geträumt?"

„Und ich," sagte der Litauer, „hab' gesehen, daß es dir im Himmel so gut geht, hab' nun gedacht, daß du nicht so dumm sein wirst, von da zurückzukommen, hab' dein Huhn genommen und aufgegessen!"

Der litauische Bauer und der Adelsstand

Nachdem unsere Ureltern aus dem Paradiesgarten vertrieben waren, fingen sie an, Kinder zu erzeugen. Aber keine Mutter unserer Zeit kann mit der Stammutter Eva in Vergleichung kommen, denn diese gebar in jedem Jahre, und zwar nicht nur ein Kind, sondern oft zwei und drei. Es ist also nicht zu verwundern, daß nach hundert Jahren Adam und Eva die ganze Stube voll von Kindern hatten.

Obwohl Adam im Schweiße seines Angesichts

arbeitete, reichte seine Arbeit doch kaum hin, die zahlreichen hungrigen Mäuler zu stopfen, und obwohl Evas Sorgen um die Bekleidung dieser Riesenfamilie endlos waren, liefen doch viele der Kinder nackt herum. Dazu kamen noch die vielen ganz kleinen Kinder. War eines geboren, so brauchte es, um satt zu werden, auf einen Zug nicht weniger als vier Liter Milch. Zur Windel eines solchen Kindes war ein Stück Leinen von richtiger Hemdlänge nötig, ja das war noch viel zu wenig. Natürlich wurden auch damals die Jahre ganz anders gerechnet. Das Söhnchen von 30 Jahren, obwohl es so hoch gewachsen war, daß es mit dem Kopf an die Deckenbalken der Stube stieß, mußte noch nicht zur Arbeit gehen, und das Töchterlein, das 40 Jahre alt war, fing erst an, die Gänse zu hüten.

Eines Tages, als Adam eben seinen Acker pflügte und von der Arbeit ganz verschwitzt und erhitzt war, gesellte sich zu ihm der liebe Gott. Der fleißige Pflüger wurde ganz starr vor Angst, weil er seit der Zeit seiner Vertreibung aus dem Paradiesgarten den lieben Gott nicht mehr gesehen hatte. Erschrocken ließ er sich zu Gottes Füßen niederfallen, zitternd vor Angst, aber mehr um das Schicksal seiner Familie zitternd als um das seine. Und so wartete er, was ihm der liebe Gott sagen würde.

Aber Gott tröstete ihn und sagte: „Steh' nur auf, Adam, und habe keine Angst; ich bin eigens vom Himmel herabgestiegen, um deine Kinder zu segnen!“

Als der Urvater dieses hörte, freute er sich. Und doch bekümmerte es ihn, denn er erinnerte sich an seine und seiner Frau Nacktheit nach der ersten Sünde. Und jetzt fürchtete er der Nacktheit seiner Kinder wegen.

„Herr,“ sagte er, „ich weiß ja nicht, wie ich dir für deine Barmherzigkeit danken soll; aber bevor du zu uns einzutreten geruhst, gestatte mir und meiner Frau, daß wir uns auf deinen Besuch vorbereiten!“ „Gut,“ sagte der liebe Gott, „bereitet euch den heutigen Tag vor, morgen besuche ich euch!“ Und damit verschwand er.

Als Adam eine so fröhliche Nachricht erhalten hatte, beeilte er sich mit dem Nachhausegehen so sehr, daß er sogar vergaß, die Ochsen auszuspannen. Er traf Eva, als sie eben an einem riesengroßen Stoffstücke webte. Auch Eva freute sich, als sie die Güte Gottes hörte, und doch bekümmerte sie sich gleichzeitig; denn woher sollte sie auf einmal soviel Hemden nehmen können, um alle die Riesenkinder zu bekleiden? Adam und Eva beratschlagten lange und entschlossen sich schließlich, nur diejenigen Kinder dem lieben Gott zu zeigen, die angekleidet werden konnten; alle aber, die nackt blieben, sollten in der Kammer oder hinter dem Ofen versteckt werden.

Am Morgen räumte Eva bereits in aller Frühe die Stube auf. Sie fegte sie ordentlich aus, wusch die Kinder, die dem lieben Gott gezeigt werden sollten, sauber ab und kleidete sie hübsch an. Im Ofen hatte sie gute Brötchen gebacken und den Tisch mit einem weißen Tischtuch belegt. Endlich kleidete sie sich selbst an und setzte sich hinter das Spinnrad, um arbeitend auf den Schöpfer alles Lebendigen zu warten. Adam wartete auch auf ihn, aber er stand untätig an der Wand.

Um die gleiche Zeit, wie es Gott versprochen hatte, sahen ihn Adam und Eva und stürzten sich zu seinen Füßen nieder. Der Herr hob sie beide auf, segnete sie und ging in die Gaststube hinein. Dort setzte er sich hinter den Tisch, biß ein Brötchen durch und kostete, wie es schmeckte. Dann durften Adams und Evas Kinder hereinkommen. „Sind das alle eure Kinder?“ fragte der liebe Gott unsere Ureltern. Aber diese stürzten sich wiederum zu seinen Füßen und schwiegen, weil sie nicht wußten, was da zu sagen war. Gott anzulügen, getraueten sie sich nicht, und die volle Wahrheit zu sagen, dazu gebrach es ihnen an Mut.

Gott verstand ihre Angst und ihren verschwiegenen Kummer und fragte sie nicht weiter, sondern er legte jedem der Anwesenden seine heiligen Hände auf und segnete. Als Adam dies sah, wurde er von Herzen betrübt, und die ganze Seele tat ihm weh vor Pein, daß er so viele seiner Kinder dem Segen Gottes entzogen hatte und nur, weil sie nackt waren. Und war es denn ihre Schuld, daß sie keine Kleider hatten? Darum seufzte er tief auf und bückte sich vor Gott bis zur Erde nieder. Und Gott sprach zu ihm: „Ich sehe, daß dir das Herz schwer ist; sage mir doch, was du wünschest!“ Adam sagte: „Herr, du hast meine Kinder gesegnet; darf ich also fragen, welche von ihnen in den Himmel kommen werden?“ Der liebe Gott antwortete: „Fürwahr, ich sage dir, Adam, alle die hungrigen und die nackten, die du in der Kammer und hinter dem Ofen versteckt hast, werden ewiglich den Herrn im Himmel sehen.“ Darauf verschwand der liebe Gott, und unsere Ureltern dachten lange über die Bedeutung dieser Worte nach.

Und so geschah es, daß die Kinder Adams, die gesegnet waren, immer stolzer und stolzer wurden. Sie beherrschten die ganze Erde und ernährten sich von den besten, ausgesuchtesten Speisen. Gott gewährte ihnen alles, war doch sein Segen mit ihnen.

Aber den hungrigen und den nackten, denen, die versteckt waren, und denen, die sich selbst verstecken, gehört jetzt das himmlische Reich. Sie werden den Himmel beherrschen und dort leben, nachdem sie dies Erdental verlassen haben.

Die ersten aber, die von Gott gesegnet wurden, das sind die Herren, welche Macht über die Erde haben, und die anderen, die ohne Segen blieben, das sind die Bauern oder schlichtweg Menschen.

Von den drei Brüdern

Es waren einmal drei Brüder: zwei vernünftige und ein Tor. Ihr Vater hatte bei seinem Tode einem von ihnen einen Hund, dem andern eine Katze, dem törichten aber einen Knüppel hinterlassen. Die beiden älteren Brüder verkauften den Hund und die Katze und bekamen viel Geld. Der Jüngste verkaufte den Knüppel nicht und sagte immer wieder: „Er wird mir noch zugute kommen!“

Nach einiger Zeit verließen alle drei Brüder ihr Heim. Sie gehen und gehen, und da sehen sie am Weg eine Hütte. Um die Hütte herum wachsen Rüben. Die zwei gescheiten Brüder schickten den dummen Bruder hin, um einige Rüben auszureißen. Der Tor, nicht faul, sprang über den Zaun in den Gemüsegarten hinein, riß soviel Rüben aus, als er fassen konnte, und warf sie alle auf einen Haufen. Die beiden anderen Brüder kriegen es mit dem Schreck zu tun und rufen ihm zu: „Hör auf und komm her! Du wirst uns sonst noch ins Unglück stürzen!“

„Ich reiße die aus, die reif sind,“ ruft der Tor, reißt weiter aus und wirft in einem fort.

Inzwischen kam aus der Hütte eine Hexe herausgesprungen, fing die drei Brüder und schloß sie in einem Loch unter dem Ofen ein.

Diese Hexe war die älteste Tochter der ganz alten Hexe. Die andern beiden Töchter waren mit der Mutter in die Welt hinaus, um Menschen einzufangen. Nach einer Weile entstand ein großes Gewitter — die alte Hexe kam heim. „Sieh, Mutter,“ schrie die Tochter, „ich habe drei Säue gefangen!“ „Wo sind sie denn?“ fragte die Mutterhexe. „Ich habe sie unter dem Ofen eingeschlossen.“ Da befahl die alte Hexe der Tochter, einen von den dreien schön fein zu braten, und flog wieder hinaus. Die älteste Hexentochter machte das Loch unter dem Ofen auf und fragte mit einer süßen, milden Stimme: „Ist noch jemand von euch da, Brüderchen?“

„Wir sind hier,“ antwortete der Tor. Die zwei vernünftigen Brüder gerieten in Angst und flüsterten dem Tor zu, er solle doch stillschweigen. Aber er gehorchte nicht und schrie nochmal: „Wir sind hier!“

„Bitte, komm doch einer von euch heraus!“

„Geh du hinaus,“ sagten die Brüder und stießen den Tor zum Loch hinaus. Die Hexe wusch ihn in einer Wanne, setzte ihn dann auf ein schönes Wägelein und sagte: „Brüderchen, lege dich auf den Wagen, ich will dich hin- und herfahren!“

Der Tor jedoch begriff, daß die Hexe ihn mit dem Wägelein in den Ofen setzen und braten wollte. Daher legte er sich auf dem Wägelein bald kreuz, bald quer und sagte immer: „Ich kann nicht, Fräulein!“

Da legte sie sich selbst auf den Wagen, um ihm zu zeigen, wie er sich legen solle. Der Tor aber stürzte sie samt dem Wagen in den Ofen hinein und ging dann in sein Loch zurück.

Bei Tagesanbruch kam die alte Hexe zurück, machte den Ofen auf und zog den Braten heraus. Da es noch dunkel war, erkannte sie ihre Tochter nicht und fraß sie auf. Dann flog sie wieder in die Welt hinaus und befahl der mittleren Tochter, den zweiten Bruder herzurichten und zu braten.

Mit dieser ging es genau so: die Mutterhexe fraß auch diese Tochter auf, ohne sie zu erkennen.

Da die Hexe ihre gefressenen Töchter im Haus nicht fand, glaubte sie, sie seien in die Welt geflogen, um Menschen einzufangen, und sie befahl der dritten Tochter, den letzten Bruder zu braten.

Als diese einen von den Brüdern mit milder Stimme herausrief, kam der Tor. Er wußte noch immer nicht, wie er sich hinlegen sollte, und als die jüngste Hexe es ihm vormachen wollte, stürzte er auch sie in den Ofen hinein.

Die alte Hexe fraß auch ihre letzte Tochter auf, und erst, als sie mit Essen beinahe fertig war, erkannte sie den Ring ihrer Tochter. Da ergrimmte sie vor Zorn und rief: „Ich habe meine eigenen Töchter gefressen! Das will ich aber diesen Kerlen schon zeigen! Keine Spur von ihnen soll übrig bleiben!“

Sie machte das Loch auf und rief mit milder Stimme: „Ist noch einer von euch da?“

„Wir sind hier,“ antwortete der Tor, „wo sollten wir denn sonst sein?“

„Komme doch einer von euch heraus,“ bat die Hexe.

„Wenn du das haben willst,“ sagte der Tor, „so kannst du uns ja herausziehen.“

Die Hexe steckte ihren Kopf in das Loch hinein. Aber der Tor schlug sofort mit dem Knüppel zu und hat sie totgeschlagen.

Jetzt waren die drei Brüder frei und reisten weiter. Und der Tor hat die klingelnde Schürze der Hexe mitgenommen, trotz der Ermahnung der beiden anderen Brüder, sie liegen zu lassen. Auf ihrer weiteren Reise kamen sie zu einem Walde. Und es wurde Nacht. Sie waren auf einen Baum geklettert, um da zu schlafen. Nachts kamen Räuber dahin, mit schönen Pferden und schönen Wagen, prachtvoll gekleidet, und hatten noch viel Geld dabei. Die blieben unter dem gleichen Baum stehen, auf dem die Brüder saßen. Und die Räuber hatten ein Feuer angezündet und kochten Grütze. Da fing der Tor an, mit der Schürze der Hexe zu klingeln. Als die Räuber dies hörten, erschraken sie und entflohen; nur der Koch kehrte zurück, um die Grütze zu holen. Hier fand er aber den Tor. Der fragte ihn: „Schmeckt denn deine Grütze gut?“

„Ich habe sie noch nicht versucht,“ sagte der Koch.

„Nun, dann sperre deinen Mund auf, ich will dir die Grütze zu kosten geben!“

Der Koch sperrte den Mund auf, und der Tor schnitt ihm sofort die Zunge ab. Da floh der Koch heulend hinweg.

Die Räuber erschraken darüber noch mehr als über die klingelnde Schürze und entfernten sich eiligst.

Die Brüder aber nahmen die Pferde, die schönen Wagen und das Geld, kehrten heim und lebten glücklich und in Freuden.

Von des Flachses Qual

Bei einem Bauernwirt diente ein Mädchen, Marie genannt. Da stand auch ein Knecht in Diensten, der noch ein Heide war und den Gott der Sümpfe und Moräste pries. Er war aber sehr arbeitsam und bekam dafür schöne Kleider und ein Pferd. Marie und der Knecht liebten einander, und als der Knecht krank wurde, pflegte sie ihn und liebkoste ihn. Als er noch schwächer wurde, schluchzte und jammerte sie. Aber es half doch nichts; die Stunde kam, und er mußte sterben.

Nach dem Tode ihres Bräutigams wurde das Mädchen wie wahnsinnig. Sie weinte unaufhörlich Tag und Nacht hindurch, schlief sehr wenig und aß fast gar nichts. Blaß und mager wurde sie, wie ein Gespenst. So verfloß ein halbes Jahr.

Es war eine helle Nacht. Der Mond schien, und die Sterne funkelten am Himmel. Es war totenstill. Nicht einmal die Blätter der Bäume rührten sich im Winde.

Da stand plötzlich der Verstorbene mit seinem Pferd vor der Türe des Hauses, wo Marie schlief, und rief sie: „Marie! Marie!“ Das Mädchen, das seine Stimme erkannte, sprang hinaus und lud ihn ein, in die Stube zu kommen. Aber nein, er wollte nicht hineingehen. Sagte vielmehr zu dem Mädchen: „Ziehe deine Kleider an und reite mit mir dahin, wo ich wohne!“ Und er nahm sie mit.

Sie ritten über Felder und über Berge dahin, und es wurde auf einmal sturmmäßig im Land. Dem Bräutlein schien es, als ob die Erde bebe und die Berge stürzten. Und jetzt erst sah sie, daß der Reiter und sein Pferd ganz schwarz waren. Sie verließ sich jedoch auf Gott und ritt mit ihm weiter.

Da sagte der Reiter:

„Des Mondes Licht scheint hell wie der Tag.
Es reitet der Bursch mit seinem Mädchen.
Lebendes Mädchen, fürchtest du dich nicht,
mit dem Toten zu reiten?“

Und er fragte sie: „Hast du keine Angst?“ Obgleich ihr sehr bange wurde, antwortete sie doch: „Nein, nein, nein!“

„Hast du denn sonst was?“ fragte er wieder.

„Ja, mein Gebetbuch.“

„Wirf es weg!“ sagte der Reiter. Und das Mädchen tat so.

Weiter sprengte das Pferd. Nach einer Weile sagte der Reiter wieder:

„Des Mondes Licht scheint hell wie der Tag.
Es reitet der Bursch mit seinem Mädchen.
Lebendes Mädchen, fürchtest du dich nicht,
mit dem Toten zu reiten?“

Und er fragte sie: „Hast du keine Angst, Mädchen?“

„Nein, nein, nein!“ sagte sie.

„Hast du sonst noch was?“ fragte der Tote.

„Ja, noch ein Kreuz.“

„Wirf es weg!“ befahl er. Und das Mädchen tat so.

Nun ritten sie weiter, bis sie zu einer Hütte kamen, die am Waldrande stand. Sie sahen Licht in der Hütte, und das Mädchen wollte hinein, um sich zu wärmen und um den Durst zu stillen.

Als sie in die Hütte trat, saß eine alte Frau da. Und das war eine Göttin. Marie erzählte ihr ihr Unglück, und die Göttin versprach dem Mädchen, sie von dem Verdammten zu erlösen. Sie ging zu ihm hinaus und fing an, ihm von des Flachses Qual zu erzählen. Wie man den Flachs sät, wie er dann wächst und reif wird, wie er gerauft, getrocknet, ausgespreitet, dann gesammelt, gebrackt, geröstet, geklatscht, gekämmt, gesponnen, gewebt, gebleicht, geschnitten und genäht wird.

Der Tote hörte ihr zu, bis der Hahn zu krähen anfing. „Ha,“ sagte er, „das ist mein Unglück, daß ich dir zugehört habe!“ und verschwand.

Die Göttin sagte nun dem Mädchen, wie es heimkehren solle, und entließ es. Auf dem Heimweg fand Marie ihr Buch und ihr Kreuz wieder. Sie war schon einige Tage gegangen, als sie Pferdegetrappel hinter sich hörte: der Tote jagte hinter ihr her.

Sie warf vor Schrecken ihr Gebetbuch hin, und an der Stelle entstand plötzlich ein hoher Berg. Der Reiter mußte erst den Berg überklettern, um bis zu dem Mädchen zu kommen. Als sie ihn wieder sah, warf sie ihr Kreuz hin. Da stieg eine dicke eiserne Wand in die Höhe, und der Reiter mußte umkehren.

Das Mädchen aber kam glücklich heim und erzählte allen ihr Abenteuer. Seitdem lieben die Mädchen in dieser Gegend die Männer nicht mehr und betrauern sie auch nicht nach ihrem Tode.

Von einem Greis, der niemals in die Kirche ging

Vormals lebte tief in den Wäldern ein Greis. Er arbeitete keinen Streich, nährte sich von Wurzeln, Pilzen oder Beeren und sprang beständig über einen Graben. Wenn er auf die eine Seite sprang, sagte er:

„Hier, Gott, mir —“

wenn er auf die andere Seite sprang:

„Da, Gott, dir —“

Es war ein sehr guter Greis. Und den Teufel verdroß es, immerfort das schöne Leben zu sehen, das der Alte führte. Er verwandelte sich also in einen Pfarrer, ging zum Greis hin und fing an, ihm in die Ohren zu blasen, daß er doch auch mal in die Kirche gehen solle. „Siehst du,“ sagte er, „gerade heute ist ein großer Feiertag. Alle Leute gehen in die Kirche, um zu beten, und du springst hier wie ein Bock über den Graben und sprichst und sprichst und weißt nicht, was.“

Der Greis ließ sich überreden und machte sich auf, um in die Kirche zu gehen. Er kam zu einem großen See. Alle Leute gingen im großen Bogen rund um den See herum. Er aber ging geradeaus mitten durch den See hindurch und machte sich nicht einmal die Füße naß. Da kam er in die Kirche und fand diese gestopft voller Leute. Er schaute hinauf und sah, daß unter der Kuppel zwei Teufel saßen und alle Sünden aufschrieben, welche die Leute in der Kirche begingen. Niemand sonst sah die Teufel, nur der Greis allein. Sie schrieben das ganze Fell voll und hatten bald keinen Platz mehr. Da nahm einer der Teufel den einen Rand des Felles zwischen die Zähne, der andere Teufel den andern Rand, sie wollten es auseinanderziehen. Aber das Fell hielt nicht aus, sondern riß, und die beiden Teufel fielen mit Gestank und Gepolter auf den Boden herunter, so daß einem von ihnen sogar das Horn abbrach.

Als die Kirche aus war, machte sich der Alte auf den Heimweg. Als er an den See kam und wiederum geradeaus gehen wollte, fing er an, einzusinken. Doch kam er noch glücklich nach Hause. Aber von dieser Zeit an ging er niemals mehr in die Kirche, sondern sprang nur immer über den Graben und sagte die Worte:

„Hier, Gott, mir!
Da, Gott, dir! —“

Die Wahre Wahrheit

In einem fruchtbaren und reichen Lande herrschte einst eine schöne und kluge Königstochter, mit dem Namen Wahre Wahrheit.

Die einen sagten, daß die Königstochter sehr gut sei; die anderen klagten wegen ihres Zornes und ihrer Heftigkeit. Die einen liebten sie, lobten sie; die anderen fürchteten sich vor ihr. Aber alle sagten einstimmig, sie sei gerecht und verwalte klug. Es waren auch solche, die die Königstochter ein sonderbares Mädchen nannten, deshalb, weil sie nicht auf einem vergoldeten Throne sitzen mochte, sondern ihr ein einfacher, hölzerner Stuhl, mit Moos belegt oder mit Leder beschlagen, mehr gefiel. Sie mochte auch keine künstlichen Schmucksachen, keine verschiedenartig ausgeschnittenen Möbel und Gefäße. Wenn jemand sie fragte, warum sie nicht auf einem vergoldeten Throne sitzen wolle, antwortete die Königstochter „Ich mag alles, was wahr ist: Wenn Holz — dann Holz; wenn Gold — dann Gold, aber echtes!“ Die Mädchen wundern sich, daß die Königstocher einfache, zu Hause gewebte, zu Hause genähte Kleider aus Leinen oder Wolle trägt; sie könnte sich doch aus fremden Ländern verschiedene Schmucksachen und Seiden schicken lassen. Weshalb sie nur, höre! keine Schmuckkleider will, auch keine teuren Ringe trägt? Sie wunderten sich, aber endlich sagten sie: „Das ist ihre Sache. Ein jeder kann den Weg gehen, der ihm gefällt, eine Königstochter erst recht.“

Der Ruhm der Königstochter verbreitete sich über die ganze Welt. Aus den entferntesten Ländern kamen die Menschen, um sie zu sehen, und weil sie jung und einfach war und ein schönes und sehr weites Königreich hatte, seufzten einige, nachdem sie sie gesehen hatten: „Wenn man ein solches Weib bekommen könnte!“ Und die Obersten des Volkes fingen an zu reden: „Es wäre jetzt die Zeit, daß die Königstochter sich einen Mann wählte, damit auch wir einen König hätten. Ist es denn eines Weibes Arbeit, ein solches Land zu verwalten?“ Also versprach die Königstochter, sich einen Mann zu wählen, dem Volke einen König. Und dieses ihr Versprechen wurde der ganzen Welt bekannt gemacht. O, was für eine Menge Königssöhne und Fürstensöhne da ankamen! Alles gepfropft voll! Alle kommen mit ihren Hofleuten, mit einer bisher ungehörten, ungesehenen Feierlichkeit. Aus den weitesten Gegenden fahren sie her, reiten sie her. Alle rühmen sich alles nur Denkbaren: ihres Besitztums, ihres Reichtums, ihrer Gaben.

Ein Jüngling, der der allerschönste war, und der die meisten Reichtümer und den größten Nutzen hatte, sagte zu den anderen: „Ihr könnt zuerst gehen, ich weiß, daß ihr Bauchgrimmen bekommen werdet, aber nicht das Hörnchen; denn diese Königstochter von Schamaiten kann nur mir anheimfallen.“

Und alle gingen und bekamen in der Tat Bauchgrimmen. Jetzt kam auch dieses Jünglings Reihe. Als er sie erblickte, erstaunte er: Was für eine Schönheit! Und die Königstochter hat sich auf die Wiese hingesetzt und sitzt, trockenes Moos unter sich gedeckt und einen ganzen Teppich echter Blumen unter den Füßchen ausgebreitet; sie selbst mit einem einfachen, weißen Kleide gekleidet, mit einem feinen, ledernen Gürtel umgürtet, helle, lange Haare, die die Erde erreichen, von den Schultern herabhängend; eine Bernsteinkrone auf dem Kopfe, die wie die Sonne leuchtet, in der Hand anstatt eines Zepters, das die Könige zu tragen pflegen, einen Kranz aus Roggen- und Weizenähren. Der stolze Königssohn glaubt seinen Augen nicht. Der Bernstein, die Haare und die Aehren glänzen gelb, leuchten, und doch ist

kein Gold da; wie das hier nur möglich sein kann? Endlich fing er an zu reden:

„Die Ehre sei dir, du schöne Königstochter! Erlaube mir, dir mein ganzes Leben zu dienen. Deinen Kopf werde ich mit einer goldenen Krone schmücken. Für deine Kleider werde ich die schönsten Seiden aus fremden Ländern herführen und sie mit Diamanten besäen. Deine Teppiche werde ich mit den Perlen und den teuersten Steinen weben. Ich bin reich und kann tun, was mir gefällt."

Die Königstochter nickte mit dem Kopfe: „Alles habe ich verstanden", sagt: „es wird genug sein", und antwortet: „Keine Goldkrone brauche ich. Das Schamaiten-Meer wirft mir eine Unmenge von Bernstein aus, der immer Gold ersetzen wird. Der teuersten Steine sehe ich eine Unmenge, wenn früh am Morgen die Sonne im Tau sich badet. Reichtümer habe ich selbst nicht wenig. Größere Reichtümer verlange ich nicht für mich, auch nicht für mein Volk!"

Der Königssohn versucht es noch einmal: „Königstochter! Ich wollte dir Glück schaffen, ich werde immer tun, was du mir befehlen wirst . . ."

Die Königstochter sieht ihm in die Augen und sagt: „Erinnere dich, Königssohn, mit wem du sprichst: ich bin die Wahre Wahrheit, und das Lügen kann ich ebensowenig leiden wie der Teufel einen Hahn."

Der reiche Königssohn wurde verwirrt, er errötete; denn er hatte bei seiner Bewerbung gelogen. Ihn kümmerte nicht das Glück der Wahren Wahrheit, ihm war nur ihr weites Königreich nötig. Voll Zorn ging er davon. Später erzählte er: „Ein schreckliches Geschöpf! Die Herzensgeheimnisse jagt sie ins Licht hinaus, die Gedanken errät sie! Aus ihr würde niemals eine gute Frau werden, sondern ein Richter!"

„Wer weiß, ob die Königstocher überhaupt einen Mann finden wird", fingen die Leute an zu reden.

Nach einiger Zeit berichten die Diener, daß drei neue Gäste angekommen sind. Diese waren die Nachbarn der Königstochter, alte Bekannte von ihr, obgleich sie sich nur selten trafen.

Zwei waren sehr höflich, waren mit den schönsten Rossen angekommen, mit einer Menge feiner Begleiter — diese zwei werden zuerst gehen. Händelein (er war älter als die beiden anderen) sagt: „Ich werde mich als erster der Königstochter vorstellen, denn diesen Vorzug geben mir mein Alter und meine Rechte. Wenn die Königstochter mich nicht empfängt oder mich nicht wollen wird, dann erst werdet ihr beide gehen."

So sprach er, aber im Herzen schätzte er die beiden gering: „Was seid ihr beide gegen Händelein, dessen Familie der ganzen Welt bekannt ist! Meiner Eltern Eltern, meine Vorfahren standen immer an erster Stelle, ein jeder ließ ihnen den Vorrang!" Er war davon überzeugt, daß er die Oberhand gewinnen würde. Als er sich der Königstochter vorstellte, sagte er:

„Meine machtvolle Nachbarin, Geehrte dieses Landes, Königstochter Wahre Wahrheit! Da komme ich, Händelein, um mich dir zu beugen und mich um dich zu bewerben. Mein Königreich liegt beiderseits der Wenta, ist groß und mächtig, und unterjochen kann ich noch, wieviel ich nur will. Es ist bekannt der Händelein Schwert, vor dem die Länder und Völker zittern!"

Die Wahre Wahrheit hat ihm so geantwortet:

„Ich schätze deine Macht sehr, Königssohn, aber ich weiß, daß es noch mächtigere Männer geben kann. Dein Schwert kann brechen, deine Schulter ermatten. Ich will einen solchen Mann, den niemand überwinden wird." Händelein, von der Rache angesprungen, sagte: „Du wirst meine Macht kennen lernen, Wahre Wahrheit! Aber nicht mit dir und nicht deinetwegen werde ich kämpfen!" Und böse ging der Königssohn weg.

Jetzt stellte sich der Königstochter der zweite Gast vor, der Königssohn Häuptelein. Dieser war schönen, ernsten Gesichts, und die Königstochter blickte ihn sehr lieblich an:

„Du kennst mich, Königstochter! Dir ist die Familie der Häuptelein bekannt. Erhöre, Angebetete, mein Gesuch: Ich will dein Mann sein. Nur ein kleines Reich habe ich, Dubyssien verwalte ich; aber es wird dir nichts fehlen in meinem Lande. Von allem wirst du genug haben; ich werde dir alles holen lassen, was gut und schön in Gottes Welt ist. Was die Erde in ihrem Innern hat, womit sie selbst geschmückt ist — alles sollst du haben. Aus den Seetiefen werde ich die Kostbarkeiten heraufholen lassen; wenn du willst, wirst du mit mir bis zu den Sternen fliehen können, wirst du der Vögel und der Tiere Sprache lernen; denn Häuptelein kann alles machen! Und wenn wir unsere Länder vereinigen, wer wird es noch gegen unsere Macht wagen!"

Die Königstochter hörte zu, den Kopf auf die Hand gestützt. Nach einer Weile sagte sie:

„Ich ehre deines Hauptes Macht, aber mit deinen Versprechungen wirst du mich nicht verlocken. Außerdem bist du so groß, so fein, daß ich, die Einfache, deine Frau nicht sein kann."

Ein schrecklicher Zorn sprang dem Häuptelein auf: in seinen Augen flammte der Groll.

„Du willst einen Feind an mir haben, Königstochter!" schrie er — und fing wieder lieblich zu sprechen an: „Auch wenn wir sehr mächtig sind, könnten wir glücklich sein." — Und wieder konnte er nicht schweigen, ohne herauszuplatzen: „Königstochter! Ruhe wirst du nie genießen, du wirst viele Feinde haben!" — Häuptelein ging weg, und die Königstochter seufzte nur auf: „Sie verstehen mich nicht!"

Nun kam die Reihe an den dritten Jüngling, der ohne Begleitung gekommen war, sehr einfach gekleidet. Sein Königreich wurde schön verwaltet, und es ging dort alles gut. Doch ehrten die

Nachbarn sein Volk nicht sehr, man weiß nicht weshalb. Vielleicht verstand man es nicht, vielleicht wollte man es nicht verstehen. Er stellte sich vor, sah die Königstochter an und sprach:

„Königstochter Wahre Wahrheit! Du hast so viele Königssöhne hohen Stammes zurückgewiesen, daß ich, das nur wenig in der Welt bekannte Herzelein, es nicht mehr wage, mich um dich zu bewerben. Ich habe nichts, womit ich mich loben könnte. Ich bin nicht ehrgeizig, ich suche keine Länder, nehme sie von den andern nicht weg; Reichtümer sammeln verstehe ich nicht. Doch wenn du mit mir gehen wolltest und wir unsere Reiche miteinander verschmelzen könnten, scheint es mir, wären wir selbst glücklich, wäre auch jeder glücklich, der sich uns näherte; und unser gemeinsames Reich würde den Armseligen und Notleidenden Zuflucht geben."

Er sprach nicht dreist, nur seine Augen blitzten wie Diamanten. Und die Königstochter streckte freudig ihre beiden Hände nach ihm aus und sagte: „Königssohn! Es ist uns beiden vom Schicksal aus bestimmt, beisammen zu sein, das ganze Leben beisammen! Wir wollen keine Ehrenbezeugungen suchen! In unserem Lande wird Raum genug für sehr viele Menschen sein, und einen jeden werden wir glücklich machen!"

Nicht feierlich war die Hochzeit der Wahren Wahrheit und des Herzeleins. Jetzt sind sie alle beide sehr glücklich, und in ihrem Reiche ist es sehr still und gemütlich; denn dort fand sich schöne Ordnung und Bruderliebe ein, und alle seine Bewohner lieben und helfen sich gegenseitig.

*

Herzelein begegnete einmal Händelein. Nachdem er ihn herzlich begrüßt hatte, bat er: „Komm, Königssohn, als Gast in unser Land; vielleicht wird dir der Friede lieb werden, und du wirst keine Kriege mehr führen." Aber daran ist nicht zu denken. Händelein erträgt keinen Frieden; immer ist er bewaffnet und unruhig, er haßt die Wahre Wahrheit, und Herzelein, ihren Mann, lacht er aus.

Häuptelein schien sehr in die Wahre Wahrheit verliebt, aber er war böse auf sie, und lange wollte er sie nicht sehen. Jetzt sehen sie sich. Er lobt ihr und ihres Mannes Volk, sagt aber, daß Herzelein ein ungebildeter Mann sei, und wundert sich, daß sich die Königstochter gerade ihn und nicht einen anderen ausgewählt hatte.

Einmal fragte er die Königin:

„Warum wolltest du, Königin, nicht mich heiraten? Wenn wir beisammen wären, hätten wir Unseresgleichen nicht, und niemand könnte gegen uns auftreten."

Die Königin antwortete ernst:

„Ohne Herzelein könnte ich nicht leben. Was hätte ich von der Ehre allein, was von den Reichtümern? Nur Liebe war mir nötig! Nur einen Menschen brauchte ich. Wo es Liebe und Einigung gibt, nur da gibt's eine wahre Macht. Wo einer den anderen liebt, einer den anderen versteht und ihm hilft, da muß alles stillschweigen, alle Not muß zunichte werden. Herzelein versteht mich ganz; zu ihm allein zieht mich mein Herz, ohne ihn ist es mir schwer, unruhig, bang, denn er allein ersetzt mir alle Kostbarkeiten der Welt. Mit Herzelein habe ich solche Macht erworben, daß selbst die Hölle sie nicht zerstören kann; denn der Samen, den diese Macht sät, geht überall auf und wächst überall, und niemand wird ihn vernichten. Wenn ich selbst des Herzeleins Herz hätte, hätte ich einen Mann der Wahren Wahrheit gesucht — so sind wir einander notwendig. Hätte ich mit Euch solche Macht und solches Glück gefunden?"

Häuptelein schüttelte nur den Kopf, widersprach aber nicht. Später, als er älter geworden war und manches bedacht hatte, fing er an, die Wahre Wahrheit mit anderen Augen anzusehen. Er begriff, daß die Wahrheit recht hatte. Wenn er selbst keinen Kopf gehabt hätte, hätte er es gewiß nicht verstanden.

Warum habe ich nichts

Es lebte ein Mensch. So armselig war er, daß er nichts auf der Welt hatte. Er zieht sich an, so gut er kann, und geht in die Weite. Trifft er einen Menschen, fragt er gleich: „Warum habe ich nichts?" — „Hast du irgendeine Arbeit?" — „Nein, ich habe keine." — „Wenn du keine Arbeit hast," sagt ihm der Mensch, „woher kannst du etwas haben?" Der arme Teufel geht weiter und fragt und fragt, weshalb er gar nichts hat. So ist er also in eine Stadt gekommen. Er geht durch die Stadt und sieht einen Garten; durch diesen Garten geht der König mit der Königin. Er kommt zu dem König und fragt: „Warum habe ich nichts?" — „Verstehst du zu lesen, zu schreiben oder sonst irgendein Gewerbe?" — „Nein, ich verstehe nichts." — „Woher willst du denn etwas haben, wenn du nichts verstehst?" Da geht der arme Schnappsack weiter und sieht: vor der Tür des Palastes sitzt des Königs Tochter. Er geht zu ihr und fragt: „Warum habe ich nichts?" — „Bist du verheiratet?" — „Nein, ich bin nicht verheiratet." — „Heirate, so wirst du was haben," antwortete die Königstochter. Da lachte der Hungerleider und ging seines Weges.

Der König hatte den armen Teufel lachen sehen, und ihn kam die Lust an, zu erfahren, was ihm die Königstochter gesagt hatte. Und er fragt die Königstochter: „Was hat dich der Mensch gefragt?" — „Er fragte mich, weshalb er gar nichts habe." — „Und was hast du ihm geantwortet?" — „Ich will es nicht sagen." — „Sag es!" — „Ich will's nicht sagen!" Und wie auch der König drängte,

daß sie's sagen solle, er konnte sie in keiner Weise zwingen. Dann befahl der König, den Menschen aufzuspüren. Man fand den armen Teufel, führte ihn zum König, und der König fragte ihn: „Was hast du die Königstochter gefragt?" — „Ich fragte, warum ich nichts habe." — „Und was hat sie dir geantwortet?" — „Heirate, so wirst du was haben!" Da ärgerte sich der König über die Tochter. „Wie," sagte er, „der Kerl ist unverheiratet und lebt ledig schon so armselig? Was wird erst mit ihm sein, wenn er sich verheiratet und Kinder bekommt? Wenn du ihm solchen Rat gegeben hast, geh und leb mit ihm!"

Und der König hat die Tochter mit dem armen Teufel hinausgetrieben. Sie sind alle beide in eine andere Stadt gegangen, und da sagt die Königstochter zu dem armen Schlucker: „Ich werde andre Kleider anziehen, und du bringst meine königlichen Kleider zu dem Kaufmann, bei dem mein Vater immer die Ware nimmt, und verkaufst sie für soviel und soviel Geld; und wenn man dich fragt: ‚Wessen sind die Kleider?' antworte, daß die Kleider deiner Frau seien!" Der Arme trägt also die Kleider zu dem Kaufmann, sagt den Preis, und der Kaufmann fragt: „Woher hast du die Kleider bekommen?" — „Die sind meiner Frau." — „Du hast sie gestohlen!" — „Die sind meiner Frau," sagt immerfort der Arme. Der Kaufmann ärgerte sich, führte die Polizei her und ließ den Menschen festnehmen. „Und woher hast du die Sachen bekommen?" fragt die Polizei. „Die sind meiner Frau." — „Wenn die deiner Frau sind," sagt der Kaufmann, „werde ich dir mein ganzes Eigentum abtreten." — „Gut!" Und sie haben den Armen festgenommen, und der Kaufmann hat unterschrieben, daß er sein ganzes Eigentum dem Armen abtritt, falls die Kleider seiner Frau gehören. „Und wo ist denn eigentlich deine Frau?" — „Sie ist außerhalb der Stadt und wartet, daß ich zurückkomme." Und alle beide wurden zu der Königstochter hingeführt. Als man ihrer ansichtig wurde, erkannten alle sie sofort. Und die Königstochter sagte zu ihnen: „Weshalb quält ihr den Menschen so? Das ist mein Mann!" Da ließ der Kaufmann die Nase hängen und mußte dem Armen sein ganzes Eigentum abtreten.

Und dann bezog der Arme mit der Königstochter das Haus des Händlers. Von allem war da, soviel man nur wollte. Man brauchte nur Geld. Die Königstochter webte ein Gürtelband, nähte es mit teuren Edelsteinen aus und befahl dem armen Teufel, es fortzubringen und zu verkaufen. Nun band der Arme den Gürtel an einen Stock (natürlich wie ein Bauer), und trug ihn in der Stadt umher. Und in dieser Stadt hat nur ein Händler ähnliche Gürtel. Er sieht den Menschen den Gürtel zum Verkauf anbieten und fragt: „Woher hast du diesen Gürtel bekommen?" — „Der ist meiner Frau!" — „Du hast ihn gestohlen, gesteh ein!" — „Der ist meiner Frau!" In dieser Zeit hatten sich mehrere Händler gesammelt, und du weißt, daß ein Jude einem Juden und ein Händler einem Händler beisteht. Alle sprechen das eine, daß der Gürtel gestohlen sei. Der Arme sagt nur immer: „Der ist meiner Frau!" Da haben die Händler Zweitausend zusammengelegt und sagen: „Wenn der Gürtel deiner Frau ist, soll dieses Geld dein sein!" Und als nun der Arme sie zu der Königstochter geführt hatte, fing sie an, über die Händler zu schelten, weshalb sie ihren Mann unnütz belästigten. Da sind die Händler erschrocken, haben dem Armen das zusammengelegte Geld abgegeben und wollten nach Hause, als ob sie eine Fliege verschluckt hätten.

Jetzt hatten die beiden von allem genug, vom Gelde und von allem Guten. Und der ‚Arme' lebte mit der Königstochter sehr glücklich. Der König schickte seinen Diener, damit sie ihm soviel und soviel Waren auslieferten. „Laßt den König selbst herkommen," sagte die Königstochter, „anders werden wir nichts liefern!" Die Diener sind zurückgekommen und haben gesagt, daß es so und so ist, und daß der Händler die Ware nicht liefern will. „Laßt," sagten sie, „laßt den König selbst herkommen!" — „Wie, es heißt, der König soll selbst kommen? Gut, spannt die Pferde an!" — Haben die Pferde angespannt, und der König fuhr fort. Und die Königstochter wußte, daß sich der Vater furchtbar ärgern würde, und hat deshalb unter ihr Gewand eiserne Kleider angezogen. Es kommt der König, er springt aus dem Wagen und haut gleich der Königstochter mit dem Degen über die Schulter. Doch der Degen sprang zurück. Und dann schaute der König sich um und erkannte seine Tochter. Er konnte sich nicht genug wundern. „Wie kommst du hierher?" fragte er. „So und so", und da erzählte die Königstochter dem Vater, wie alles gekommen ist. „Dein Glück!" sagte der König, hat ihnen die Hälfte seines Landes verschrieben und feierte am selben Abend Hochzeit.

An dieser Hochzeit war ich auch. In dem Rocken saß ich und sah die Hochzeiter an. Und was ich gesehen und gehört, habe ich Wort für Wort aufgeschrieben.




Litauische Dainos

Übertragen von O. Wöhrle

Die jungen Tage

Als ich wuchs beim Mütterchen,
blieb die Arbeit ungetan;
ich hatte mir mein Gärtlein
mit grünem Ahorn umzäunt.

Säte Raute, säte Minze,
säte weiße Lilie,
säte meine jungen Tage
wie die grüne Raute.

Keimte Raute, keimte Minze,
keimte weiße Lilie,
keimten meine jungen Tage
wie die grüne Raute.

Goß die Raute, goß die Minze,
goß die weiße Lilie,
goß auch meine jungen Tage
wie die grüne Raute.

Wuchs die Raute, wuchs die Minze,
wuchs die weiße Lilie,
wuchsen meine jungen Tage
wie die grüne Raute.

Pflückte Raute, pflückte Minze,
pflückte weiße Lilie,
pflückte meine jungen Tage
wie die grüne Raute.

Flocht die Raute, flocht die Minze,
flocht die weiße Lilie,
flocht so meine jungen Tage
wie die grüne Raute.

Welkte Raute, welkte Minze,
welkte weiße Lilie,
welkten meine jungen Tage
wie die grüne Raute.

Weg die Raute, weg die Minze,
weg die weiße Lilie,
weg auch meine jungen Tage
wie die grüne Raute.

Zwiegesang

Ich will vorsingen
das Lied der Lieder,
ich Liederknabe.

Ich will aufschließen
der Lieder Schreinlein,
sie frei sein lassen.

Blut fehlt dem Steine,
Flügel dem Wasser,
Blüte dem Farnkraut.

Mir kleinem Knaben,
mir jungem Knaben,
fehlt ’s junge Mädchen.

Drum will verkaufen
ich Roß samt Sattel,
Leinweb’rin dingen.

Da sprach dagegen
das junge Mädchen,
zur Kammer schreitend:

„Nicht Roß noch Sattel
sollst du verkaufen,
ich werde selbst die Web’rin sein!“

Ich will vorsingen
das Lied der Lieder,
ich Liedermädchen.

Ich will aufschließen
der Lieder Schreinlein,
sie frei sein lassen.

Blut fehlt dem Steine,
Flügel dem Wasser,
Blüte dem Farnkraut.

Mir kleinem Mädchen,
mir Allerärmsten,
mir fehlt der Knabe.

Drum will verkaufen
ich Ring und Kränzlein,
den Pflüger dingen.

Da sprach dagegen
der junge Knabe,
zum Stalle schreitend:

„Nicht Ring noch Kränzlein
sollst du verkaufen,
ich werde selbst der Pflüger sein!“

Das Bräutlein

Schwester, warum sitzest, sinnst du?
Junge, warum trauerst, weinst du?
Sind nicht dein die jungen Tage?
Ist nicht dein das Rautenkränzlein?

„Wohl sind mein die jungen Tage,
wohl ist mein das Rautenkränzlein;
doch mein Herzlein jammert's, jammert's,
ach, die Mutter zu verlassen.

Bin ich erst von ihr gegangen,
schüttelt mich des Nordens Sturmwind;
schüttelt mich des Nordens Sturmwind,
nässet mich der nasse Regen."

Da wo saß die junge Schwester,
da wo unsre Junge nachsann,
aufschoß eine weiße Lilie;
Erde faßte nicht die Tränen.

Schwesterlein verläßt den Garten,
trägt ein Kränzlein in den Händen:
„Kränzlein, du mein allergrünstes,
Kränzlein, wirst du mit mir gehen?"

„Bin gewohnt, mir dir zu gehen,
bin gewohnt des Wegs zu wandern;
doch mich wird der Nordwind schütteln,
wird mein grünes Laub mir welken!"

Liebe

Brücküber ritt ich,
vom Rosse fiel ich,
im Schlamme lag ich.

Da lag ich, lag ich
im Schlamm drei Wochen,
nicht eins vermißt' mich.

O sieh, herflogen
drei Kuckuckvögel
zu dunkler Nachtzeit.

Es schrie der eine
zu meinen Füßen,
häuptlings der andre.

Der dritte Kuckuck,
der habichtfarb'ne,
beim Herzlein schrie er.

Die Frau zu Füßen,
die Schwester häuptlings,
beim Herz die Mutter.

Die Frau, die grämte
sich schier drei Wochen,
drei Jahr' die Schwester.

Die liebe Mutter,
die mich erzogen,
solang ihr Kopf lebendig war.

Die Frau, die folgte
bis in die Felder,
die Schwester bis zum Gotteshaus.

Die liebe Mutter,
die mich erzogen,
die folgte bis zur Ruhestatt.

Fremdland

Der Bruder im Hofe
aufsattelt das Rößlein;
die jungjunge Schwester
weinte so sehr.

Fragte die Schwester,
fragte den Bruder:
„Wo reitest hin, Bruder?
Machst fertig dein Rößlein?"

„Schwester, du meine,
jungjunge meine,
in den Krieg hinein reit ich,
ich reite ins Fremdland."

In den Krieg wohl ritt er
in vorderster Reihe,
schön wieherte, wieherte
das braunbraune Roß. —

Der Königssohn fragte:
„Warum ist so traurig,
so traurig das Rößlein
und der, der's besitzt?"

„Was soll ich nicht traurig,
nicht ingrimmig sein?
Das siebente Jahr schon
im Fremdland, im Fremdland!"

Der Soldat

Bin und bleib allzeit Soldat,
bin und bleib allzeit Soldat,
hab den Vater mein verlassen
wie im Garten drin den Eichbaum.

Eichbaum drin im Garten blüht,
Eichbaum drin im Garten blüht,
und meinthalben weint der Vater
einen grauen Tränenstrom.

Söhnlein, wirst du wiederkehr'n?
Junger, wirst du wiederkehr'n?
Wirst du mir dein Helmzeug schicken?
Wirst du mir dein Helmzeug schicken?

Vater, werd' nie wiederkehr'n,
Alter, werd' nie wiederkehr'n;
wiederkehr'n wird nur mein Braunroß,
wiederbringen dir mein Helmzeug.

In des Helmzeugs Mitte drin,
in des blanken Helmzeugs Mitte
steht mein Name, steht mein Name
voll und voll mit Blut betropft.

•

Bin und bleib allzeit Soldat,
bin und bleib allzeit Soldat,
hab die Mutter mein verlassen
wie den Apfelbaum im Garten.

Apfelbaum im Garten blüht,
Apfelbaum im Garten blüht,
und meinthalben weint die Mutter
einen grauen Tränenstrom.

Söhnlein, wirst du wiederkehr'n?
Junger, wirst du wiederkehr'n?
Wirst du dein Gewand mir schicken?
Wirst du dein Gewand mir schicken?

Mutter, werd' nie wiederkehr'n,
Alte, werd' nie wiederkehr'n,
wiederkehr'n wird nur mein Braunroß,
mein Gewand dir wiederbringen.

Mitten in der Uniform,
in der schwarzen Uniform
steht mein Name, steht mein Name
voll und voll mit Blut betropft.

•

Bin und bleib allzeit Soldat,
bin und bleib allzeit Soldat,
hab den Bruder mein verlassen
wie im Garten die Päonie.

Pfingströslein im Garten blüht,
Pfingströslein im Garten blüht,
und meinthalben weint der Bruder
einen grauen Tränenstrom.

Bruder, wirst du wiederkehr'n?
Junger, wirst du wiederkehr'n?
Wirst du deinen Degen schicken?
Wirst du deinen Degen schicken?

Bruder, werd' nie wiederkehr'n,
Junger, werd' nie wiederkehr'n;
wiederkehr'n wird nur mein Braunroß,
meinen Degen wiederbringen.

In des Degens Mitte drin,
in des blanken Degens Mitte
steht mein Name, steht mein Name
voll und voll mit Blut betropft.

•

Bin und bleib allzeit Soldat,
bin und bleib allzeit Soldat,
hab die Schwester mein verlassen
wie den Nelkenstock im Garten.

Nelkenstock im Garten blüht,
Nelkenstock im Garten blüht,
und meinthalben weint die Schwester
einen grauen Tränenstrom.

Bruder, wirst du wiederkehr'n?
Junger, wirst du wiederkehr'n?
Wirst du mir dein Ringlein schicken?
Wirst du mir dein Ringlein schicken?

Schwester, werd' nie wiederkehr'n,
Junge, werd' nie wiederkehr'n;
wiederkehr'n wird nur mein Braunroß,
wiederbringen dir mein Ringlein.

In des Ringleins Mitte drin,
in des blanken Ringleins Mitte
steht mein Name, steht mein Name
voll und voll mit Blut betropft.

Litauische Liebeslieder

Uebertragen von C. H. F. Nesselmann

Ach trocken, trocken,
ist dieser Sommer,
mehr als sonst je ein Sommer.

Er hat vertrocknet
den Teich im Dorfe,
getötet drin die Fische.

Die Fische lechzen
nach frischem Wasser,
wie ich nach meiner Mutter.

Es forscht der Knabe
nach meiner Weise,
nach meines Körpers Wuchs auch.

Und wenn du forschtest
drei lange Jahre,
du würdest mich nicht kennen.

Die liebe Mutter,
die mich erzogen,
kennt selbst nicht meine Weise.

Als das Söhnlein ritt zu seinem Mädchen,
wußte nichts davon der alte Vater,
doch er merkt' es an dem braunen Rosse
und an seines Sohnes Feierkleidern.

Ei, mein Sohn, du lieber junger Bursche,
wo bist du in finstrer Nacht gewesen?
Wo hast du erhitzt den Dunkelbraunen?
Wo den Hufbeschlag von Stahl bestoßen?

Schilt mich nicht, mein lieber, alter Vater,
daß ich nun heimführen will mein Mädchen.
Werd' ein grünes Fuhrwerk mir bestellen
und ein Zwiegespann davor mir legen.

Kam um Mitternacht ich heimgefahren,
war noch nicht zu Bett der alte Vater,
öffnete mir selbst das große Hoftor,
hielt auch auf die dunkelbraunen Rosse.

Fragte mich der alte, liebe Vater:
Wer hat dir in finstrer Nacht geleuchtet?
O, mir leuchteten zwei helle Sterne,
meines lieben Mädchens Feueraugen.

Was, o Tochter, was, o junge,
tatest du?
Warum hast du nicht ein Wörtchen
mir gesagt?

Bin gegangen durch den Garten
auf und ab.
Habe Negelken gepflanzet
Dutzend Stück.

Eine Staude schöner Nelken
golden gelb,
eine andre Nelkenstaude
blutig rot.

Habe mir gepflückt der Nelken
Dutzend Stück,
hab' nach Ragnit sie dem Pfarrer
hingebracht.

Ich dem Pfarrer schöne Nelken
Dutzend Stück,
mir der Pfarrer den Geliebten,
den ich mag.

Laß gehn uns beide selbander
ins Wäldchen, ins grüne, selbander.

Wir fällen beide selbander
die grünenden Linden selbander.

Wir schneiden beide selbander
uns draus neue Brettchen selbander.

Wir machen beide selbander
ein neues Bettstellchen selbander.

Wir legen beide selbander
hinein uns ins Bettchen selbander.

Wir machen beide selbander
von Zweigen 'ne Wiege selbander.

Wir legen beide selbander
hinein ein klein Kindchen selbander.

Wir wiegen beide selbander
das niedliche Kindchen selbander.

Wir breiten beide selbander
hinein neue Pfühle selbander.

Ich schritt daher durchs Dörfchen
vorbei am Rautengarten,
und sieh, da traf ich
den losen Buben
dort an dem Rautengarten.

Die weiße Hand ergriff er,
zog mir herab das Ringlein,
er zog herab mir
das gold'ne Ringlein
von meinen weißen Händen.

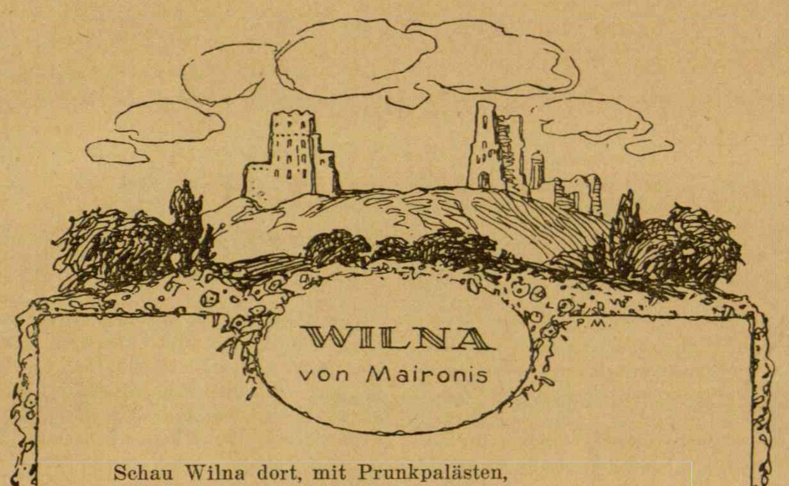
Das Mädchen wurde zornig
und forderte das Ringlein:
Gib mir, o Knabe,
das Ringlein wieder,
ich will mit dir nicht reden.

Noch bleib ich bei der Mutter,
gehorche noch der Mutter.
O kaufet, Brüder,
kauft mir ein Kränzchen
auf meine blonden Zöpfe.

Ich setzte auf das Kränzchen,
Heu harkt' ich auf der Wiese,
da fiel hernieder
mein liebes Kränzchen,
hinein ins klare Wasser.

Nun wirst dahin du schwimmen
entlang die grünen Wiesen,
ins Haff, ins Meer hin,
im Meere schwimmen,
das Mädchen weinen machen.

Still, weine nicht, mein Mädchen,
wohl kommt ein junger Fischer,
dir wird dir fischen
heraus dein Kränzchen
mit grünen, seid'nen Netzen.



WILNA

von Maironis

Schau Wilna dort, mit Prunkpalästen,
wie breit es zwischen Bergen ruht!
Die Nacht hüllt's mit den dunkelsten, besten
Gewändern wie Rauch ein!... es schlummert gut!
Wo blieb der Ruhm, mit dem du einst erschollen?
Die Macht der Ahnenschar, der ehrenvollen?
Wo, Wilna, blieb die Strahlenglut,
die du einst streutest gut
Litauen, unserm Vaterland?

Noch kann der Morgen sich nicht rot mit Sonne malen,
noch schläft ringsum die Nacht, die war.
Nur zag, vereinzelt glänzen her die Strahlen
des Monds, der aufgejagt wird aus der Wolken Schar.
So möchte ich das Schloß, das teure, sehen,
wo schweigend, schlafend die Jahrhunderte stehen,
da Wilna uns noch wie das Auge war,
als es leuchtete klar
Litauen unserm Vaterland.

Warum so traurig? Warum gleiten
dir auf die Brust die Tränen bitterlich?
Bedauerst du erhabner Zeiten Scheiden?
Verspürst du schöne Zukunft? Sprich!
Schau nur, im Osten steigt bereits die Morgenröte!
In den Waldrändern schallt erwachter Vögel Rede:
Die Zeiten, die schlimm waren, ändern sich, —
andre aufleuchten sicherlich
Litauen, unserm Vaterland.

Uebertragen von Oskar Wöhrle

Erzählungen

Das Ehrenfräulein

Aus den ‚Litauischen Bildern'

von Ignaz Chodzko

In einer besonderen, kleinen und warmen Stube, die ehemals das Kaffeezimmer gewesen war, wohnte meine liebe Tante, eine brave, ruhige Alte und schon seit mehr als neun Jahren kinderlose Witwe.

Vom Guten Morgen, den ich ihr zu bieten pflegte, bis zur Guten Nacht, die ich ihr wünschte, betete sie unausgesetzt für mich, den Lebenden, für ihren seligen Mann und für die Seelen aller Verstorbenen, in Sonderheit aller Verwandter mindestens bis zum dritten Geschlecht.

Hin und wieder unterbrach sie ihre Gebete, um mit den Mägden ein bißchen wegen der Sahne zu schelten; aber die Mägde überzeugten sie stets und behielten die Oberhand. Deshalb war auch ihr rotbraunes, schöngestreiftes Kätzchen, das stets neben ihr auf dem Kissen lag, ihr Liebling und ihre beste Freundin. Wenn die Katze eine Zurechtweisung erhielt, murrte sie nur, aber keifte nie.

Auf dem Tischchen, an dem meine Tante zu sitzen pflegte, stand ein silbernes Kreuz mit dem Bilde des Erlösers. Daneben lagen einige Andachtsbücher, und auf diesen lag die Brille. Außerdem stand da noch ein kleiner Spiegel im Filigranrahmen, ein mit Stecknadeln bespicktes Nadelkissen, an dem ein Netz hing; in der Schublade aber lag ein Vorrat von Weißzeug, ein Nadelbüchschen, ein Fingerhut, eine Schere, ein Stecher, eine Gänsegurgel als Zwirnspule und ähnliche kleine Geräte, an die sich das Mütterchen gewöhnt hatte. Jedoch ihr größter Schatz in der Schublade war ein sorgfältig eingewickeltes, überbundenes altes Schriftstück, das an den Brüchen sorgfältig beklebt war und wie eine Reliquie verehrt wurde. Es war dies — oder besser es ist dies (denn ich bewahre es noch als Andenken auf) — die Verschreibung ihres Brautschatzes durch die Fürstin und Woiwodin Oginska, an deren Hofe sie erzogen worden, dann eine Reihe von Jahren hindurch Ehrenfräulein gewesen war, bis sie sich verheiratete und von der Fürstin, ihrer Herrin und wahren Wohltäterin, reichlich beschenkt und ausgestattet wurde.

Wie viele Male hat mir die Alte dieses Papier vorgelesen! Ich müßte dessen Inhalt auswendig wissen, wenn man eine Menge hochtönender Worte, die ohne Ordnung zusammengewürfelt sind, dem Gedächtnis einprägen könnte. Auch meine Freunde und Nachbarn müßten den Inhalt kennen, denn bei jedem Besuche bekamen sie ihn anzuhören. Ja sogar die Dienstmägde müßten ihn kennen, und sie allein hörten das Schriftstück gerne verlesen, denn dieses Vorlesen unterbrach auf einige Zeit das ihnen überdrüssige Spinnrad, um so mehr, als nach dem Lesen gewöhnlich noch Erzählungen nachfolgten, die mindestens eine Stunde dauerten.

„Welch hoher Sinn!“ pflegte meine Tante zu sagen. „Wer versteht heutzutage noch so zu schreiben?“

Zum Schlusse küßte sie die Unterschrift der Woiwodin, trocknete sich die Tränen und legte das Schriftstück in den Tisch zurück.

„Also, liebe Tante,“ sagte ich einst bei solcher Gelegenheit, „solch ein Ehrenfräulein, war das eine Kammerjungfer?“

„Was du da schwatzest, mein Lieber! Weder Dienerin war sie, noch war sie für Lohn gemietet.“[1])

„Aber wenigstens war solch ein Ehrenfräulein stets eine alte Jungfer?“

„Ach ich unglückliches Weib! Was schwatzest du da wieder? Im Gegenteil, fast jedes Ehrenfräulein verheiratete sich; denn ihr Bewerber konnte gewiß sein, daß er Brautschatz und Aussteuer und die Gunst der Herrschaft mitbekommen werde. Ich selbst war, wie du aus dem Schriftstück ersiehst, Ehrenfräulein bei der Fürstin Woiwodin, Gott hab' sie selig! und von ihrem Hofe verheiratete ich mich mit meinem seligen Josef. Gott gebe ihm eine fröhliche Auferstehung!“

„Nicht wahr, Tantchen, Sie hatten damals wohl schon ein halb Schock Jährchen auf dem Nacken, als der Herr Kapitän . . .“

„Was für ein Geschwätz! Ich war erst etwas über die Zwanzig! . . .“

---

[1]) Das eigentliche (niedere) Dienstpersonal bestand damals aus leibeigenen Leuten; für Lohn gemietet wurden nur Fremde. Alle Gesellschafter und das ganze Ehrengefolge der hohen Aristokratie waren unbesoldet.

„Nun, abgesehen davon, Tantchen! Sagen Sie mir lieber, welche Pflichten einem solchen Ehrenfräulein oblagen?“

„Pflichten? Gar keine Pflichten! Sieh, mein Bester, an jedem großen Hofe waren einige ehrbare Fräulein, die das ‚Frauenzimmer‘ [1]) der Woiwodin ausmachten. Weißt du, was das Wort ‚Frauenzimmer‘ bedeutet?“

„Ich verstehe, Tantchen! ich verstehe!“

„Obgleich das ein deutsches Wort ist, so war doch bei uns alles gut polnisch, fromm, geputzt und prächtig. Am Hofe der Woiwodin waren wir unser sechs. Manchmal mehr, manchmal weniger. Die älteste jedoch führte den Reigen, und wenn sie sich bei der gnädigen Frau beliebt zu machen wußte, blieb sie Ehrenfräulein, bis ihr Gott ein anderes Los zuerteilte. [2]) Die jüngeren wurden Residentinnen [3]) genannt.

Als solches erstes Ehrenfräulein mußte man schon ein gesetztes Alter und einen guten Verstand haben und sich in jeder Gesellschaft wohl zu benehmen verstehen, damit sich die gnädige Frau ihres Ehrenfräuleins, das ihr stets zur Seite war, nicht zu schämen brauchte. Nach der Frau Snopkowska nahm ich deren Stelle bei der Frau Woiwodin ein und diese, Gott hab' sie selig! liebte mich sehr. Ich pflegte dann schön geputzt im Paradezimmer zu sitzen und tamburierte oder nähte für die gnädige Frau, aber nur frei aus der Hand, denn am Rahmen stickten nur die Residentinnen. Wie gesagt, ich mußte immer schön geputzt sein, was mir jedoch leicht wurde, denn die Frau Woiwodin teilte mir reichlich aus ihrer eigenen Garderobe mit. Und so war ich bereit, die Gäste zu empfangen, besonders die Damen, zuweilen aber auch die Herren, um die Herrschaften so lange zu vertreten, bis sie sich selbst in den Gemächern zeigten. Da mußte man denn natürlich sich auf ein Gespräch verstehen und die Gäste artig unterhalten können. Hatte sich jedoch große Gesellschaft und zwar auf mehrere Tage versammelt, dann gab es eine besondere Obliegenheit für das Ehrenfräulein, die eigens zu gewissen Vergünstigungen und Einkünften für sie ausgesonnen war.

Ich mußte früher als alle anderen aufstehen, mich tüchtig schnüren, ein seidenes Kleid anziehen, ein hübsches hochrotes Tüchelchen über die Brust zusammenstecken, Atlasstiefelchen mit Absätzen antun. So ging ich zu den Gästen. Hinter mir die Heiducken, die silberne Teller mit dem Kaffee und ausgezeichneter Sahne trugen und in silbernen Körben Zwiebacke, die so köstlich schmeckten wie die, die ich dir zu backen pflege. So gehe ich und finde die Herrschaften bisweilen noch im Bette; aber das schadet nichts, denn diese Ehre widerfuhr nur Herrschaften von hohem Range und Veteranen. Ich trete ein und mache an der Türe einen zierlichen Knicks.

‚Meine Gebieterin schickt mich, den Exzellenzen einen guten Morgen zu wünschen!‘ sage ich. Und sie grüßen mich feierlich, entschuldigen sich, daß sie verschlafen haben, und inzwischen lasse ich den Tisch mit einem Tischtuch aus holländischem Leinen, so schön wie Atlas, decken und gebe den Kaffee. Dann frage ich nach dem Befinden, und ob die gnädige Frau nicht irgendeinen Kräutertrank oder vielleicht Tee wünsche, solchen chinesischen, den ihr heutzutage für gewöhnlich gläserweise trinkt, der aber damals nur bei Unwohlsein angewendet wurde. Im ganzen Hause fanden sich nur einige Prisen davon vor, und die waren noch dazu in der Apotheke gekauft.

So spreche ich ein wenig und mache dann weiter die Runde in den andern Gastzimmern, und so mache ich allen ehrenwerten Ehepaaren die Aufwartungen. Dann kehre ich zu meiner gnädigen Frau zurück und berichte, wie es den Gästen geht und warte in meinem Zimmerchen neugierig und ungeduldig auf die Rückkehr der Teller, die die Heiducken ganz unberührt schnurstracks in mein Zimmer bringen. Alle Residentinnen kommen eilends zu mir gelaufen, ja zuweilen kommt sogar die gnädige Frau im Pudermantel herbei, neugierig zu sehen, ob die Gäste freigebig gewesen. Kein Teller kommt leer zurück. Der eine ist bedeckt mit einem Schal, der seine 10 bis 20 Dukaten wert ist; auf dem andern liegt ein seidenes Kleid, auf dem dritten ein schöner Ueberwurf. Das wenigste ist eine Schachtel voll Bänder oder eine echte Brabanter Spitze. Geld findet sich niemals vor, denn das schickt sich nicht; aber zuweilen stellten sich auch hübsche Ringe oder Ohrgehänge und andere Schmucksachen von bedeutendem Werte ein. Da nun das Haus des Herrn Woiwoden meistens von sehr angesehenen Gästen besucht wurde, so erhielt das Ehrenfräulein ohne Kosten und Arbeit eine schöne Aussteuer. Wo findest du dergleichen heutzutage? Wo gibt's heute solche Ehrenfräulein? Wo solche Herrschaften? und wo solche wohltätigen und gottesfürchtigen Frauen? ja, wo? Der Herr getröstete ihre Seelen!“ sprach sie, die Hände gen Himmel erhebend . . . „Ach, willst du fort!“ . . . Das Kätzchen war auf das Geranium gesprungen.

Ich aber benutzte diesen Augenblick der Unterbrechung und Verwirrung und schlich hinaus, um dem weiteren Bericht der Jugendgeschichte meiner Tante zu entgehen.

O Jammer! Nicht lange nachher sprach auch ich auf dem Grabhügel des letzten Ehrenfräuleins in Litauen ein „Der Herr getröste ihre Seele!“ —

[1]) Gefolge.
[2]) D. h. bis ihr Gott einen Mann gab.
[3]) „Rezydenti“ auf Polnisch.

Der Litauerknabe und sein Brauner

Eine Jugenderinnerung
von W. St. Vidunas

Zunächst war es allerdings ein Schwarzer. Wie dieser die Aufmerksamkeit des Knaben auf sich ziehen konnte, ist nicht festzustellen. Der Vater besaß ihn bereits, als der kleine Garswydas die Dinge der Welt deutlich zu unterscheiden begann. Dann aber wollte er gerade den Rappen immer wieder sehen, wenn ihn nicht irgendetwas sonst sehr beanspruchte.

Der Rappe war allerdings auch zu niedlich. Neben anderen Pferden sah er aus wie ein Füllen. Nur war er ziemlich dick und rund. Und wenn Garswydas hinaufgesetzt wurde, dann konnten seine Beinchen den Pferderücken kaum umspannen. Drollig genug war's, wenn's lief. Die Beine bewegten sich ungeheuer schnell. Doch kam es nicht sehr weit vorwärts. Der Vater hatte es eben mehr zum Hausgebrauch.

Darum weidete der kleine Rappe auch ganz nah am Hause auf dem Felde oder auf der Wiese. Und wenn dann das Mädchen ihn weiterzubinden ging, wollte Garswydas auch durchaus mit. Nur daß der kleine Rappe sich vor ihm wie ein Berg erhob. Da half denn Berta hinauf, aber meist so, daß Garswydas auf der anderen Seite wieder herunterfiel. Auf dem weichen Boden machte das allerdings nichts aus, aber unangenehm war's doch. Nur wollte Garswydas nicht zeigen, daß er sich geschlagen hatte. Er schämte sich seines Falles. Deshalb gab er auch keinem Verdacht Raum. Der übermütigen Berta war nämlich allerlei zuzutrauen. Doch Garswydas war nun einmal ein Junge mit hartem Gemüt, der nie weinte. Auch wenn der Vater ihn züchtigte. Das war später öfter nötig, weil nicht gar so selten eine Fensterscheibe eingeworfen wurde oder die Nase eines der Brüder bei Raufereien zu bluten anfing und Garswydas nicht ganz schuldlos war. Er bestritt es auch nicht. Er sah das als unvermeidlich an im Leben.

Eine richtige Freude hatte aber Garswydas an seinem Rappen erst, als er schon allein zu ihm hinausgehen konnte. Da pflegte er sich vor ihm auf den Boden zu setzen und zuzusehen, wie er fraß und ihm immer näher kam. Dann hielt der Rappe inne und sah Garswydas an, die Ohren aufgerichtet, und fraß wieder, indem er die Ohren spielen ließ. Garswydas mußte dann weiterrücken, weil der Rappe immer dichter zu ihm herankam.

Schließlich hatte es unser Kleiner auch heraus, wie man oben sitzen könne. Nur das Aufsteigen war schwierig, während um das Herunterkommen jede Sorge unnötig war. Es geschah immer auf irgendeine Weise. Wohl gab es Helfer auch außer der Berta. Aber der Stolz, es aus eigenen Kräften zu vermögen, ließ Garswydas keine Ruhe. So pflegte er denn den Rappen meistens in einen Graben zu führen. Das war anfangs nicht leicht. Das Pferdchen wollte die Sache durchaus mißverstehen und sprang immer über den Graben. Später aber ging's. Und Garswydas glaubte, eine Welt erobert zu haben, als er den Schwarzen besteigen und lenken konnte.

So war Garswydas acht Jahre alt geworden. Da gab der Vater den Rappen dem einen Oheim. Es hieß immer, der Schwarze sei schon sehr alt, und der Oheim könne ihn füttern bis zu seinem Tode, auch ohne daß er fleißig arbeite. Garswydas hatte geschlafen, als sein Rappe weggeführt worden war. Darüber kränkte er sich ordentlich. Doch tröstete er sich schließlich damit, daß er ihn ja wiedersehen würde. Man würde wohl trotz der vielen Meilen einmal zu dem Oheim hinkommen.

Doch schwand der Rappe dem Knaben bald aus dem Gedächtnis. Der Vater schaffte sich an Stelle jenes einen Braunen an. Und der hatte bald den ganzen Garswydas gewonnen. Der Braune war größer, die Hufe klein und rund, die Beine dünn und lang. Und der kleine Kopf mit den klugen Augen! Die Ohren bewegten sich unaufhörlich. Nur wenn der Braune etwas beobachtete, richteten sie sich nach vorn und hielten still, während die Nüstern sich weiteten. Offenbar war das Roß mit allen Sinnen bei seiner Sache und sah dann zum Bewundern schön aus. Wie machte sich dagegen Nachbars Karl, der beim Aufhorchen auch den Mund aufsperrte und doch nie etwas gemerkt hatte! Und der Braune war erst drei Jahre alt. Doch machte er sich trotzdem schon sehr wichtig. Den Hals pflegte er zurückzubiegen, als ob er sich aufrichten wollte. Garswydas fühlte so ganz deutlich, wie gut sie zueinander paßten.

Auch saß es sich auf ihm ganz anders als auf dem Rappen. Der Rücken war nicht so breit. Garswydas konnte seine Beine ziemlich gut an den Körper des Pferdes drücken. So nahm er denn auch den Braunen ganz in seine Pflege. Die Fütterung und das Putzen wollte er nun ganz allein besorgen. Nur war das nicht leicht. Er striegelte und kämmte sich müde an seinem Braunen, und es war schier zum Verzweifeln, daß der statt glatter nur rauher wurde. Doch allmählich ging's. Der Braune war wirklich das schönste Pferd in der ganzen Gegend. Wenigstens in Garswydas' Augen. Die Behauptung aller Nachbarn, daß es das schnellste Roß sei, nahm er als eine ganz unbezweifelbare Tatsache entgegen.

Nun trat ein Ereignis ein. Der benachbarte Gutsbesitzer kam einmal zum Vater auf einem Rappen geritten. Der Herr war sicher ein vornehmer Mann. Die Sporen an den blanken Stiefeln waren von Silber. Und an dem Zaume glänzte ebenfalls dies weiße Metall. Kein Zweifel, das Pferd war ein gutes, schönes Tier. Es war auch

viel größer als der Braune. Nur in einem Stück unterschied es sich grundsätzlich von ihm. Es hatte einen ganz kurzen Schweif, während der des Braunen fast bis zur Erde reichte.

Bis dahin hatte Garswydas gemeint, so müsse es sein, wenn auch andere Pferde nicht so lange Schweife hatten. Aber hier war der Unterschied gar zu auffällig. Anfangs hatte Garswydas das Gefühl, als ob das schöne blanke Pferd des Herrn Br. am Schwanz verkrüppelt sei. Dann aber war er doch in Zweifel geraten. Er hatte eine Frage gestellt, und der Vater und auch Herr Br. hatten so geantwortet, daß Garswydas daraus nichts Rechtes zu machen wußte.

Nun fügte es der Zufall, daß der Bürstenbinder, der in der Nähe wohnte, eines Tages herzukam, als Garswydas sein Roß am Feldrain weidete. Dieser Mann meinte, der Braune habe einen viel zu langen Schweif. Er würde ihn gern kaufen. Je länger das Haar sei, das abgeschnitten würde, desto mehr würde er dafür zahlen. Garswydas ging nicht darauf ein. Doch quälte ihn der Gedanke, ob nicht sein Rößlein durch den zu langen Schweif doch verunstaltet sei. Er fragte beim Vater um Rat, und der meinte, er solle es ausproben.

Das war nun ein bitterer Kampf für Garswydas. Doch siegte schließlich der Glaube, der Nachbar-Gutsbesitzer, der doch sonst alles so schön habe, werde wohl das Richtige wissen. Und so ließ denn Garswydas seinem Braunen den Schweif abschneiden. Allerdings so kurz nicht wie bei dem Rappen des Herrn Br. Der Vater hatte geäußert, jener sei abgehackt, und das Tier müsse dabei große Schmerzen erdulden.

Wie der Gedanke auf Garswydas wirkte! Nur ganz allmählich drang er bei ihm mit seiner ganzen Bedeutung durch. Aber dann wirkte er auch sehr stark. Immer wieder schaute er sich jetzt seinen Braunen an, ob er ihm den Schweif nicht doch zu sehr gekürzt habe, ob der Braune sich nicht kränke, ob er wirklich noch so schön aussehe wie vorher. Nie, nie würde er nochmals so viel abschneiden lassen. Die Pferde mit den kurzen Schweifen sahen ja ganz unglücklich aus. Daß sie nicht traurig waren, lag sicher daran, daß sie den Schwanz nicht sehen konnten.

Heimlich bat er dem Braunen auch seine Untat ab. Doch schien der sie ihm auch nicht übelzunehmen. Er war folgsam und artig wie zuvor. Und Garswydas durfte ohne Zaum und Zügel reiten. Er konnte ihn durch Zurufe und durch Klopfen an dem Hals lenken.

Besonders schön waren die Wochen im Herbst. Da gab's ein Gelände zu beiden Seiten eines kleinen, nur etwa 2 m breiten Flusses zwischen Hügeln. Das gehörte jenem Herrn Br., und er bot es dem Vater unsers Garswydas zum Beweiden im Herbst an. Dahin ritt denn unser Kleiner seinen Braunen morgens und ließ ihn völlig los, ohne ihn anzubinden, ohne ihn zu spannen. Und abends, wenn es anfing zu dämmern, ging er ihn holen. Dann war der Braune oft nicht zu sehen zwischen den Bodenwellen. So pfiff denn Garswydas, und sogleich antwortete der Braune mit fröhlichem Gewieher und kam bald angetrabt, manchmal stürmte er gar in rasendem Galopp daher. Und war's neblig, so war das ganz drollig, wenn das Gewieher auf den Pfiff aus unmittelbarer Nähe antwortete.

Im Laufe des Tages pflegte der Braune oft weit entlang am Fluß zu wandern. Und als er einmal mitten am Tage gebraucht wurde, da mußte Garswydas ziemlich weit gehen. Er fand ihn nicht. So sprach er ein paar unbekannte Pflüger auf dem hochgelegenen Acker an. Die hatten das Pferd gesehen, das ganz los gewesen wäre. Sie hätten's einfangen wollen. So seien sie auf dasselbe zugegangen. Und das Pferd wäre dem einen bis auf ein paar Schritt entgegengekommen. Dann aber habe es sich plötzlich umgewandt und habe ausgeschlagen, daß er beinahe getroffen sei. Indessen kam der Braune auch an. Wahrscheinlich hatte er Garswydas gesehen. Nun wollten die beiden Männer dem Knaben trotz seines Abratens beim Einfangen des Rosses behilflich sein. Und Garswydas hatte das Vergnügen, zu sehen, wie sein Brauner die Leute zum Narren hielt, so daß sie mit der Peitsche kamen und ihn ganz verscheuchten. Garswydas ging dann etwas weiter zurück und rief seinem Freund nach. Der folgte auch auf weitem Umwege. Garswydas schwang sich nun zum Erstaunen der beiden Pflüger auf des Braunen Rücken und jagte davon.

So ging's ein paar Jahre. Die Freundschaft der beiden war ganz vertraut geworden. Da borgte sich ein Nachbar das Roß zu einer Brautfahrt. Er hatte nämlich ein ganz ähnliches Tier in seinem Stall. Der Braune kam heim nach ein paar Tagen. Aber er war nicht mehr derselbe. Er stand so müde da und atmete so schwer. Garswydas kam immer wieder in den Stall. Schließlich begann Schaum aus den Nüstern des Braunen zu triefen. Der Vater hatte den Tierarzt rufen lassen. Doch war's vergeblich. Garswydas durfte nicht mehr hinein zu ihm. Schließlich ging er doch heimlich hin und blickte hinein. Sein Brauner lag auf dem Boden und stöhnte. Garswydas tat es weh, als leide er selber heftige Schmerzen. Der Braune stöhnte leiser. Dann zuckte es durch den ganzen Körper. Und nun war's still. Durch Garswydas ging es wie ein Erschrecken. Er ging hinweg.

Der Vater kam zum Stall. Garswydas wartete voll Bangigkeit. Bald trat der Vater heraus. Er war sehr niedergeschlagen. Als er den Knaben erblickte, sagte er: „Der Braune ist nun doch verendet!“ Da wurde es Garswydas furchtbar weh. Er hatte noch immer gehofft. Nun war es also doch aus. Still ging er in den Garten. Dort hielt er seine Tränen nicht mehr zurück. Er weinte bitterlich. Und der schneidige, frostige

Ostwind machte die Tränen fast erstarren. Schließlich hörte er sich rufen. Er ging ins Haus. Doch hielt er sich zurück von den anderen. Niemand sollte um sein Leid wissen, geschweige denn um seine Tränen.

Am andern Tage holte der Schinder die Leiche. Als sie hinausgebracht wurde, sagte man das Garswydas. Er aber kehrte sich nicht daran. Und irgendjemand machte wieder die Bemerkung von seinem harten Gemüt. Er aber ging still in den Garten. Von dort schaute er nach dem Flußgelände, das jetzt mit Schnee bedeckt war. Er dachte an seinen Braunen. Und es schien ihm, als sähe er die ganze Wiese vor sich und hörte das Wiehern seines herantrabenden Rößleins.

Nie mehr hat er einen Freund gehabt. Und nie mehr ein Roß geritten. Und ist jetzt ein Mann von 50 Jahren.

Das Mütterlein lockt

Von Lazdynų Pelėda

Es dämmerte. Mit jeder Stunde wurde es dunkler. Zwei kleine Kinder, eng an das befrorene Fensterlein geschmiegt, schauen auf den Steg, ob nicht schwarz auftauchen wird das heimkommende Mütterlein.

Mit den von Kälte blau gewordenen Lippen an das Glas gestützt, blasen die Kleinen vergeblich, um das Eis zu schmelzen und die immer dunkler werdende Weite durchschauen zu können.

Das Steglein ist leer, das Mütterlein ist nicht zu sehen; nur die vom Winde getriebenen Schneewehen wanken durch die Felder, und der Sturmwind, heulend und jammernd, dreht heftig seine Wirbel in der Oede.

Es ist ganz dunkel geworden. Den Kindern wird bange zumute. Sie fürchten sich, das Licht anzuzünden; denn es treibt sich jemand um das Häuschen herum und lärmt: bald bricht er das Dach, bald klopft er an die Tür, bald pocht er heulend ans Fensterlein.

Im Schornstein stöhnt es.

Sobald man nur Licht macht, wütet es in die Stube herein, denken die Kinder.

Da erinnerte sich Katriuka der Worte des Mütterleins, daß an solchen Abenden die armen Seelen, die nirgends Unterkunft finden, die Menschen mahnen, daß sie ihrer Gebete bedürftig sind.

Sie stieß das Brüderlein in die Seite, seufzte fromm und fing an zu beten: „Schenke, o Gott, ewige Ruhe den unglücklichen, vergessenen Seelen!“

Das Brüderlein sprach ihr nach; dann bekreuzigten sich beide und blieben eine Weile still. Als erste fing Katriuka zu sprechen an: „Paß auf, Petriukas, jetzt jammert schon niemand mehr! Horch nur! Siehst du, den armen Seelen ist unser Gebet das gleiche, was uns ein Leckerbissen. Ach, die Unglücklichen!“

Ob sich das Getöse wirklich beruhigte, kann keiner wissen. Die Kleinen aber, wer weiß warum, wurden ruhig, und nachdem sie eine Zeitlang geschwiegen hatten, fing Katriuka wieder zu reden an: „Petriuk, wir wollen Feuer machen! Das Mütterlein wird dann, wenn es zurückgekommen ist, wenigstens die Röcke und die Fußlappen trocknen können, und wir zwei werden uns am Feuer erwärmen. Der Wind hat so in die Hütte geblasen, daß man zittern muß.“

„Du hast recht,“ stimmte das Brüderlein bei. „Und wir werden uns was kochen! Aber mit dem Kochen wird es seine Schwierigkeiten haben: es ist keine Milch da, Speck nur ein kleines Stückchen, so groß wie ein Hühnerkopf, Graupen fehlen ganz, Mehl nur zwei Handvoll...“

„Kochen wir Kartoffeln! Wir werden ein paar Zwiebeln zerschneiden, ich werde dann Betensäure dazu gießen, recht viel Salz hinein tun, das wird dann ein königliches Essen geben!“ rief Petriukas speichelschluckend.

„Ich werde noch Tee kochen. Sacharin haben wir; vielleicht bringt das Mütterlein Brot, das wird dann ein richtiger Schmaus werden! Woher werden wir aber das Holz nehmen, Petriuk?“ fügte Katriuka besorgt hinzu.

„Sorge dich nicht! Holz haben wir soviel wie im Gutshofe. Gestern, sobald es dunkel geworden war, habe ich mich auf dem Holzhofe des Bernotas umgeschaut. Siehst du, alle waren ausgefahren — ich habe einen Klotz genommen, so groß wie ein Bär; einen Strick habe ich darum gebunden, und dennoch bekam ich fast einen Bruch, bis ich ihn hierher geschleppt hatte.“

„Wo hast du ihn denn?“

„Es versteht sich von selbst, daß ich ihn nicht mitten auf den Fußboden hinwerfen werde, damit jeder Gaffer, der hereinkommt, ihn sehen und später der Zunge Freiheit geben kann. In der Kammer, in der Ecke unter den Tannenzapfen habe ich ihn begraben... Wozu wäre sonst der Verstand im Kopfe?“ prahlte der schlaue Petriukas.

„Sei still, du Unvorsichtiger, schwatze nicht! Weißt du denn nicht, daß auch die Wände Ohren haben? Vielleicht lauscht die Rimkiene,“ warnte Katriuka.

„Ich habe keine Angst; auch für sie habe ich genug Zaunstücke herangeschleppt,“ sagte Petriukas, den Klotz über den Fußboden rollend. Unter dem Bette zog er eine Axt hervor, hob sie in die Höhe und ließ sie mit voller Wucht auf den Klotz fallen.

Nach kurzer Zeit schon knisterte funkenwerfend ein lustiges Feuer auf dem Herde, und in

dem Henkeltopfe brodelten schäumend die kochenden Kartoffeln.

Die Kinder hockten sich vor das Feuer, sie wärmten sich.

Die angenehme Wärme betäubte sie. Die zerzausten Köpfchen sanken immer niedriger, bis sie sich schließlich auf die Knie herunterbeugten.

Die Kinder schliefen ein. Das ungeschürte Feuer fing an auszugehen. Es nahm immer mehr ab, bis es schließlich erlosch. Die Kartoffeln, die in dem Töpflein gekocht hatten, hörten auf zu brodeln. Der Wind, der sich durch den geöffneten Schieber in der Zimmerdecke hineingezwängt hatte, riß die Asche vom Herde und trieb sie umher. Im Schornstein heult, weint und klagt es wieder.

Es tobt und braust der Wintersturm. Die Kinder hören gar nichts mehr. Der süße Schlaf, der Beruhiger der Armseligen, hat auch sie in Ruhe gewiegt. —

Es war schon Mitternacht — die Hähne fingen zu krähen an —, als die Kinder erwachten.

Draußen war es still, ruhig. Es polterte niemand mehr unter dem Dach, es pochte niemand mehr an die Tür. Durch die gefrorenen Scheiben schleicht von des Himmels Höhen das weißliche Licht des Mondes, beleuchtete das Herdloch, des Petriukas hereingezogenen Klotz und beim Herde die schlafenden Kinder.

„Petriuk! Wo bist du? Ich habe Angst!“ rief kläglich Katriuka.

„Sei still, schäme dich! Du wirst hier noch schreien, wie ein kleines Kind,“ beruhigte Petriukas.

„Das Mütterlein kommt nicht!“ klagte das Mädchen. „Es ist irgendwas Schlechtes vorgekommen. An einem solchen Tage mußte sie an den Fluß . . .“

„Man hat sie bei Grikschtus zur Nacht behalten, das ist das ganze Vorkommnis. Wie es schon einmal war — erinnerst du dich noch? Wir hatten hier alle Ecken voll geweint, und siehe, am Morgen, als es anfing, hell zu werden, kam das Mütterlein mit einem Bündel voll heißer Blutwürste. Erinnerst du dich noch?“

Mit einer noch von Tränen zitternden Stimme lachte das Mädchen auf, weil es sich der lustigen Stunde erinnerte.

„Deshalb braucht man auch jetzt nicht zu heulen,“ redete Petriukas auf sie ein. „Wo kann sie bleiben? Sobald es tagt, wird sie schon kommen; dann wird sie gewiß kommen und dann vielleicht auch diesmal wiederum nicht mit leeren Händen. Die Leute haben jetzt Fleisch im Ueberfluß, sie leiden jetzt keinen Mangel an Fleisch —“ setzte er hinzu, speichelschluckend. Den ganzen Tag hindurch hatte er gehungert, jetzt, als er sich der Leckerbissen erinnerte, fühlte er, daß ihm schwach wird.

„Katriuka,“ sagte er, „wir haben uns ja Kartoffeln gekocht: wir wollen doch ein paar davon essen, bis die Mutter sich einfindet.“

„Ich will gar nichts,“ antwortete das Mädchen mit kläglicher Stimme. „Kalt habe ich, schlafen will ich,“ sagte sie, die Nase rümpfend, den zerzausten Kopf kratzend und in das Bett steigend.

„Na, dann leg dich also ins Nest!“ sagte Petriukas, indem er die halbrohen Kartoffeln aus dem Topfe zog und sie seufzend zu essen anfing.

„Ach, wie kalt ist's!“ klagte das Mädchen aus dem Bett. Petriukas zündete das Lämpchen an und trat an das Bett: in ein Knäuelchen zusammengedreht, ganz unbedeckt, lag das Mädchen da.

„Sie will, daß ihr warm ist —“ sagte Petriukas zu sich selber, indem er von der Kleiderstange die Röcke der Mutter herunterzog. „So, jetzt sollst du mal sehen, ob es dir noch längerhin kalt sein wird!“ Damit legte er den ganzen Haufen von Lumpen auf das Mädchen, kuschelte es ein und sagte: „Nun, schlafe jetzt wohl!“ Dann stellte er sich einen Schemel zum Wandbrett und fing zu suchen an. Was er suchte, wußte er selbst nicht genau, irgendetwas zu essen. Es gelang ihm: wer weiß, woher, klaubte er eine große Brotrinde heraus. Er blies sorgfältig den Staub ab und suchte von neuem. Er fand ein blaues Stück Papier, in dem die Mutter gewöhnlich Sacharin aufbewahrte. Mehr fand er nicht. Er sprang vom Schemel herunter, riß zwei Zwiebeln aus dem Bunde, der an der Wand hing, zerschnitt sie, tunkte sie in den Salzbecher und aß sie mit den halbrohen Kartoffeln.

Nachdem er etwas davon gekostet hatte, nahm er die Brotrinde, um sie zu zerbrechen, versank aber in Nachdenken. Petriukas wußte, daß dies das ganze Brot war, das sie besaßen. Es konnte leicht geschehen, daß das Mütterlein auch keines bekam, alles ist möglich. — „Laß es besser für morgen bleiben,“ dachte er. „Ich werde es zerschneiden und mit Wasser begießen, es wird dann aufweichen und ein herrlicher Bettelfraß werden; iß und verlang' nach mehr!“

Er zerschnitt die Brotrinde, goß Wasser darauf, fügte ein Körnchen Sacharin dazu und kostete. Er steckte ein zweites Mal den Löffel hinein und kostete wieder. Noch einen dritten Löffel wollte er nehmen, hielt aber ein und schaute in das Töpflein. „Es ist nicht allzuviel —“ sagte er, den Kopf drehend, zog den Löffel heraus, leckte ihn ab und legte ihn auf den Tisch. Darauf deckte er das Töpflein mit einem hölzernen Deckel zu und löschte mit einem Seufzer das Licht aus. Sich durchs Dunkel tastend, ging er auf den Ofen schlafen.

*

Hoch war schon die Sonne gestiegen, als Türknarren die fest schlafenden Kinder weckte.

„Das Mütterlein ist zurückgekommen!“ rief Katriuka, aus dem Bette springend. Kopfüber stürzte Petriukas von dem Ofen herab. Aber die

Freude der Kinder dauerte nicht lange, weil sie anstatt des erwarteten Mütterleins die Nachbarin Rimkiene erblickten.

Traurig wurden alle beide. Sie schauten erwartungsvoll in die Augen der Alten.

Die Alte sagte gar nichts, sie wiegte nur den Kopf, und über ihr verrunzeltes Gesicht rollten ein paar Tränen, wie Erbsen groß, und fielen zu Boden.

„Wann ging das Mütterlein fort?“ fragte sie kurz die Kinder.

„Gestern vor Sonnenaufgang wurde sie zu Stripnikas gerufen, die Wäsche zu waschen. Siehst du, man hat sie zur Nacht behalten. Aber lange kann es nicht mehr dauern, sie muß schon bald heimkommen . . . Sie wird doch kommen?“ fragte Petriukas, sich selbst beruhigend.

Die Alte seufzte traurig.

„Wer weiß, ob sie kommt,“ sprach sie leise — „wer weiß . . .“

Sie sprach nicht zu Ende. Ihre Stimme bebte, sie drehte sich um und ging hinaus.

Die Kinder standen eine Weile regungslos, als ob sie in die Erde eingewachsen wären.

Eine ungewohnte Angst hatte sich ihrer bemächtigt; sie fühlten, daß sich ihnen etwas Furchtbares, Unvermeidliches nahte; sie fühlten, daß dem Mütterlein irgendetwas Schreckliches widerfahren war.

Nach ein paar Stunden kamen etliche Bauern in die Hütte; zwischen ihnen war auch die Stripnikiene.

Die Kinder, das eine hinter dem Ofen eingepreßt, das andere hinter dem Bette hockend, hörten den Reden der Menschen zu und legten sich alles ins Gedächtnis.

Aus den Reden erfuhren sie, daß ihr Mütterlein unter das Eis geglitscht war, daß sie jetzt von den Menschen gesucht wurde, aber nicht zu finden war.

„Sie ist keine Nadel, man wird sie schon finden“ — tröstete Petriukas.

Ihr Kinderverstand ging nicht weiter. „Man wird sie schon finden“, wiederholten sie sich. Daran dachten sie nicht, daß sie niemals mehr das lebende Mütterlein sehen würden, daß es sie nicht mehr anreden, niemals mehr streicheln und an sich schmiegen werde, daß es nicht mehr da, nicht mehr auf der Welt sei, daß sie allein auf der Welt zwischen den fremden Menschen geblieben waren.

Die Leute haben unterdessen alles besehen, was da war: haben die Kuh, das Schaf mit den zwei Lämmern, ebenso in der Hütte alle Gegenstände und das Geschirr betastet. Nachdem sie das alles recht besichtigt hatten, obgleich es kein großes Vermögen war, waren doch alle begierig, es sich anzueignen; wie die Welt sagt: immer ist es doch ins Leben, nicht aus dem Leben. Außerdem, so große Kinder sind auch in der Landwirtschaft nicht zu verachten.

Ein angenommenes Kind ist doch kein Dienstbote, der, sobald nur ihm etwas mißfällt, sein Bündel zusammenpackt und ‚Grüß Gott!‘ sagt.

Als sie sich das alles überlegt, den Schätzungspreis des Vermögens festgestellt hatten, wollte ein jeder die Kinder zu sich nehmen; der eine und der andere fand sogar, daß er mit ihnen in Verwandtschaft stehe. Nun fingen sie an zu streiten. Ein angenommenes Kind ist kein Dienstbote — das ist allen gut bekannt; sobald man es angenommen und sich sein Vermögen angeeignet hat, kann es nirgendhin weglaufen, kann es sich bei niemanden beschweren; man braucht keine Löhnung zu zahlen, man braucht nicht um das Essen, ebensowenig um die Bekleidung zu sorgen. Und die Kinder sind fix! Die richtigen Aushelfer in der Landwirtschaft. Darum ist es auch kein Wunder, daß es zwischen den Männern zum Streite kam. Stripnikiene mischte sich nicht in den Streit der Männer ein. Ihre Augen und ihr Verstand arbeiteten im Stillen; in der Türe stehend, überlegte sie sich alles allein.

„Der Tag hat auch sein Ende,“ sagte sie laut, als ob sie für sich allein redete. „Man muß nach Hause gehen!“

„Frau Gevatterin hat recht,“ sagten die Männer und fingen an, nach den Mützen zu suchen. „Auf dem Markt werden wir uns treffen; wir müssen uns noch mit unsern Weibern beraten.“

Alle gingen auseinander. Stripnikiene begleitete sie schmunzelnd mit den Augen. „Beratet euch nur, wenn ich nur das meinige bedacht habe“ sagte sie, und die Röcke hoch aufsteckend, schritt sie über das Feld, geradeaus nach Hause.

Es dauerte nicht lange, da fuhren schon zwei Schlitten vor die Tür der Hütte. Der eine wurde von einem Knecht, der zweite von der Stripnikiene selbst geleitet.

Mit Hilfe des Knechtes strich sie alles, was sie nur finden konnte, zusammen, und als es dämmerte, waren die Kinder bereits unter dem Dache der gutherzigen Wohltäterin.

*

Da fingen den Kleinen die Tage des Elends an; sie fingen zu leben an wie diejenigen, die sich nirgends beklagen können, die niemand beschützen wird!

Vom ersten Tage an sorgte die Wohltäterin dafür, daß die Kinder sich nicht verwöhnten und bestimmte jedem die Arbeit.

Petriukas mußte Reisig hacken, später das Zerhackte in die Stube tragen und Wasser holen; am Abend mußte er Kartoffeln schälen oder Schnürsenkel und Peitschenschnüre drehen.

Sobald nur in seinen müde gewordenen Händen die gegabelten Hölzchen zu klopfen aufhörten, rief die Wirtin gleich: „Was, bist du schon eingeschlafen, du Faulpelz! Nur bei der Schüssel ist er fix: er frißt so, wie der Drachen den Werg verschlingt, aber bei der Arbeit ist’s anders: da

schläft er gleich ein. Wenn man das unverdiente Brot ißt, so weint es!"

Petriukas erwiderte gar nichts, die gegabelten Hölzchen klapperten wieder, obgleich auf die Flachsfasern die bitteren Tränen der Waise fielen.

Petriukas konnte sich wenigstens in der Nacht erholen. Anders war es mit Katriuka. Sie mußte nach durchgearbeitetem Tage noch in der Nacht bei dem Kinde wachen. An der Wiege warf sie sich eine gestreifte Wergdecke auf den Boden hin, und den Wiegestrick in der Hand haltend, schlummerte sie. Oft kam es vor, daß sie das Kind in der Nacht herumtragen, mit ihm spielen und ihm singen mußte. Sobald es aber hell wurde, mußte Katriuka die Windeln und die Wäsche waschen, die Dielen fegen und die Kartoffeln schälen.

Zusehends nahmen die Kinder ab. Das Mädchen wurde blaß, ihre großen blauen Augen erloschen, traurig schauten sie die Menschen an. Von ihren Lippen schallte niemals das lustige ungezwungene Kindeslachen, ebensowenig hörte man sie lustige Lieder singen. Wie ein wildes Tierchen wurde sie ängstlich; wenn sie einen Menschen sah, lief sie davon, denn in jedem erblickte sie ihren Henker.

Den Petriukas hat die Not im Gegenteil abgehärtet und stärker gemacht. Wenn man ihn schalt, weinte er nicht mehr; er ballte seine schwarzen, mageren, sehnigen Fäuste und brummte nur: „Wartet, nicht lange mehr werdet ihr uns martern!"

Er hatte noch Angst, gegen die Wirtin aufzutreten; er wußte, daß er sie nicht besiegen konnte. Aber die Kinder zurechtzuweisen, kam ihn schon öfters die Lust an; er traute nur immer noch seinen Kräften nicht recht.

Die Kinder der Wirtin stürzten sich vom ersten Tage an wie böse Geister über die beiden Waisen. Sie quälten und neckten sie, wie sie sich's nur ausdenken konnten. Wenn die Unglücklichen aßen, schütteten ihnen die Wirtskinder Asche in den Brei, im Vorübergehen gaben sie ihnen Schläge auf den Kopf, oder wenn Petriukas mit dem Armvoll Reisig in die Stube kam, streckten sie ihm den Fuß vor, und wenn er darüber stolperte und lang auf den Boden hinfiel, war ein allgemeines Gelächter.

„Sieh den Tollpatsch an, den Müßiggänger, er ist sogar zu faul, die Füße zu heben!"

Es lachten die Alten, die ein so witziges Kind hatten; es lachten die Kinder, die von den Eltern gelobt wurden, und sannen sich immer neuen Schabernack aus.

„Ein solches Kind, wie unser Stapis, wird man wahrscheinlich nirgendwo finden, wenn man auch die Welt in der Länge und Quere durchschreiten würde; wenn er erst einmal aufwächst, wird man sich um ihn auf Hochzeiten und anderen Festlichkeiten wie um Honig streiten!" Tränen lachend, sprach dies die Stripnikiene.

Stapis war der älteste und der einzige Sohn, deshalb war alles, was er tat, gut.

Stapis bekam immer das beste Essen, schlief bis zwölf Uhr, und wenn er aufgestanden war, trieb er sich den ganzen Tag müßig umher.

Er sah aus wie ein gut gefüttertes Ferkel; so stehend — so liegend, oder, wie manche sagen: so lang — so breit.

Einmal trug Petriukas zwei Eimer voll Wasser. Stapis steckte ihm einen Harkenstiel unter die Füße, so daß er umfiel und das ganze Wasser ausgoß. Die Eltern waren nicht im Hause. Dem Petriukas wurde es hell in den Augen, als ob er einen Blitz im Hause erblickt hätte. Er erhob sich von der Erde und fiel dem überraschten Stapis ins Haar. Er schüttelte ihn und warf ihn in die Pfütze.

„Da hast du, da hast du!" zischte er, ihm die Nase in den Schmutz tunkend. „Da hast du, damit du weißt, daß du mit mir keine Händel zu suchen hast! Damit du weißt, daß ich kein Klotz bin! Es ging mir schlecht, weil ich keine Kraft hatte, jetzt aber werde ich es euch allen zeigen!"

Petriukas hielt noch den Kopf des Stapis zwischen den Beinen und tunkte ihn in die Lache, als plötzlich die Tür aufging und die Stripnikiene hereinstürmte. Selbstverständlich erhob sich ein großer Lärm. Petriukas bekam Prügel; aber was er dem Stapis eingelegt hatte, mußte der auch behalten.

Von der Zeit an ließ Stapis den Petriukas in Ruhe, hörte auf, ihn zu verspotten, und wurde ernsthafter. Die Stripnikiene, im Gegenteil, wurde seit dieser Stunde ganz wie besessen; Petriukas sowie Katriuka konnten ihr nichts recht machen. „Teufelskinder, ihr werdet den Geschmack der Zwiebel schon noch kennen lernen!" knurrte sie — „wie ihr mir, so ich euch! Wir wollen doch sehen, ob ich euch nicht noch einmal gehorsam machen werde!"

Ein jeder weiß, daß selbst der Teufel nicht einmal das ausrichten kann, was ein besessenes Weib zu tun imstande ist.

Sie fing an, die Kinder zu quälen, wo sie es nur konnte. Den Besen ließ sie nicht aus der Hand und schlug sie, wo es sich nur traf — vom Fluchen bog sich, wie die Menschen sagen, die Erde.

Als sie einmal so lärmte, kam unerwartet eine Nachbarin herein. Der katholische Gruß erstarb ihr auf den Lippen, sie fragte nur: „Was zürnt ihr so, Gevatterin? Fürchtet Gott!"

„Ihr selbst würdet noch toller werden, wenn ihr an meiner Stelle wäret. Die kleinste Arbeit muß man selbst machen; wenn du's nicht machst, ist's gar nichts. Nur zum Tisch schleichen sie wie die Schlangen aus allen Ecken. Dann sind sie alle gesund und schlingen wie der Drachen den Werg. O, diese bösen Sternschnuppen! Fressen sie denn nicht meine Gesundheit? Eigensinnig wie die Mutter; nur zu fressen und zu liegen verstehen sie, aber wenn man ihnen ein Wort sagt, springen sie einem sofort in die Augen. Ist die Mutter nicht durch ihren eigenen Eigensinn unter das Eis gerutscht? Wievielmal habe ich ihr ge-

sagt, daß sie nicht dorthin die Wäsche waschen gehen soll; aber nein, zum Trotz mußte sie doch hingehen. Seit uralten Zeiten ist es bekannt, daß dort die Nixenwäscherei ist; sobald es des Abends nur dunkel wird, hört man gleich: klitsch, klatsch, klitsch, klatsch mit den Wäscheschlegeln schlagen. Einmal wusch ich selbst die Wäsche dort; die Sonne ging unter, ich dachte, noch die Arbeit zu enden . . . plötzlich höre ich platsch, platsch — und eine Nixe zeigte sich auf dem Wasser, packte den Wäscheschlegel und tauchte unter. Ich fing an zu laufen, aber von dort rief es: ‚Komm her, du wirst uns waschen helfen'."

„Die Nixen tun nichts Schlechtes, man muß sie nur nicht belästigen; aber jetzt ist es in der Tat ganz entsetzlich in der Wäscherei. Ach! es fröstelt mich noch jetzt, wenn ich dran denke" — schrak die Nachbarin zusammen.

„Was ist denn da vorgekommen?" fragte die abergläubische Stripnikiene.

„Das letztemal ging ich in der Dämmerstunde nach Hause über den Steg, der neben der Nixenwäscherei vorbeiführt, und wollte mir die Füße waschen. Das Wasser war warm, ich ging hinein und plätscherte; auf einmal höre ich, es raschelt zwischen dem Schilf, und jemand nimmt das Schilf auseinander; ich hebe den Kopf und sehe, in einer Entfernung von zwei Schritten steht, mit Moor bedeckt . . ."

„Wer denn?" fragte ängstlich die Stripnikiene.

„Die Ertrunkene!"

„Was weiter?"

„Ich starb fast vor Angst, zog meinen Rosenkranz heraus und fing an, ihn zu schwenken. Da sagte sie: ‚Erschrick nicht und mache nicht das Kreuz vor mir, ich bin kein Teufel: nur die sollen sich vor mir fürchten, die meine Kinder quälen.' Nachdem sie das gesagt hatte, verwandelte sie sich in weißen Nebel und zerflatterte im Schilf."

„Um Gottes willen! wer quält denn ihre Kinder?" brummte ärgerlich die Stripnikiene.

„Sie hat es mir nicht gesagt, und ich besann mich auch nicht, sie zu fragen."

Die Stripnikiene saß eine zeitlang in Gedanken versunken mit böse verzogenem Gesicht.

Die Nachbarin setzte ihre Rede fort, indem sie die Wirtin forschend anschaute.

„Nicht allein ich, sondern auch andere haben sie gesehen; ich wollte es auch nicht glauben, bis ich mich mit meinen eigenen Augen überzeugt hatte."

„Man muß sich um einen Rat umschauen; wenn schon einmal solche anfangen zu erscheinen, gibt es kein Ende; bald wird man Angst haben, aus der Tür zu gehen. Man muß eine Messe lesen lassen oder ein Kreuz an das Flußufer stellen."

Dann, nachdem sie eine Weile geschwiegen hatte, fuhr sie fort zu reden.

„Die Menschen sprechen, daß, wenn ein Geist so oft zu erscheinen anfängt, es gut sei, dem Toten den Kopf abzuhacken und ihn an das Fußende zu legen, so daß er ihn nicht mehr erreichen und ihn sich nicht wieder aufsetzen kann; wenn man das getan hat, so soll er aufhören zu erscheinen."

„Hier können weder Kreuze noch Messen noch das Kopfabhacken helfen!" sagte die Gevatterin ernst. „Den Geist der Mutter kann man nicht töten, nicht beruhigen; denn sobald sich das Kind nur regt, lebt er wieder auf. Mutterliebe kann auch der Tod nicht stillen!"

„Durch meine Barmherzigkeit habe ich mir ein wahres Unglück gemacht; durch mein gutes Herz werde ich noch meine Ruhe verlieren!"

„Wovor fürchtet ihr euch, Gevatterin?" fragte lächelnd der Besuch. „Sie selbst sagte doch: ‚Nur die sollen sich vor mir fürchten, die meine Kinder quälen', und euch braucht davon doch nicht kalt geworden zu sein."

„Sagt mir, weshalb die Teuf . . . die Kleinen, immer dorthin kriechen. Niemand hat ihnen etwas davon gesagt, aber schaut nur, wo sie nur sein mögen, wenn nicht dort; in das Schilf müssen sie kriechen!" klagte die Stripnikiene.

„Vielleicht haben sie sie auch gesehen?"

„Wenn sie sie auch gesehen haben, werden sie's doch nicht sagen!"

„Das ist selbstverständlich," fügte der Gast traurig hinzu, „das Mütterlein lockt... Wer weiß, warum das Mädchen so abnimmt; vielleicht wurde es vom Mütterlein geküßt? Man muß sie nicht dorthin gehen lassen."

„Meine Kinder kriechen auch immer dorthin, das Schilf soll da schöner sein."

„Ihre Augen müssen schon verhext sein; paß nur auf, sie kann dir deine Kinder vom Ufer abstreifen, als ob es ihre wären!"

„Ach, ach!" klagte die Stripnikiene. „Mir dreht sich der Kopf ..."

„Ich habe mich hier beim Schwatzen vergessen; der Tag hat auch ein Ende, nun muß ich gehen. Grüß Gott, Gevatterin!"

„Grüß Gott, glückliche Fahrt —" antwortete die Stripnikiene; aber sie begleitete die Gevatterin nicht hinaus, sie blieb, kummervoll in Gedanken versunken, sitzen.

Die Nachbarin ging hinaus und nahm den Steg über die Kadixbeeren; hier wurde sie von zwei Nachbarinnen erwartet.

„Wie war's?" fragten die beiden, „ist's gelungen?"

„Es ist sehr gut gelungen," antwortete der Gast der Stripnikiene. „Solche, die Gott nicht fürchten, müssen vor dem Teufel und vor den Gespenstern Angst haben. Ich habe ihr tüchtig Pfeffer gegeben, lange wird er ihr aufstoßen müssen. Hoffentlich hört sie nun auf, die Unglücklichen zu martern. Man kann sie nicht ohne Mitleid anschauen: zerlumpt, schwarz wie die Erde sind sie geworden. Josapiene erzählt, daß sie keinen Tropfen Milch zu sehen bekommen; die eingerührte Suppe schüttet sie lieber den Ferkeln aus, und ihnen gießt sie in eine Scherbe Suppe, die nicht einmal eingerührt ist. Das Weib hat ja kein Herz mehr. Josapiene wird schon erzäh-

len, wie es jetzt werden wird. Meint ihr nicht, daß es jetzt eine Umwandlung geben wird?"

„Welche Josapiene?" fragten die Freundinnen.

„Die Schwester des Stripnikas selbst; kaum war ihr der Mann gestorben, hat sich die Stripnikiene gleich an sie gemacht. Das junge dumme Weib glaubte den süßen Worten der Schwägerin, schleppte gleich alles hin zu ihr. Sie hatte einige Kühe und Schafe, denn sie bewirtschaftete früher ein Gut. Von diesem Vermögen erfuhr die Stripnikiene und hat die Schwägerin bald unter die Füße getreten. Jetzt weint die Alte nach der verflossenen Zeit; sie kann ihr nichts mehr gut genug machen; wenn der Stripnikiene irgendwas mißfällt, heißt es gleich: ‚Geh zum Teufel!' Und wohin soll sie gehen? Von wem wird sie erwartet?"

„Aber warum nimmt Stripnikas die eigene Schwester nicht in Schutz?" wunderte sich eine der Frauen.

„Was ist da viel zu sagen? Er selbst tanzt so, wie die Frau ihm vorspielt: er bellt wie der Hund und miaut wie der Kater, so, wie die Frau will. Seht, er selbst ist ja nur in die Wirtschaft gekommen, das Land gehört ihr."

„Aber alle müssen doch die gleiche Arbeit tun? Wo bleibt da die Gerechtigkeit?"

„Wer gibt heutzutage noch was auf die Gerechtigkeit?"

*

In der darauffolgenden Zeit hat sich bei der Stripnikiene recht viel verändert. Es war Samstagabend. Wie gewöhnlich zogen sich Petriukas und Katriuka einen Kessel voll Kartoffeln heraus und setzten sich nieder zum Schälen.

„Heute abend braucht ihr nicht zu schälen! Josapiene, nimm Wasser und wasch den Kindern Kopf und Gesicht ab!"

Josapiene, die solch ungewöhnlichen Befehl von der Schwägerin bekam, sperrte den Mund weit auf und schaute sie verwundert an.

„Was gaffst du mich an?" schrie die Stripnikiene. „Jeden Abend mußt du um die Kinder sorgen, ohne daß ich es dir zu sagen brauche; so viel Verstand mußt du doch haben! Schau, wie die Kinder durch dich geworden sind!"

„Durch mich, durch mich?" stöhnte die Alte, und ihr gelbes, runzliges Gesicht bebte, verzog sich, und aus ihren erloschenen Augen fielen einige Tränen zu Boden.

„Scheltet doch unsertwegen die Tante nicht!" baten die Kinder aus dem Winkel; „sie ist gut, sehr gut!"

„Seid still, Teufelskinder! Wer fragt euch?" rief die Stripnikiene; aber sofort faßte sie sich, als ob sie sich an irgendetwas erinnert hätte. „Gleiches sucht sich — gleiches findet sich! Da haben sich die rechten Freunde zusammengefunden," brummte ärgerlich die Stripnikiene. Trotzdem bekamen die Kinder reine Hemden, und nachdem sie sich angezogen hatten, legte ihnen die Stripnikiene Weißbrot und einen eingerührten Brei in einem neuen grünen Schüsselchen auf die Ofenmauer. Petriukas schluckte, daß ihm die Ohren wackelten, aber Katriuka nahm nur ein paar Löffel voll und legte dann den Löffel zur Seite.

„Warum friß ... ißt du nicht?" fragte unruhig die Wohltäterin, das Mädchen anschauend.

„Ich will nicht; dem Herzchen ist übel", antwortete das Kind. Schon vom Frühjahr an hatte Katriuka abgenommen, aber bis jetzt hatte es niemand gesehen oder es nicht sehen wollen. Vielleicht merkte es die Stripnikiene selber, denn seit einiger Zeit ließ sie Katriuka in der Nacht nicht mehr zum Kinde. Katriuka hütete Schweine.

„Weiß der Himmel, wie die Kinder schlafen. Ich selbst habe nicht nachgesehen, wer weiß, wie es da hinter dem Ofen ausschaut," sagte die Stripnikiene, nahm das Lämpchen vom Tisch und ging hinter den Ofen. — „Habe ich's nicht gleich gesagt: ganz wie im Schweinekoben. Daß es mir gleich menschlich hergerichtet wird! Ihr werdet euch schon dafür schwer vorm Herrgott verantworten müssen! Das ist immer nur Eigensinn, Josapiene!"

„Versteht sich von selbst, wer kann denn schuld sein außer mir?" weinte die Alte. „Aufgefressen hast du mich, ganz aufgefressen, Räuberin! Die Tränen der Unglücklichen werden dir nicht zum Segen gereichen, warte nur! Für alles, was nur jemand tut, werde ich beschuldigt: ich bin schuld, daß die Kinder vor Hunger sterben. Ich bin schuld ... Und als ich ihnen das alte Kissen geben wollte, hast du damals, Schwägerin, nicht selber gesagt: ‚Das fehlte noch! Schmeiß ihnen einen Armvoll Stroh hin', und die gestreifte wergene Decke ließest du geben. Was sollte ich machen? Ich selbst schlafe auch nicht besser, obgleich ich mir sechs Kissen mitgebracht habe!"

Es wurde recht spät, bis sich bei Stripnikas alles beruhigt hatte. Nur hinter dem Ofen blieb es unruhig: das Mädchen wälzte sich im Schlaf umher, sprang auf, streckte die Hände aus und klagte im Weinen: „Weshalb hast du uns verlassen, Mütterlein, damit wir unglücklich sind? Führe uns mit dir! Erbarme dich!"

Petriukas war wach geworden und lauschte. Wer weiß, weshalb ihn bangte; er fing an, das Schwesterlein zu wecken. Berührte ihr Gesicht und staunte: so heiß schien es ihm zu sein. „Komme mit zum Mütterlein, Petriuk! Das Mütterlein steht im Schilf, wartet auf uns... Das Mütterlein hat Sehnsucht nach uns. Ich werde gehen, ich werde gehen..."

„Sei still, sei still!" beruhigte Petriukas.

Plötzlich erwachte Katriuka und setzte sich aufrecht auf das Lager. „Ist nicht mehr da, ist weggegangen," klagte sie und fing an zu weinen.

„Wer ist weggegangen?" fragte leise das Brüderlein.

„Das Mütterlein war da, das Mütterlein. Hat mich geküßt, gestreichelt... Sie war so schön,

weiß, lustig. Ein Engelchen war auch mit ihr... goldene Flügelchen flattern ... ganz so, wie bei dem Engelchen im Märchen, das uns Tante erzählt hat... Und ist weggegangen und hat uns zurückgelassen."

„Sei ruhig, sei ruhig!" bat Petriukas. „Du bist krank, fieberst. Ach, wie heiß ist dein Köpfchen!"

Petriukas bedeckte sie, so gut er konnte; was er nur hatte, legte er auf die Schwester, aber sie hörte nicht auf zu phantasieren. Sie beruhigte sich nur langsam und schlief erst ein, nachdem die Hähne schon längst gekräht hatten, vor Sonnenaufgang.

Als Petriukas fortging, um das Vieh herauszutreiben, ließ er Katriuka fest schlafend zurück.

Es war Sonntagmorgen. Die Wirtin war zur Kirche ausgefahren; Josapiene hatte die Schweine auf die Weide getrieben, denn weil Katriuka krank war, war niemand anders da, der sie weiden konnte. Die Wirtskinder schliefen bis zum Frühstück; das Kleinste hatte die Wirtin zur Kirche mitgenommen.

Still war es im Hause. Das Mädchen erwachte und seufzte schwer, es war ihr schwindlig. Sie stand auf, um sich Wasser zu suchen; als sie es gefunden hatte, trank und trank sie in einem fort. Dann seufzte sie wieder tief auf.

Es war ein schöner, sonniger Tag. Am Fenster summten lustig die Fliegen; draußen hörte man Vogelgezwitscher, pfiffen die Spechte, zwitscherten die Sperlinge.

So schön ist es auf der Welt, so lustig — nur in dem Herzen der Waise ist's traurig.

Katriuka öffnete das Fenster und hörte die lustigen Frühlingsstimmen. Aber die allgemeine Fröhlichkeit munterte sie nicht auf; ihre blauen Augen füllten sich mit Tränen. Dort drüben war die Nixenwäscherei. Das gestrige Gespräch der Nachbarin hatte Katriuka gehört; wie konnte sie da lustig sein? Dort wartete mit Sehnsucht ihr armes Mütterlein, und sie wußten nichts davon!

„Ich gehe! Armes Mütterlein . . . So lieb hat sie mich heute nacht geküßt, gestreichelt . . . Sie haben Angst vor dem Mütterlein . . . Ich habe keine Angst vor ihr . . . Daß nur niemand etwas ahnt . . . Sie sind eifersüchtig?" Eine Weile lauschte sie . . . nirgends war ein Laut zu hören. Langsam stieg sie aufs Fenster und ließ sich dann auf die Erde herunter.

Der Atem ging ihr aus, die Frühlingsluft betäubte sie. Es braust in ihrem Kopfe, es kommt ihr vor, als ob sich alles in der Runde drehte.

Es braust und wiegt sich das schlanke Schilf am Ufer. Es knistert mit seinen langen, rauhen Blättern, wiegt sich und braust. Und zeitweise scheint es, als ob darin jemand weine.

Das Herzchen des Mädchens fing an, schneller zu pochen. Das ist das arme Mütterlein. Katriuka bleibt am Ufer stehen, schaut, aber . . . das Mütterlein ist nirgends zu sehen! Leise, ernst wiegt sich der Fluß. Auf dem Wasser schaukeln sich die weißen Lilien. Von Zeit zu Zeit plumpst ein Fischlein im Wasser. Das Mädchen bebt vor jedem Laut, steht, wartet . . . „Mütterlein, Mütterlein, hast du dich geärgert?" klagt das Mädchen. „Ich bin es, deine Katriuka, Mütterlein!"

Plötzlich strecken sich zwei Arme aus den Lilien hervor, und in der geheimnisvollen Tiefe sieht das Mädchen sein Mütterlein. „Komm her, Töchterlein, komm her, Kleinchen!" rauscht das schlanke Schilf, rauschen die Lilien.

„Mütterlein!" schreit das Mädchen, streckt seine mageren Arme aus und fällt in die Tiefe.

Eine Weile noch schaukelte sich das schlanke Schilf, die Blüten der Lilien breiteten sich auseinander; für eine Weile noch liefen ein paar Wasserreife vom Ufer — und wieder war alles still wie zuvor.

So schön ist es auf der Welt, so schön . . . Sonne . . .

Petriukas kam am Abend von der Weide nach Hause und beunruhigte sich furchtbar, als er Katriukas Lager leer fand. Er durchsuchte alle Ecken, aber nirgends konnte er die Schwester finden.

Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit auf das Geknarre des offenen Fensters gelenkt.

Wird sie denn irgendwohin gegangen sein? dachte er.

„Katriuka! Katriuka!" rief Petriukas.

Niemand antwortete, nur die Bäume rauschten, rauschten . . .

„Katriuka!" rief er stärker. Wiederum keine Antwort.

Petriukas fing bitterlich zu weinen an.

„Wo ist sie geblieben! Vielleicht hat das Mütterlein sie verlockt? Weshalb hat sie mich zurückgelassen?"

Er geht hinaus, setzt sich auf die Schwelle und denkt nach. Hebt die Augen in die Höhe. Die Sterne funkeln so hell.

„Wie hell muß es dort im Himmel sein, daß durch ein so kleines Fensterchen so viel Licht herauskommt! Vielleicht schauen das Mütterlein und Katriuka durch eines dieser Fensterchen . . . Gut haben sie's dort im Himmel! . . . Oder vielleicht ist Katriuka irgendwohin gegangen — vielleicht in das Schilf, um das Mütterlein zu suchen?"

„Petriuk!" Ihm ist, als ob er Katriukas Stimme rufen hört.

Petriukas springt auf, schaut sich um, geht ein paar Schritte . . . lauscht.

„Petriuk!" klagt es wieder vom Schilf her.

Petriukas läuft in der Richtung der Stimme, bleibt stehen, horcht wieder.

„Petriuk!" hört das Kind ganz deutlich.

„Katriuka! wo bist du?" ruft Petriukas ins Schilf hinein.

Niemand antwortet. Petriukas horcht; vom Winde bewegt, knistert das Schilf, und in den Schilfhalmen singt traurig eine Nachtigall.

Petriukas steigt auf den über das Wasser sich biegenden Weidenbaum. Durch das Dickicht der Aeste schaut er in die Tiefe; er sieht die Sterne, den Mond. „Alles ist dort im Wasser ganz so wie hier“, denkt Petriukas.

Der Abendnebel liegt über dem Fluß, und in diesem Nebel, sieht er, sitzt das Mütterlein; auf dem Schoße hält sie Katriuka und flicht ihr die Zöpfe, und ein Engelchen steht neben ihnen, dessen goldene Flügelchen flattern.

Der Kopf des Knaben hat sich auf den Ast niedergebeugt, er lächelt im Traum.

„Petriuk! ich habe Sehnsucht nach dir! komm hierher, zu uns!“

„Ich komme!“ rief Petriukas.

Ihrer Last frei geworden, krachte die gebogene Weide — Petriukas ist zu den Seinen gegangen.

Eine Weile noch wiegten sich die weißen Lilien; es liefen wieder ein paar Wasserreifen durch den Fluß, und wieder war alles still und ruhig . . .



Nachwort

Seit Beginn ihres Bestehens hat die Zeitung der 10. Armee es für eine ihrer wichtigsten Aufgaben gehalten, ihre feldgrauen Leser mit dem von ihnen besetzten Gebiete vertraut zu machen. War doch den meisten von ihnen das eroberte Land noch gänzlich unbekannt und eine persönliche nähere Bekanntschaft durch mannigfache äußere Umstände sowie durch die Unkenntnis in den Umgangssprachen erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Wie stark aber das Bedürfnis nach Aufklärung war, ging aus den zahllosen Anfragen, die bei der Armeezeitung über Stadt und Land, Volk und Familie, über die Geschichte, Sprachen, Sitten und Gebräuche des Oberostgebietes täglich einliefen, mit nicht zu verkennender Deutlichkeit hervor. Der Befriedigung solches erfreulichen Wissensdurstes durfte sich die Schriftleitung um so weniger entziehen, als die Aufklärung des deutschen Volkes über das eroberte Gebiet und seine geschichtliche, politische und wirtschaftliche Bedeutung auch im vaterländischen Sinne liegt. So übernahm denn die Armeezeitung das Werk der Vermittlung zwischen ihren Lesern und dem fremden Lande und brachte an Beiträgen, was ihr zum besseren Verständnis des Oberostgebiets irgendwie dienlich schien. Die sehr bald aus dem eigenen Leserkreis einsetzende Mitarbeit bezeugte der Schriftleitung, daß sie mit der Erfassung und Lösung dieser Aufgabe auf dem richtigen Wege war.

Bei dieser Aufklärungsarbeit konnte das litauische Gebiet von vornherein eine bevorzugte Stellung in der Armeezeitung beanspruchen. Denn die 10. Armee, für die die Zeitung in erster Linie geschaffen war, steht in einem ganz besonders nahen Verhältnis zu Litauen. Sie hat, unter der Führung ihres damaligen Oberbefehlshabers Generalobersten von Eichhorn, nicht nur das Hauptverdienst an seiner Befreiung von der russischen Knechtschaft, sondern sie ist auch danach seine treue Hüterin gegen alle Wiedereroberungsversuche des Feindes gewesen, bis auf die jetzige Zeit, da sie dem friedlichen Wiederaufbau im Innern den noch unentbehrlichen Rückhalt nach außen gewährt. Dieses Verwachsensein der 10. Armee mit dem heutigen Litauen mußte bei ihren Angehörigen einen besonders lebhaften Anteil an den Geschicken des Landes erwecken, einen Anteil, den durch Aufklärung zu fördern und zu vertiefen auch die politische Klugheit gebot. Auch hier also kam die Armeezeitung einem dringenden Bedürfnis entgegen, wenn sie nicht müde wurde, in geschichtlichen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Darstellungen das litauische Land und seine Bevölkerung dem Verständnis der Feldgrauen näher zu bringen oder litauische Eigenart selbst in Wort und Bild zu ihm reden zu lassen.

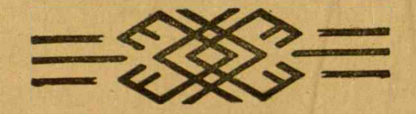
Wenn nun hier von diesen Beiträgen über Litauen aus der Armeezeitung eine besondere Auslese veranstaltet worden ist, so geschah dies aus doppeltem Grunde. Einmal konnte der aufklärende Wert dieser Darstellungen erst in ihrer Gesamtheit zur vollen Geltung kommen. Zu ganz verschiedener Zeit erschienen, sind die Zeitungsbeiträge gewöhnlich nur einmal gelesen und dann wieder vergessen worden oder, wenn sich der Leser ihrer doch wieder erinnern möchte, in den dicken Zeitungsbänden nur schwer wiederaufzufinden. Schon das empfahl ihre Aussonderung aus der Zeitung zu einer besonderen Sammlung. Sodann aber darf ein Buch wie dieses, welches das Litauertum in allen seinen Beziehungen und Schattierungen darzustellen versucht und so zum Verständnis des litauischen Wesens ein gut Teil beiträgt, heutzutage, wo die litauische Frage weltpolitische Bedeutung erlangt hat, auf einen größeren Leserkreis rechnen. Um so mehr, als ja auch den Gebildeteren des deutschen Volkes Litauen vor dem Kriege so gut wie ein fremdes Land gewesen ist, über das man sich nun, um zu den politischen Fragen der Gegenwart Stellung nehmen zu können, ein eigenes Urteil bilden soll. Hierbei möchte das vorliegende Buch dem deutschen Leser behilflich sein.

Als eine Art Einführung in das dem Laien noch wenig bekannte litauische Land mag also das Buch betrachtet werden. Den Charakter der Sammlung von Einzelbeiträgen kann und will es jedoch durchaus nicht verleugnen. Der damit vielleicht verbundene Nachteil des Bruchstückartigen wird durch die gewonnenen Vorteile reichlich aufgewogen.. Es gibt wohl kein zweites Buch über Litauen, das z. B. auch die litauische Dichtung in Vers und Prosa selbst zu Wort kommen ließe, und gerade die Vielheit der Mitarbeiterschaft zeitigte jene Abwechslung im Stil wie im Stoff und in der Gestaltung, die man gewiß nicht als Nachteil empfinden wird. Wo übrigens bei der Gliederung und Anordnung des Ganzen sich eine aus dem Stoff der Armeezeitung nicht zu schließende fühlbare Lücke ergab, da konnte sie durch Uebernahme von Arbeiten aus der einschlägigen Literatur geschlossen werden: So haben Vidunas und Gaigalat mit ihrem in den

Büchern „Litauen in Vergangenheit und Gegenwart“ (Tilsit 1916) und „Litauen, das besetzte Gebiet, sein Volk und dessen geistige Strömungen“ (Frankfurt a. M. 1917) niedergelegten Wissensschatz aushelfen können: Revelsteins geschichtlicher Ueberblick ist zuerst in seinem bei Georg Reimer verlegten Buche „Die Not der Fremdvölker unter dem russischen Joche“ (Berlin 1916) erschienen, hat aber bereits in der Zeitung gestanden, der er hier entnommen ist. Ueberhaupt war die Fülle des in der Armeezeitung vorhandenen Stoffes so überwältigend, daß nur an eine „Auslese“ der für den Zweck des Buches geeignetsten Beiträge gedacht werden konnte. Diese Auswahl sowie die Gestaltung des Ganzen und die textliche Zubereitung besorgte Dr. Fritz Bergemann vom Inselverlag zu Leipzig, der seinerzeit Schriftleiter bei der Armeezeitung war. Die Uebertragungen aus dem Litauischen lieferte, soweit nichts anderes vermerkt ist, der Schriftsteller Oskar Wöhrle, noch heute Schriftleiter der Armeezeitung. Für den Bildschmuck des Werkes trat, wo es sich nicht um die Wiedergabe fremder, namentlich verzeichneter Leistungen handelt, der Künstlerstab der Zeitung, besonders Fred Hendriok und Gerd Paul, ein. Im übrigen ist die Armeezeitung allen im Buche vertretenen Mitarbeitern dafür zu herzlichem Dank verpflichtet, daß sie den Wiederabdruck ihrer dereinst für die Zeitung gelieferten Beiträge bereitwilligst gestattet haben.

Möchte die Sammlung als eine Frucht deutscher und für die Deutschen im fremden Lande geleisteter Arbeit daheim freundliche Aufnahme finden!

Die Zeitung der 10. Armee

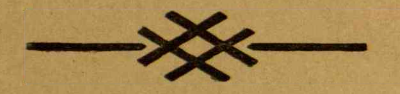


Inhalt

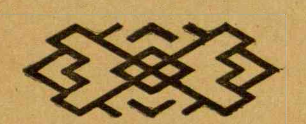
Verfasser-Verzeichnis

Namen-, Sach- und Schlagwortverzeichnis

* bedeutet: Anmerkung, † bedeutet: Abbildung



Verzeichnis des Bildschmucks



Quellennachweis für den Bildanhang